

UNIVERSITY OF TORONTO



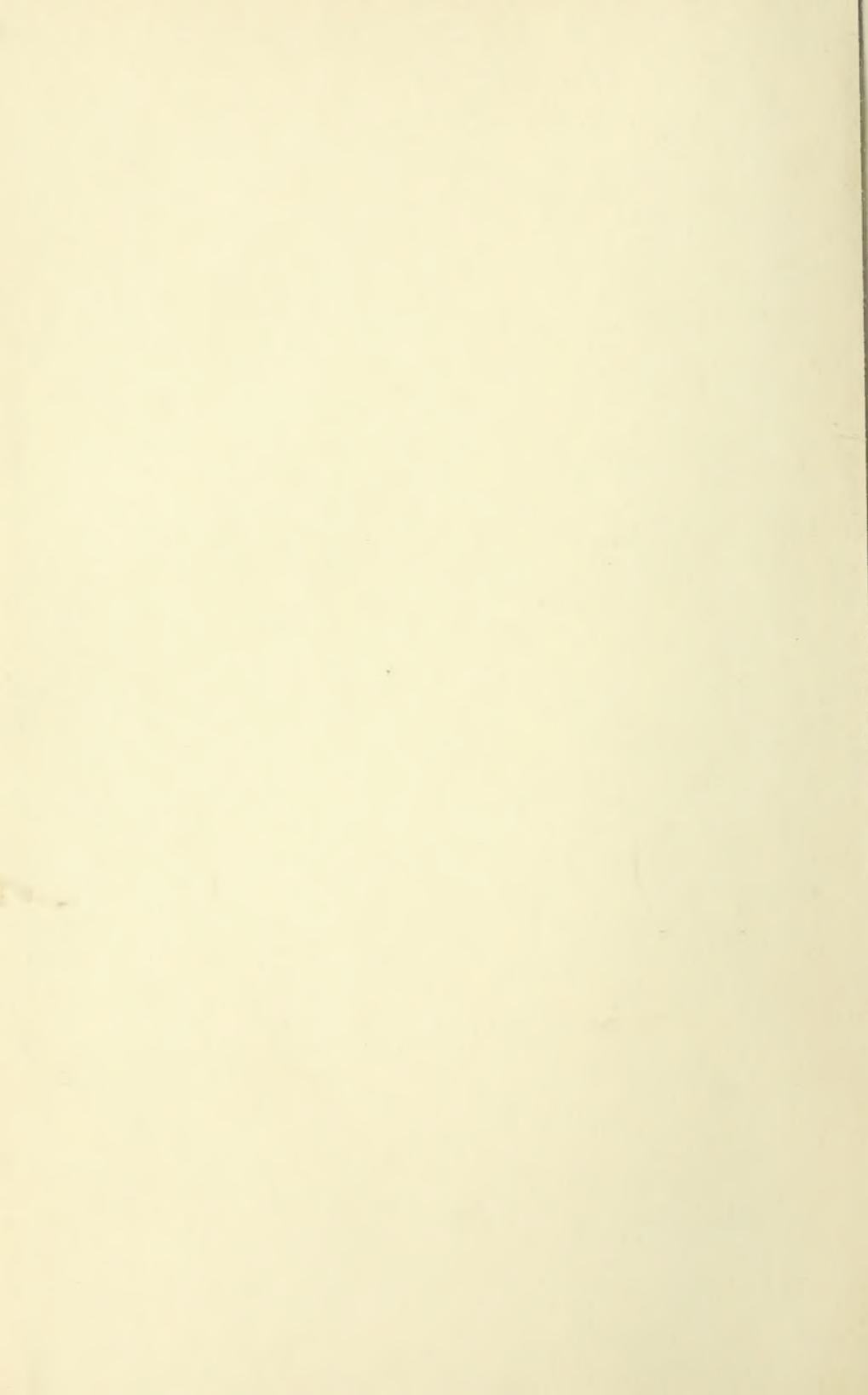
3 1761 00272172 8

HANDBOUND  
AT THE



UNIVERSITY OF  
TORONTO PRESS





470

58

Aus Dichtung und Sprache  
der Romanen

Zweite Reihe



Druck von Georg Reimer in Berlin.

~~48468~~

# Aus Dichtung und Sprache der Romanen

---

Vorträge und Skizzen

von

Heinrich Morf

Zweite Reihe

~~177183  
2/1/22~~

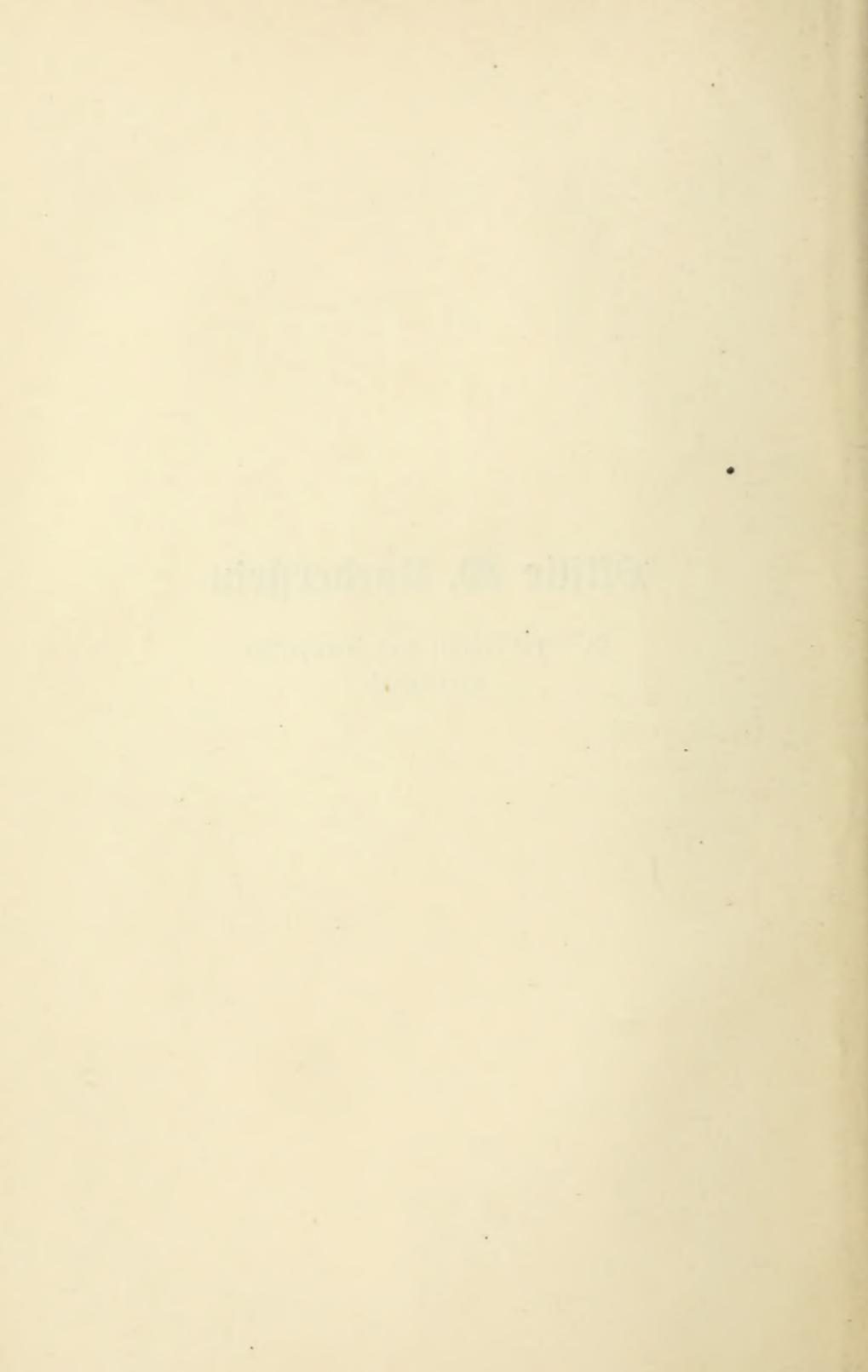
---

Straßburg  
Verlag von Karl J. Trübner  
1911

PN  
804  
M6  
Bd. 2

# Ottilie W. Roederstein

in Freundschaft und Verehrung  
zugeeignet



# Inhalt

	Seite
1. Dante und Mittal . . . . .	1
2. Petrarca . . . . .	9
3. Das französische Volkslied . . . . .	36
4. Frankreich zur Zeit Richelieus und Mazarins . . . . .	102
5. Pierre Corneille . . . . .	161
6. Dalembert . . . . .	189
7. J.-J. Rousseau . . . . .	196
8. Deutsche und Romanen in der Schweiz . . . . .	220
9. Die romanische Schweiz und die Mundartforschung	288
10. Das Studium der romanischen Philologie . . . . .	331
11. Zum Gedächtnis: Adolf Tobler (1835—1910) . . . . .	367



## Vorwort.

Die freundliche Aufnahme, die der erste Band solch gesammelter Vorträge und Skizzen erfahren hat, mag diesem Nachläufer als Einführung dienen.

Die zehn Arbeiten, die er vereinigt, sind, mit Ausnahme der ersten, bereits zerstreut gedruckt. Die meisten sind in Zeitschriften erschienen; zwei, die Nummern 8 und 10, haben einst eine selbständige Veröffentlichung erfahren. Den Schluß bildet ein Wort der Erinnerung an Adolf Tobler, das hier nicht fehlen soll, nachdem am Schluß des ersten Bandes seines Bruders Ludwig gedacht worden ist.

Der ursprüngliche Text ist in diesem Abdruck unverändert geblieben, doch habe ich mir hier und da eine Kürzung erlaubt. Augenscheinliche Versehen sind verbessert worden. Auf neuere Forschungsresultate ist in Fußnoten hingewiesen; nur ganz ausnahmsweise haben sie zu einer Ergänzung oder Änderung im Texte selbst geführt. Der Aufsatz „Das französische Volkslied“ ist im Original („Archiv für das Studium der neueren Sprachen“, CXXI, 122—57) von bibliographischen Anmerkungen begleitet, die ich hier glaubte unterdrücken zu sollen.

Die meisten Aufsätze behandeln literarhistorische Themen. Die drei letzten sind anderer Art:

„Deutsche und Romanen in der Schweiz“ handelt von der Eigenart des Schweizer Volksstums. Die Arbeit ist 1900 erschienen und sollte gegenüber oberflächlicher und mißverständlicher Beurteilung der Sprachverhältnisse der Schweiz wissenschaftlicher Auffassung und nationalem Empfinden Ausdruck geben. Ein solches Wort scheint mir heute noch nicht überflüssig zu sein. Soweit mir die vorläufigen Ergebnisse der letzten Volkszählung (1. Dez. 1910) über die sprachliche Bewegung in der Schweiz bekannt sind, habe ich sie dem Leser ergänzend vor Augen geführt.

Die Schweiz sucht ihren germanisch-romanischen Sprachreichtum in mehreren Dialektwörterbüchern zu bergen. Wie an dieser Arbeit unter der Führung von Linguisten weite Kreise der romanischen Bevölkerung beteiligt werden, wie das kleine Land mit seinen beschränkten Mitteln diese Arbeit, opferwillig und ökonomisch zugleich, organisiert hat, das schildert der Vortrag über die Mundartforschung, und das mag auch im Ausland den Gebildeten interessieren. Mancher Leser ist vielleicht selbst Sammler heimatlicher mundartlicher Rede oder — wird es morgen werden. Denn der Ruf nach solcher Sammlung geht durch alle Gauen, da überall das moderne Leben die Mundart und damit ein Stück Sonderkultur gefährdet. Dieses schwindende Volkstum vor völligem Vergessen zu bewahren, dazu kann jeder Einzelne mithelfen und diese Mithilfe zu organisieren und zu leiten möchte die würdige Aufgabe

eines modernen „Forschungsinstitutes“ sein. Anspruchsvolle legiferierende Sprachakademien gehören der Vergangenheit an. Ein Institut, das reiche Mittel in den Dienst der Erforschung aller Lebensäußerungen der Muttersprache stellte und einen Stab von wohl ausgerüsteten Forschern in Sprache und Leben hinauszusenden vermöchte, ist eine Forderung der Gegenwart.

Die literarhistorischen und linguistischen Anschauungen, die zu den Arbeiten geführt haben, welche dieser Band vereinigt, sind in einer akademischen Antrittsvorlesung „Das Studium der romanischen Philologie“ ausgesprochen, mit deren Programm der Verfasser vor mehr als zwei Jahrzehnten sein Lehramt in Zürich angetreten hat. Wenn er sie hier, zu Beginn einer neuen akademischen Lehrtätigkeit, wieder hervorzieht und abdrückt, so bekennt er sich damit von neuem ausdrücklich zu diesen Lehren, die ihn auf dem bisherigen Wege geleitet haben.

Berlin, Oster 1911.

Heinrich Morf



## Dante und Mistral.

Nel mezzo del cammin di nostra vita

fand sich Dante, da er den rechten Lebensweg verloren, in einem dunkeln Walde voller Schrecknisse. Die Nacht der Sünde umgibt ihn. Beim Tagesgrauen tut sich vor dem Wandernden ein Berg auf, dessen Gipfel im Lichte der aufgehenden Sonne erglänzt. Dante beginnt, hoffnungsvoll, den einsamen Hang hinanzusteigen, dem Licht entgegen. Da schrekt ihn der Anblick eines gefleckten Panthers und weiterhin das Auftreten eines stolzen Löwen, der hungrig auf ihn zuzuschreiten scheint. Und als sich auch noch eine magere gierige Wölfin zeigt, da verliert er alle Hoffnung, die Höhe zu gewinnen. Diese Wölfin zwingt ihn zur Umkehr, und wieder empfängt den Verzweifelnden der schreckliche Wald.

Sinnlichkeit (Panter), Selbstüberhebung (Löwe) und Habgier (Wölfin) verhindern den Sünder am Aufstieg zum Lichte. Nicht umsonst verlangt die Kirche von ihren Streitern das Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armut.

In seiner Not findet Dante den Schatten des Bergil, der sich mit freundlichen Worten des Verzweifelnden annimmt. Bergil sagt ihm auch, daß der Aufstieg hier un-

möglich sei, da die Wölfin der Habgier keinen Lebenden durchläßt. Diese Bestie ist von unersättlichem Hunger. Sie kommt aus der Hölle, aus der sie der Teid einst hervortrieb. Eines Tages aber, fügt Vergil hinzu, wird der Rüde (*il veltro*) kommen, der ihr einen qualvollen Tod bereiten soll. Dieser Veltro wird die Rettung unseres armen Italien sein; er wird die Wölfin verfolgen durch jegliche Stadt, dahin, bis er sie wieder zur Hölle wird gezwungen haben.

Und geheimnisvoll heißt es von diesem mächtigen Rüden weiter: „Er wird weder Land noch Geld verschlingen; Weisheit, Liebe, Sittlichkeit werden seine Speise bilden und sein Volk wird sein zwischen Filz und Filz“<sup>1)</sup>.

Das Bild jener drei Bestien, die den Menschen gefährden, stammt aus der Bibel (Jerem. V, 6). Und das Bild des rettenden Veltro?

In ihrer Dante-Bibliographie für die Jahre 1891—1900 verzeichnen Passerini und Muzzi<sup>2)</sup> zwei Dutzend Arbeiten, die sich mit der Deutung des Veltro befassen — und wie viele haben in den nämlichen Jahren sich außerdem mehr gelegentlich zu dem Rätsel ausgesprochen! Die Frage ist auch seit 1900 nicht zur Ruhe gekommen — sie wird überhaupt nicht zur Ruhe kommen.

Für den, der nicht Dantist von Beruf ist — d. h. für den, der außer mit Dante sich auch noch mit anderem wissenschaftlich zu beschäftigen hat — ist es unmöglich, die

<sup>1)</sup>      *Questi non ciberà terra né peltro,  
              Ma sapienza e amore e virtute,  
              E sua nazion sarà tra feltro e feltro.* Inf. I, 103 ff.

<sup>2)</sup> *Un decennio di bibliografia dantesca*, Milano 1905.

um solche Danteprobleme sich häufende Literatur zu verfolgen. Wenn ich trotzdem das Wort ergreife, so geschieht es mehr um grundzäglicher Fragen willen, zu denen schließlich jeder Danteleser Stellung nehmen muß.

Dante schildert unter dem Bilde des Veltro den zukünftigen Erretter Italiens, der die Wölfin der Habgier austilgen werde. Nur um Italien handelt es sich in diesem ersten Gesang seiner Commedia: des Dichters Auge schweift noch nicht über die Grenzen seiner Heimat. Der später so ausgeprägte kosmopolitische Zug fehlt hier noch. Rom ist für Dante zu Beginn der Commedia noch nicht die Stadt Cäsars, die Kaiserstadt, die dann im sechsten Gesang des Purgatoriums<sup>1)</sup> um den verlorenen Kaiser trauert:

vedova, sola, e di e notte chiama.

Eine unbefangene Lektüre der Veltro-Stelle lässt weiter keinen Zweifel übrig, daß Dante nicht von einem Lebenden spricht, sondern von einer Persönlichkeit, deren Erscheinung in weiter Ferne steht. Dante prophezeit und spricht dabei in Bildern, wie sie der mittleralterlichen Prophetik geläufig sind. Es ist der Stil der apokalyptischen Literatur, die im dreizehnten Jahrhundert in voller Blüte stand. In Gedanke und Stil dieser Stelle liegt ein stark traditionelles Element<sup>2).</sup>

<sup>1)</sup> Ich bekenne mich zur Ansicht derer, die glauben, daß das Inferno spätestens um 1306 vollendet war und daß das Purgatorio zwischen 1308 und 1313 verfaßt worden ist.

<sup>2)</sup> Dazu jetzt das treffliche Buch Voßlers, Die göttliche Komödie, Heidelberg 1907—10, S. 478, 801.

Nommt man von der Lektüre der späteren „Monarchie“ Dantes, in welcher die cupiditas als die große Feindin des Weltfriedens dargestellt wird, die allein der Kaiser, der gerechte, weise und von Menschenliebe erfüllte Weltkaiser, zu überwinden imstande sei, so zweifelt man kaum daran, daß mit dem Veltro ein zukünftiger Kaiser gemeint sei — was immer auch das rätselhafte *E sua nazion sarà tra foltro e foltro* bedeuten möge<sup>1)</sup>.

Doch hält dieser Eindruck näherer Prüfung nicht stand. Denn es ist augenscheinlich, daß Dante zu der Zeit, da er die Commedia zu schreiben begann, sich noch nicht zur ghibellinischen Weltanschauung bekannt hat. Dante, der von Hause aus Welse ist und der, als Heinrich VII. nach Italien kommt (1312), zu denen gehört, die già fur guelfi ed or son ghibellini, nimmt in der „Hölle“ noch ausgesprochen welsische Partei und steht dem Ghibellinen Fari-

<sup>1)</sup> Dieses *tra foltro e foltro* oder *tra Feltro e Feltro* (Ortsnamen), von dem schon Boccaccio offen erklärt hat, daß er es nicht verstehe, ist so dehn- und deutbar, daß es für die meisten Interpretationen des Veltro weder eine eigentliche Stütze noch eine sichere Widerlegung abgibt. Das gilt z. B. auch von der sinnreichen Bassermannschen Konstruktion (*Heidelberger Jahrbücher* XI, 1902, 28 ff.), die aus dem Veltro den Groß-Chan der Tartaren macht. Gewiß hat Bassermann Elemente der Danteschen Veltro-Prophetezung in der Sage vom Groß-Chan, diesem asiatischen Fürstennärrchen, aufgezeigt und damit wertvolle Aufschlüsse über den Stil der Danteschen Prophetezung geliefert. Bassermann hat gleichsam einen Beitrag zur *Ethiologie* der Prophetezung gegeben, aber damit nicht auch zugleich ihren Sinn erklärt. Er hat nicht bewiesen, daß Dante dieses Fürstennärrchen selbst übernommen und den Gedanken an einen tartarischen Erretter Italiens, einen asiatischen Zukunftskaiser, gehegt und hier ausgesprochen habe.

nata (Inf. X) als leidenschaftlich empfindender Gegner gegenüber. Wer diesen zehnten Gesang der „Hölle“ schrieb, der hat im ersten Gesang sich nicht zu ghibellinischen Träumen bekennen können.

Dann aber kann für den mittelalterlichen gläubigen Christen Dante der Veltro, „der weder nach Land noch nach Geld gieren, sondern nur von Weisheit, Liebe und Tugend leben wird“, nur ein zukünftiger Papst sein — jener Papa angelico, den das Mittelalter weissagt und erwartet und den Del Lungo, D'Alconia und andere darin erkannt haben: der universelle Papst des neuen Jerusalem (universalis pontifex novae Jerusalem), wie der von Dante gepréfene Prophet Joachim von Fiore um 1200 ihn genannt hat. Dantes Prophezeiung ist getragen von jener Erregung, die durch den Joachimitismus geschaffen worden und durch das Franziskanertum in die Welt hinausgetragen worden war. Diese religiöse Stimmung herrscht im Aufang der Commedia. Spuren joachimitischer Gedanken und Bilder finden sich gerade in dieser Einleitung zum großen Gedicht. Die drei Bestien aus Jeremias V, 6 treten auch in Joachims paradiesischer Vision auf.

Dass Dante den Erretter Italiens in jemand anderem als einem Kaiser oder einem Papste habe sehen wollen — habe sehen könne, ist für mich unvereinbar mit seiner mittelalterlich-christlichen Gedankenwelt.

Gegen die Annahme, dass der Veltro einen Papst bedeute, wird vorzüglich zweierlei geltend gemacht:

1. Diese Annahme zerstöre die Einheitlichkeit der Commedia, die doch auf eine Glorifikation des Kaiseriums hinauslaufe;

2. diese Annahme schädige die italienische Kultur und verlege die Empfindungen des italienischen Volks<sup>1)</sup>.

Diesen beiden aprioristischen Einwänden ist mit allem Nachdruck die Erklärung entgegenzuhalten, daß die Wissenschaft weder moralisch-ästhetische noch politische Geschäfte zu besorgen hat! Ihre Aufgabe ist nicht, die Einheit der Danteschen Weltanschauung zu erweisen, noch kulturfächerische Dienste zu leisten — sie hat einzig und allein die Erforschung der Wahrheit zum Ziel.

Dass man in der *Divina Commedia* Entwicklungsstufen des Danteschen Gedankens und der Danteschen Kunst annehmen darf, wo sie sich dem naiven Beobachter aufdrängen, und dass es nicht als eine Aufgabe der Forschung gelten darf, solche Entwicklungsspuren in maiorem poetae oder patriae gloriam wegzuinterpretieren, zu verwischen oder zu überkleben, — das scheint eine einfache Forderung zu sein: sie muß aber von Zeit zu Zeit den Übereifrigen gegenüber wiederholt werden.

Und Dante selbst wird bei dieser Erforschung keinen Schaden nehmen! Tritt er uns nicht vielmehr menschlich näher, wenn wir sehen, daß auch er ein sich Entwickelnder, ein Lernender und Werdender war, noch während er sein großes Werk — das Werk langer Jahre — schrieb?

---

<sup>1)</sup> So formuliert den Einwand neuerdings Zingarelli in *La vita di Dante in compendio*, Milano 1905, p. 121: Intanto pensiamo con profonda malinconia all' opinione di alcuni valentuomini che in buona fede, ma con grande danno della cultura e dei sentimenti del popolo italiano, attribuiscono a Dante l'idea di aver sperato il Veltro liberatore in un pontefice! (Bgl. auch S. 69 ib.)

Fünfhundert Jahre später hat ein anderer frommer katholischer Dichter ebenfalls einen zukünftigen Friedenbringer angekündigt: Fr. Mistral.

Im sechsten Gesang der Miréio<sup>1)</sup> sieht die Zauberin Tavén in die Zukunft. Ihr Seherblick schaut Verfall des Glaubens, Christum ein Gespött, schreckliche Rämpfe, verheerte Felder, sturmgepeitschte See, an deren Felsenriff das Schiff der Kirche, Sankt Petri morscher Nachen, zerstellt:

Doch nun, in neuem Boot, von Schaum und Wücht umtanzt,  
 Die er besiegt im heil'gen Zeichen,  
 Seh' ich den Fischer ohnegleichen  
 Der Rhone stille Flut erreichen!  
 Er hat das Gotteskreuz am Steuer aufgeplaut!  
 L' unermessne Himmelsgnade!  
 Ich seh' ein neues Land, Gestade  
 Voll heitern Sonnenscheins! Seh' junger Mädchen Reih'n  
 Im Karandoletanz sich wiegen  
 Und Früchtelast die Zweige biegen!  
 Ich seh' auf Garben Schnitter liegen  
 Rings um ein Faß geschart, in fröhlichem Verein.  
 Und seh', erkannt in seinen Lehren,  
 In seinem Tempel Gott verehren . . . .

Wer ist der Fischermeister (Lou mestre pescadou), der im neuen Kahn die Rhone erreichen und Frieden und Glauben zurückführen wird? Angeichts der Uneinigkeit der Kommentatoren (vgl. Bertuchs Einleitung zur Übersetzung, S. XIX) ist der Dichter selbst um Lösung des

<sup>1)</sup> Deutsch von August Bertuch. Vierte Auflage. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1905.

Rätsels angegangen worden. Er hat ausweichend geantwortet.

Der lebende Dichter bleibt stumm wie der tote.

Doch kann ich seinen Pescadou nicht anders deuten als den Veltro Dantes. Mistral meint, daß nach bösen Zeiten, welche für die christliche Kirche und Menschheit kommen werden, der Papst, von den Ufern des Tiber vertrieben, an den Ufern der Rhone, wie einst im 14. Jahrhundert, seinen Sitz ausschlagen werde. Er schaut den Papst in Avignon und als sein Volk die Provence.

Und nun noch einmal zu Dante zurück! Die Verlegung der römischen Kurie nach Avignon, 1309, hat Dante erlebt. Aber ihn erfüllte es mit Zorn, zu sehen, wie das Papsttum mit Clemens V. die heilige Stadt verließ und in Avignon in schmachvolle Abhängigkeit vom französischen König geriet. Diesem Zorn hat er im zweihunddreißigsten Gesang des Purgatoriums das Wort einer apokalyptischen Vision geliehen: die Dirne, die auf dem Wagen der Kirche sitzt, wird von ihrem mächtigen Buhsen, König Philipp dem Schönen, gezüchtigt und weggeschleppt.

So deuten beide, Dante und Mistral, in ihren Propheteiungen auf das Papsttum als den Erretter. Aber der Italiener Dante verwünscht das, was dem Provenzalen Mistral als das Heil erscheint: das Papsttum an der Rhone.

1906.

## Francesco Petrarca.

Zur sechshundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Dante steht am Ausgang des Mittelalters, Petrarca an der Schwelle der neuen Zeit. Die beiden Männer sind nur durch eine Generation voneinander getrennt (Dante ist 1265, Petrarca 1304 geboren), und doch gehören sie verschiedenen Weltzeiten an.

Gewiß ragt Dante hoch über das Mittelalter empor, aber er ragt aus ihm empor. Er gehört nicht zum Geschlecht der Humanisten, an dessen Spitze Petrarca und Boccaccio stehen. Dantes hohe Gestalt zeigt manchen unmittelalterlichen Zug; doch sind es nicht die Züge eines Humanisten. Dante tritt aus seiner Zeit heraus — aber nicht, um der unmittelbar folgenden die Hand zu reichen. Was Dante vom mittelalterlichen Menschen unterscheidet in seiner Stellung zu Kirche und Glauben, in seiner Auffassung von den Kulturaufgaben des Staates, in seiner Schöpfung und Behandlung der Muttersprache, das sind nicht Elemente der humanistischen Weltanschauung — das findet seine Parallele erst in späterer Zeit. Dante fügt sich nicht in die Entwicklung des 14. und 15. Jahrhunderts, die durch Petrarca und Boccaccio geht. Er ist ein Anachronismus, aber ein mittelalterlicher.

Er steht allein, als eine Partei für sich, wie er selbst sagt, das Wort unseres Dichters vorausnehmend, daß

Der Starte ist am mächtigsten allein.

Vor allem hat er zum Altertum, zur antiken Kultur, nicht jene menschliche Beziehung, die zum Sauerteig des Brotes ward, das der Humanismus der hungrigen Welt gereicht hat.

Man höre z. B., wie Dante von Rom spricht.

„Rom“, sagt er um 1310 im vierten Teil seines Convivio, „die Steine deiner Mauern sind verehrungswürdig, und der Boden, auf dem du stehst, ist würdiger, als Menschenworte sagen können.“

Das klingt ja wie ein Renaissancewort. Und doch ist es das nicht... Dante meinte nicht das Rom als Stätte der alten Kultur, auf der unsere Zivilisation beruht. Rom ist ihm die gottgewählte Stadt des alten Weltkaiserreiches, in die dann auch das Papsttum verlegt werden sollte: la santa citta, deren ganze alte Geschichte mit ihren wunderbaren Wechselseitigkeiten nur eine Vorbereitung auf den Einzug des Statthalters Christi war. Der Finger des christlichen Gottes ist ihm in dieser alten römischen Geschichte deutlich sichtbar, und wiederholt fragt er, die gallischen, punischen, die Bürgerkriege erwähnend: e non vi pose Iddio le mani proprie?

Dante sah Rom als Hauptstadt der Civitas Dei, des Gottesstaates auf: Aneas wurde einst von Gott auserwählt, dieses Rom in dem Jahre zu gründen, in dem auch David geboren ward, David, la radice della progenie di Maria, und damit den irdischen Ort zu schaffen, in dem sich zum

Kaifer einst der Papst gesellen sollte. Aneas bereitete den santo luogo für den Papst (Inferno II, 23). So lebte Dante in der mittelalterlichen Welt der Jenseitsbeziehungen.

Anders Petrarcha. In einem Briefe, der um 1340 geschrieben ist<sup>1)</sup>, erinnert er seinen Freund Giovanni Colonna an ihre mit Paolo Annibaldi gemeinsam unternommenen antiquarischen Spaziergänge durch Rom: wie sie müde bei den Thermen Diokletians geendet und dort auf die Gewölbe gestiegen seien, um in frischer gesunder Lust und wohltuender Einsamkeit — es gab damals am Taminale noch keine stazione! — die weite Rundsicht zu genießen. „Da sprachen wir angesichts der großen Ruinen von der Geschichte, und jeder von uns beiden wählte den Teil, den er besser kannte, du den modernen und ich den antiken... sah da die Burg des Euauder, die Höhle des Cacus; dort fand der Raub der Sabinerinnen statt, dort der Kampf der Horatier und der Curiatier! Blicke nach der Via sacra, nach dem Marsfeld... Siehst du die unglückliche Lucretia, das Heer des Porzenna, Mucius Scaevola...“ Solche Gedanken und Bilder weckt Rom in Petrarcha. Und von den Trümmern gleiten seine Augen

<sup>1)</sup> Es sind von Petrarcha etwa 550 Prosabriefe in lateinischer Sprache erhalten, die er wie Kunstwerke, nach dem Beispiel Senecas und Ciceros, bearbeitet und die er selbst zu einzelnen Sammlungen vereinigt hat: Freundsbriefe (Ep. familiares), 24 Bücher mit 347 Briefen; Altersbriefe (seniles), 17 Bücher mit 124 Briefen, und dann die beiden kleineren Gruppen der variae und der ep. sine titulo. Das Ganze bildet ein unvergleichliches Monument jenes Anspruchs auf persönliche Geltung, den der Humanist erhebt.

über die Campagna, deren wogende Linien und deren  
bergigen Horizont er bewundert.

Das ist der Humanist, den das Altertum direkt interessiert wie ein Land der Sehnsucht. Mit Jammer erfüllt ihn, zu sehen, wie das moderne christliche Rom die Mauern des antiken nicht schont. Schon er flagt über die „Zerstörung Roms“, und mit beredten Worten erinnert er später Paolo Alunibaldi an dessen Versprechen:

Nie soll des Frevlers Hand den heil'gen Steinen  
Zerstörend nah'n, solange Paolo lebt,

und mahnt ihn die Mauern zu schützen —

. . . . . sie, die kein Jahrhundert,  
Kein Sturm, kein Zorn des blutbedeckten Feinds  
Zu Boden warf — die edeln Römer selbst,  
O Jammer! Römer warfen sie zu Boden<sup>1)</sup>.

Und das selbe herzliche, persönliche Verhältnis, das ihn mit der alten Ruinenstadt verbindet, hegt er gegenüber den Menschen, die aus der alten Literatur zu ihm sprechen. Als Bibliophile erwirbt und pflegt er, kopiert und kommentiert er ihre Handschriften. Mit Cicero und Vergil verkehrt er da wie mit persönlichen Freunden. Er schreibt ihnen Briefe „aus der Welt der Lebenden“. Livius' römische Geschichte liest und begleitet er mit leidenschaftlichem patriotischem Interesse, das sich gegenüber ihren

<sup>1)</sup> Diese und noch folgende Stellen aus Petrarcas Versebriefen sind einer kürzlich erschienenen vortrefflichen Übertragung entnommen: Fr. Petrarcas poetische Briefe, in Versen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von F. Friedersdorff. Halle, Niemeyer. 1903.

Figuren bald in bewunderndem Lob, bald in Tadel und Invective äußert.

Im Griechischen ist er noch weniger als sein Freund Boccaccio über die ersten Elemente hinausgekommen. Aber die beiden haben sich Homer ins Latein übersetzen lassen. Von Plato besitzt Petrarca ja den „Timäus“ in Übertragung. Er weiß durch Cicero und Augustinus von Plato so viel, daß er als sein erster Herold der Scholastik gegenüber gelten darf. Sehnüchige Blicke wirft er nach dem gelobten Lande Hellas, das er wie Moses den Sei-nigen kündet, ohne es selbst noch betreten zu können.

Dante aber hat vom Griechentum nur die armseligen mittelalterlichen Vorstellungen.

Petrarca beherrscht, trotz mancher Inkorrektheiten, die Sprache des alten Rom. Dante schreibt noch barbarisches mittelalterliches Latein. Petrarca ahmt seit 1345 den Briefstil Ciceros nach — vorher folgte er Seneca, der auch wesentlich maßgebend für ihn geblieben ist. Er hat selbst Ciceros Briefe an den Bruder und an Atticus entdeckt und uns überliefert.

Er ist der erste Ciceronianer. Ihm folgen dann jene Humanisten, die alles verbannen, was nicht aus Cicero zu belegen ist. Er gibt das erste Beispiel jener Pflege der lateinischen Form; er inauguriert den Kultus des Wortes, die Eloquenz. Wie preist er sie in Briefen und Traktaten. „Leben und Tod“, sagt er in einem Kapitel De eloquentia, „sind in der Hand der Jungen“: mors et vita in manu linguae, non unius vero tantum hominis sed multorum.

Petrarca ist viel gereist, und überall hin begleitete ihn

das Jahr 1366 ein communer Geschicht, an romischer Cultur. Als er in B. 1333 ston bonam, konfessiert er, daß dort jene nicht den Tod befassen, römer aber seinen Liebling Brigit. Diese führte eine Reise nach Nordfrankreich und von der Rhein, von der er in zwei Briefen an Giovanni Colonna macht, in auch sonst für ihn charakteristisch und mag deutsche Leser besonders interessieren.

Nach Geschäft, joudan Meugier führen ihn nach Norden. Er steht Paris, das Rom freilich nicht gleich kommt wie denn überhaupt die Neuntus fremder Länder mir seine Bewunderung für Stolzen gesteigert habe. Er sieht Gent, Lutich, Hoch, wo jener Karl begraben ist, den man durch den Beinamen „der Große“ einem Romulus und Alexander gleichzustellen wage. Die Priester der Domtrebe erzählten ihm dann die Sage vom König der Zosroda, die er skeptisch weitergibt. Dann kommt er am Vorabend des Johannisstages nach Köln, locis et situ et flumine clarus et populo. Er wundert sich über die Schönheit und Bildung der Stadt, den im Bau begriffenen herrlichen Dom, über die Würde der Männer und die Eleganz der Frauen dieser terra barbarica. „Unter diesem Himmelszirkel leben wunderbare Weiber, die den Mäzen huldigen“ — es ist bekanntlich für den Romanen noch jahrhundertelang in Gegenstand des Staunens gewesen, auf deutscher Erde literarischer Bildung zu begegnen. Petrarca sieht die rauheren lombardischen Frauen und Mädchen in festlicher Schär zu sumptuoser Handwaschung sich am Ufer des Stromes dianzen; er hört sie reden, ohne ihre Worte zu verstehen: *candidas in gurgite manus ac braechia lavabant, nescio*

quid blandum peregrino murmure colloquentes. „Ihr Glücklichen," rief ich da, „denen am Rhein zu leben vergönnt ist. Euer Jammer schwemmt dieser Rhein davon; den unsrigen vermochte nimmer weder Po noch Tiber fortzuschwemmen. Ihr sendet auf den raschen Wogen des Rheins euer Unglück den Engländern. Wir würden das unsrige gerne den Afrikauern und den Illyriern senden, aber unsere Ströme fließen zu träge.“ —

Der größte Teil von Petraracas Werken ist lateinisch geschrieben: seine geschichtlichen, antiquarischen, moral-philosophischen Traktate, seine Briefe, Reden und Pamphlete. Lateinisch sein Epos Africa zur Verherrlichung des Nationalhelden Scipio Africanus, seine Epistolae, seine Eklogen, seine verlorene Komödie.

Die Muttersprache schrieb er nur als Minnesänger und im Wettbewerb mit Dantes Commedia: in den Liedern seines Canzoniere und in den Terzinengesängen seiner Trionfi.

Ja, sein Verhältnis zu Dante! Die beiden florentinischen Männer, deren Familien am nämlichen Tage — uno die et uno civili turbine — aus der Vaterstadt verbannt worden sind, haben sich nie gesehen. Der junge Petracca — der sich später in ethnologisierender Umdeutung seines Namens Petrarca nannte — zählte siebzehn Jahre und war in Südfrankreich auf der Schule, als Dante 1321 zu Ravenna starb. Für das Andenken des großen Toten hat Petrarca das Wort rückhaltloser Anerkennung nicht gefunden. Schon die Zeitgenossen warfen ihm vor, daß er Dante hasse und verachte. Petrarca verteidigte sich dagegen in einem langen Brief an seinen Freund Boccaccio

(1352), den Dante-Enthusiasten. Haß und Verachtung sind demn auch nicht die richtigen Worte. Aber unähnlich war seiner weichen Poetennatur die scharfgeschnittene und unbeugsame Figur Dantes<sup>1)</sup>; ärgerlich war ihm, dem Eitlen, der Ruhm dieses Größten, dessen Lob ihm überall

<sup>1)</sup> In seiner 1354 abgeschlossenen Schrift *De vita solitaria* widmet Petrarca eine Reihe von Abschnitten der Erwähnung berühmter und heiliger Männer, welche das beschauliche Leben der Einsamkeit geliebt haben.

Nach einem Kapitel *De solitudine Petri Damiani* folgt ein besonders langes *De solitudine Celestini papae qui Petrus ante papatum dictus fuit* (II, III, Kap. 18), aus welchem folgende kurze Stellen hier Platz finden mögen:

Huius Petri clarissimum faceret raritas ipsa contemptum, nisi eum Petri alterius Roman i pontificis, quem Celestini u m dixerunt, recentior contemptus et clarior obseurasset, qui pontificatu maximo velut mortifero fasce deposito, in antiquam solitudinem tam cupide repedavit, ut hostili compede liberatum crederes. Quod factum solitarii sanctique patris vilitati animi quisquis volet attribuat, licet enim in eadem re pro varietate ingeniorum non diversa tantum sed adversa sentire. Ego imprimis et sibi utile arbitror et mundo, utrique enim propter inexperientiam rerum humanarum, quas multa divinarum contemplatione neglexerat, longumque solitudinis amorem, periculosa esse anceps et turbida poterat altitudo. . . . Ego prorsus altissimi cuiusdam et liberrimi et iugum nescientis vereque celestis animi factum reor atque ita sentio, non potuisse id ab homine fieri nisi qui res humanas iusto pretio aestimasset. . . . Audivi narrantes, qui viderunt, tanto illum fugisse cum gaudio eaque signa laetitiae spiritalis oculis ac fronte gestantem, dum a conspectu concilii, iam tandem sibi redditus ac liber, abscederet, quasi non humerum blando oneri sed collum diris securibus subduxisset, utque eius in vultu nescio quid angelicum reluceret. . . . Irrideant, licet igitur, qui viderunt, quibus, pro fulgore auri et

entgegen schallte, als wäre er hors concours; vulgär erschien ihm Dantes italienische Schriftstellerei, deren Reime

purpuae, squalidus opum spretor et paupertas sancta sordebat.  
Nos hominem hunc miremur, interque rarissimos numeremus,  
damnumque vocemus non vidisse, cuius visio lucrum ingens exemplumque clarissimum praestare poterat altioris vitae confragosa tentantibus. Caeterum praeiens fama consecratumque viri nomen et laudatoribus suis favent et arguunt insultantes. . . .

So wird Petrarca nicht müde, das Lob dieses Pietro di Morone zu singen, der, nachdem er am 5. Juli 1294 als Celestino V. zum Papst gewählt worden war, das hohe Amt am 13. Dezember des nämlichen Jahres wieder niederlegte, um sich in seine Einsiedelei zurückzuziehen. Nachdrücklich zeiht er die des Irrtums, die Celestin wegen seines Rückzuges der Feigheit beschuldigen.

Nun hat Dante bekanntlich unter den

anime triste di coloro  
che visser senza infamia e senza lode  
der Vorhölle auch zugewiesen:

l'ombra di colui

che fece per viltate il gran rifiuto (Inferno III, 60),  
ohne indessen ausdrücklich zu sagen, welche historische Persönlichkeit er meint, und welchen refiuto er im Auge hat. Die große Mehrzahl der älteren und der neuesten Kommentatoren deutet die Stelle auf Celestin V.

Es scheint mir zweifellos, daß auch Petrarca den Vers so aufgefaßt hat, und daß die Worte seines Textes, quod factum solitarii sanctique patris vilitati animi quisquis volet attribuat, direkt auf Dantes per viltate Bezug nehmen und diese Anklage zurückweisen.

In dem Nachdruck, mit welchem Petrarca seine abweichende Auffassung ausspricht und begründet, spiegelt sich auß lebendigste der Gegensatz der Weltanschauung der beiden Männer, deren einer ein Mann der Tat war, während der andere sein Lebensideal zum Ausdruck brachte, wenn er De vita solitaria, De contemptu mundi, De otio religiosorum schrieb.

im Munde des Volkes verstümmelt würden, und gegen die ja Dantes lateinische Schriften völlig zurücktraten. Dante ist ihm, vom Humanistenstandpunkt aus gesprochen, zu ungelehrte, zu sehr bloß *poeta volgare*. Und als solcher ist er ihm unbequem, denn Petrarca will nicht nur der große Gelehrte der neuen Italia sein, sondern es sollen auch seine Liebeslieder den Preis der poesia volgare haben. Wohl bezeichnet er mit einer gewissen Gering- schätzung diese Lieder als *rerum vulgarium fragmenta* und nennt er sie *nugellae* (Bagatellen): sie liegen ihm doch sehr am Herzen, und ihre Reinschrift besorgt er nicht weniger sorgfältig als die der lateinischen Werke.

In diesen Liebesliedern auf die lebende und auf die verewigte Laura<sup>1)</sup> verrät er nicht nur in mannigfachen Wendungen den Einfluß von Dantes Minnesang, sondern der Gedanke, seine Liebeslieder (die *rime sparse*) zu einem Liederbuch (*canzoniere*), zu einer Art Liebesbiographie

<sup>1)</sup> Wir müssen uns begnügen, von dieser Laura das zu wissen, was Petrarca selbst uns von ihr gesagt hat: daß sie eine ihm ungefähr gleichaltrige, schöne Frau gewesen, aus altem Geschlecht und Mutter einer Kinderschar. Jede der bislang versuchten historischen Identifizierungen ist abzulehnen. Die Frau hatte den Vorzug, den zum traditionellen poetischen Wortspiel so geeigneten Namen *Laura*, *Lureta* zu führen: non minus nominis quam ipsius corporis splendore captus nennt er sich selbst. Sind Petrarcas Wünsche ihr gegenüber auch nicht platonisch gewesen, so weiß er doch nicht vom geringsten Entgegenkommen ihrerseits zu berichten. — Um ihre Figur, die aus einem Individuum zum Typus, aus einer Lebenden zum Symbol wurde, gruppierte er seine ganze Minnedichtung — auch die Lieder, mit denen er andern, weniger unnahbaren Frauen gehuldigt hatte.

zusammenzufügen, ist ihm gewiß durch Dantes Vita Nuova gegeben worden.

So ist er von Jugend auf tiefer in Dantes Schuld, als er glauben machen will und vielleicht selbst wirklich glaubt.

In seinen späteren Jahren tritt die Rivalität dann deutlich zutage. Im Versmaß Dantes (terze rime) beschreibt er eine grandiose Vision, die ihn, der sich müde geweint, so daß auf seine Lider der Schlaf gesunken, ins Jenseits entrückt und zum Zeugen des weltgeschichtlichen Läuterungsganges gemacht habe: Er sieht, wie Amor, der die Menschen besiegt, von der Pudicitia besiegt wird, wie der Tod diese beiden überwindet, wie der Nachruhm über den Tod und die Zeit über den Ruhm triumphiert, und wie endlich die Ewigkeit den Triumph über alles Zeitliche davonträgt.

Diese Trionfi (zehn Gesänge), deren Plan der Fünfzigjährige entworfen und deren Schluß der Siebzigjährige geschrieben, sind von der Divina Commedia inspiriert. Sie sind, wie diese und wie Boccaccios Amorosa visione (1342), der sie auch manches verdanken, ein Belebniß. Aber die gestaltende Kraft der Commedia belebt weder Boccaccios noch Petrarcas Vision. Boccaccio hat eine liebenswürdige Novelle geschrieben. Petrarca gibt eine Humanistendichtung: eine Heerschau der alten Welt, der das wahrhaft Schöpferische — es sei denn in lyrischen Partien — fehlt, und aus der er nachträglich die Szene zwischen Massinissa und Sophonisbe, die an Paolo und Francesca erinnerte, und das Erscheinen Lauras, das auf Beatrice hinwies, ausgemerzt hat.

Dante ist für Petrarca eine stete Präoccipitation. Er eifert ihm nach und will es doch nicht Wort haben. Er sucht dessen Popularität und gibt sich doch den Anschein, als läge ihm nichts daran.

Petrarca ist hier nicht aufrichtig genug. Er ist zu eitel, zu ruhmüchtig, um völlig wahr zu sein. Er ist auf den Schein bedacht, und so vieles, was er uns aus seinem Leben berichtet, macht den Eindruck künstlicher Inszenierung. Er erzählt aus diesem Leben so manche wunderbare Fügung, die symbolischen Wert haben und gleichsam beweisen soll, wie das Schicksal ihn mit besonderer Bedeutsamkeit behandelte, daß diese Berichte unser Mißtrauen auch dann wecken müßten, wenn nicht einer, der ihn vortrefflich kannte, nämlich sein Freund Giovani Colonna, ihm schon im Jahre 1336 eine spöttische Strafrede darüber hielt, daß er immer bestrebt sei, vor der Welt Toilette zu machen, daß er posiere und den Menschen einen arrangierten Petrarca zeige. „Du sagst mir,” antwortet ihm Petrarca ärgerlich, „daß ich die Welt täusche und so es erreicht habe, daß viele um meiner erdichteten Geschichten willen sich von meinen Schicksalen eine wunderbare Vorstellung machen“ (Fam. II 9). So erwacht denn auch jene Charsfreitagsymbolik, der seine Beziehungen zu Laura durchzieht, unser Mißtrauen. Petrarca macht den Eindruck eines Menschen, der schließlich selbst an seine Erfindungen in maiorem sui ipsius gloriam glaubt, — wie z. B. Chateaubriand.

Seine Ruhmliebe ist übermächtig und verleitet ihn dazu, um Reklame zu betteln. „Da mein Name im Abendlande nun schon reichlich bekannt ist“, schreibt er 1354 an

einen Korrespondenten in Konstantinopel, „so sich zu, wenn es dir billig erscheint, daß er auch am orientalischen Hofe bekannt werde, so daß sein Rang, den der römische Kaiser so gerne vernimmt, auch dem Ihr des griechischen Kaisers nicht unwillkommen sei.“ Diese maßlose Ruhmliebe bezeichnet er selbst als seine „schwerste Krankheit“ (*maior morbus*). Er sagte dies in einer kleinen, heute noch viel gelesenen Schrift, in seinem *Secretum* (1343)<sup>1)</sup>. Nach dem Beispiel des hochverehrten Augustinus, dessen Konfessionen er in einer handlichen Kopie auf seinen Reisen mit sich führte, unternahm es Petrarca, am Schlusse des vierten Jahrzehnts seines Lebens, auch seine „Bekenntnisse“ niederzuschreiben. Er fingiert eine förmliche Beichte. Augustin selbst nimmt ihn in dreitägiges Verhör, um ihn zur Erkenntnis seines weltlichen Sinnes zu bringen und ihm den Weg des Heils zu weisen; um ihm zu zeigen, wie die Liebe der Schamhaftigkeit widerstreitet, wie der Ehrgeiz, angeichts des Ewigen, simulös ist usw.: es ist das Thema der Läuterung, das Petrarca später in den *Trionfi* weltgeschichtlich zu gestalten versuchen wird. Die *Trionfi* sind gleichsam das historisch-poetische Bilderbuch zum *Secretum*.

Insofern dieses *Secretum* das irdische Leben sub specie aeternitatis betrachtet und einen *Traité de bien*

<sup>1)</sup> Das Büchlein wird namentlich in — Frankreich mehr gelesen als man vermuten sollte. B. Develay hat 1898 eine sehr sorgfältige Übersetzung unter dem Titel „*Mon Secret*“ in der Bibliothèque nationale (der französischen Reclam-Bibliothek) veröffentlicht, die zu 25 Centimes auch „dans les gares de chemins de fer“ zum Verkauf ausliegt.

mourir darstellt, ist es ein mittelalterliches Buch. Aber die ganze Art der Behandlung, der alles beherrschende Subjektivismus, das Intim-Persönliche, die Verschmelzung von antiker Philosophie und Christentum und endlich der Schluß des *triduanum colloquium* sind ganz unmittelalterlich. Petrarca unterhält sich mit einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit als mit seinemgleichen über die intimsten Fragen seiner Lebensführung. Cicero und Vergil, Horaz und Seneca liefern den beiden Sprechern in gleicher Weise heidnische Zitate zur Stütze christlicher Reden. „*Tatwohl*,“ sagt z. B. Petrarca, „oft stelle ich mir des Nachts Todesskampf und Höllenschrecknis vor und dies so deutlich, daß ich voller Entsezen mich vom Lager erhebe und in die Worte ausbreche: Iesu, fer opem!

*Eripe me his, invicte, malis! . . .*

*Da dextram misero et tecum me tolle per undas,  
Sedibus ut saltem placidis in morte quiescam.“*

Diese Verse, mit welchen Petrarca in seiner Todesangst Jesum um Hilfe ansleht (*Hilf mir, Unbesiegter, aus dieser Not!* Reiche deine Rechte dem Unglücklichen und führe mich durch die Wogen, auf daß ich im Tode wenigstens an friedlicher Stätte ruhe), stammen aus dem sechsten Buche der „*Aeneis*“ — aus der Schilderung der Unterwelt. Petrarcas Gebet sind Worte, die der Steuermann Palinurus an Aeneas richtet!

Das ist das Gebet eines Humanisten. — Ist auch die Aufrichtigkeit, mit der Petrarca Augustins eindringlichen Fragen gegenüber sein Streben nach irdischem Gut (*rerum*

temporalium appetitus), seinen Ehrgeiz, seine Sinnlichkeit (luxuria) — Dantes Wölfin, Löwe und Panter! — seine weltschmerzliche Unzufriedenheit mit dem Schicksal, seine Reizbarkeit, seinen Bildungsstolz, eingesteh, nicht von aller Eitelkeit freizusprechen, so erfüllt doch diese tiefgehende Selbstprüfung, diese Selbstanklage mit Bewunderung und Rührung. Trotz der Einsicht, daß dem Christen etwas anderes nötigt als das Hängen an irdischen Dingen, vermögen die mahnenden Worte Augustins Petrarca indessen nicht zur Weltflucht zu zwingen. Er schüttert, aber zum heilbringenden Entschluß doch unsfähig, geht er aus der Beichte hervor:

„Dum loquimur, multa me magnaque quamvis adhuc mortalia negotia exspectant . . . irdische Geschäfte harren meiner. Sind die einmal erledigt, dann kehre ich zu den Heilsorgen zurück. Wohl wäre es, wie du sagst, sicherer, gleich dem Heilsweg zu folgen, aber ich kann mein irdisches Begehrnen nicht bezwingen (desiderium frenare non valeo).“

„Da fängt ja unser Streit wieder von vorne an,“ antwortet Augustin. „Du erklärtst deinen Willen als kraftlos.“

So klingt das Ganze in Petrarcas Klage aus: Ich bin nicht imstande, zu entsagen, und bitte den Himmel um Gnade. Plus fort que la mort! Die tiefe innere Unbefriedigung, die Melancholie, die er selbst funesta pestis animi nennt, hat er nicht überwunden, und Augustin behält recht mit seinem Vorwurf:

Vobis ipsis quid velitis aut nolitis ignotum est.

Doch treibt diese intestina discordia Petrarca nicht zur Verzweiflung. Er ist zu weich. Er gesteht selbst, daß

die Melancholie ihren Reiz habe und er ihre Tränen ungern müssen möchte:

Doloribus pascor, arcta quadam cum voluptate, ut invitus avellar.

Ihn genügt die Lage — die er künstlerisch gestalten kann.

Denn er ist eine durch und durch künstlerische Natur, eines jener subtilen Gebilde, die, wenn der Sturmwind des Lebens über sie braust, wie eine Volkscharfe in elegischen Tönen erflingen. —

Er ist Künstler. Sein mit so viel Liebe gehegtes Gartchen dient ebenso sehr seinem Schönheitsbedürfnis, wie seiner Wissbegierde. Er sammelt Kunstgegenstände. Er liebte und ühte Musik. Wenn er selbst Zeichenstift und Pinsel nicht geführt, so hat die Gestaltenreihe seiner Trionfi während zweier Jahrhunderte zahllose Hände bildender Künstler in Bewegung gesetzt, die an dieser humanistischen Form des „Totentanzes“ sich inspirierten.

Dieses künstlerische Empfinden spricht auch aus dem umfangreichen Versuch einer Universalgeschichte in Biographien (*De viris illustribus*), der Petrarcha lange Jahre beschäftigte, und seinen andern historischen Arbeiten. Es bildet die Grundlage kritischer Stimmungen gegenüber der Überlieferung, wie sie das Mittelalter nicht kennt. So empfindet er deutlich, daß die Liebe des Aeneas und der Dido eine dichterische Erfindung sei. Ihn ärgert das schlechte Latein der Aristotelesübersetzungen. Wenn er die Haarspaltereien des zeitgenössischen Syllogismus bekämpft und Plato ins Feld führt, so ist daran der Poet wesentlich beteiligt. Bei aller Weichheit ist er ein kritischer Kopf. Man

fühlt, wie er das Bedürfnis hat, sich die Dinge vernünftig zurechtzulegen, sie durchzudenken. Der Glaube an Magie und Astrologie hält seiner Vernunft nicht stand. Er ist stolz auf sie und flagt im Secretum sich dieses Vernunftstolzes an. —

Sein Nachruhm beruht indessen weniger auf seinen lateinischen — gelehrteten und poetischen — Werken als auf seinen Rime. Die Säkularfeier wird hauptsächlich dem Sänger Laura gelten. Und wirklich hat keiner vor ihm seiner Liebe ein solches Denkmal gesetzt.

Längst wanderten seine italienischen Lieder auf fliegenden Blättern und auf den Lippen der Menschen durch die Lande, als er sich entschloß, diese rime sparse zu einer Sammlung zu vereinigen. Wir sehen ihn damit schon zu Lauras Lebzeiten, dann aber besonders seit seinem fünfundfünzigsten Jahre beschäftigt. Sorgfältige Abschriften werden unter seinen Augen hergestellt. Eine ist uns erhalten geblieben, die er mit eigener Hand seit 1368 noch ergänzt hat. Die 366 Sonette, Kanzonen, Balladen usw. sind in zwei Gruppen untergebracht: 1. Lieder, die der lebenden Laura undirdischen Interessen gewidmet sind; 2. Lieder der Jenseitsbeziehungen. Am Anfang stehen die frühesten Gedichte, doch ist im Verlaufe eine chronologische Reihenfolge nicht sicher erkennbar; auch ist die Scheidungslinie der beiden Gruppen, die wir heute In vita di madonna Laura und In morte di madonna Laura betiteln, nicht ganz deutlich.

In diesem Liederbuch hat er die Klage seines Lebens gesungen. Die sonnenbeschiene Erde mit ihren Frühlingsmorgen, ihrem Abendfrieden, mit der wunderbaren

Lichtgestalt des geliebten Weibes fesselt ihn, erfüllt ihn mit Verlangen und stützt es doch nicht. Und als der Himmel die Engelgleiche zu sich genommen, da denkt er sie sich, wie sie, die Seligste unter den Seligen, noch unter der Himmels-tür sich nach ihm umwendet, als warte sie auf ihn, den doch die Erde zurückhält. Das wundersame Buch ist voll tiefer Empfindung, lebendigen Naturgefühls, voll feinstter Seelen-analyse und herrlichster Sprachkunst. Starke und dauernde Wirkung mußte einem solchen Kunstwerke beschieden sein, das die Liebespilgerfahrt eines Poeten zwar zart und duftig, aber mit einer Fülle und einem Reichtum schilderte, daß daneben Dantes liebliche Vita Nuova nur wie ein Frag-ment sich ausnimmt. Ein ganzes langes Leben war hier einer geliebten Frau zu Füßen gelegt, und auch Petrarca würde sich haben rühmen können, daß er zum Ruhm seiner Fraue gesagt habe, was Dante von seiner Beatrice zu sagen verspricht:

Quello che mai non fu detto d' aleuna.

Wie mußte dieses Beispiel zur Nachahmung reizen, und wie einfach ließ sich diese Nachahmung an: es galt ja bloß Sonett an Sonett, Lied an Lied zu reihen!

Das ist denn auch geschehen, und auf Petrarca folgten die Petrarkisten. Sie hielten sich, wie das zu gehen pflegt, mehr an die Äußerlichkeiten seiner Ars amandi, an ihre Mache und ihre Schwächen. Denn davon ist Petrarcas Canzoniere nicht frei.

Neben der tiefen Empfindung findet sich viel Rhetorik, neben der Sprachkunst ärgerliche Künstelei. Die Feinheit wird zur Überfeinerung. Manches Gedicht gleicht

einem mit Ornamentik überladenen Gebilde, das in der Hand des Beschauers, der zu näherer Betrachtung nach ihm greift, spröde zerbricht.

Petrarcas Kunst ist Epigonenkunst. Seine Huldigung an Laura bewegt sich in den Formen des Frauendienstes, für den die Troubadours Südfrankreichs das erste Beispiel gegeben hatten.

Der Minnesang der Provence, der mehr elegant als tief, mehr graziös als leidenschaftlich und schließlich auch mehr modisch als persönlich war, fand seit dem 12. Jahrhundert in Nordfrankreich, dann auch in Italien, in Portugal, in Deutschland gelehrige Schüler. Die ältesten italienischen Lyriker (seit 1220), die wir kennen, sind provenzaleggianti. Sie sind slavische Nachahmer. Eine erste Erneuerung, die zugleich eine Verfeinerung und Vertiefung war, erfuhr der italienische Minnesang in der Universitätsstadt Bologna, sowie in der Stadt und durch die Person Dantes. Diese neue, den Frauendienst spiritualisierende Richtung brachte, nach Dantes Wort, der vaterländischen Dichtung einen *dolce stil nuovo*.

Petrarca, der Florentiner, der im Lande der Troubadours eine Liebesheimat gefunden hatte, kennt beide: die neue italienische Schule und die Provenzalen, die zwei Jahrhunderte vor ihm in Südfrankreich gesungen haben. Beide sind sie seine Vorbilder. Die Formen ihrer poetischen Rede boten sich ihm dar. Er kleidete sein starkes und tiefes persönliches Empfinden in diese überlieferte Form, und wenn er einerseits Künstler genug war, sie meisterlich zu handhaben und ihr neue Seiten abzugewinnen, so verfiel er andererseits doch ihrem Konventionalismus und ihrer

Phrase. Hat das Gewebe seiner Lyrik auch einen hervorragenden persönlichen und einen fühlbaren antiken Einschlag, so stammt seine Kunstübung doch von den Troubadours. Das poetische Bild der Geliebten, die seine Herrin, die vornehm und eines andern Gattin ist; die Verherrlichung ihres Wertes, dessen die Erde nicht würdig sei; der Preis ihrer Augen und ihres blonden Haares; die Klage über ihre Härte; das Lob des Frühlings und der Nachtigall u. s. f. — das ist die Tradition des Minnesanges. Die Personifizierung des Amor mit seinen Pfeilen, Ketten und Neßen; die Vergleiche und die Periphrasen mit sole und stelle, mit Schnee und Wachs, mit Rose und Dorn, Gold und Edelstein; die Bilder, die aus der mittelalterlichen Naturgeschichte stammen, vom Phönix und Salamander, — sie gehören zum hundertfach variierten metaphorischen Material der Troubadours. Das Spiel mit dem Namen der Geliebten, die Hyperbeln vom Tränenstrom, vom Seufzersturm und tausendfachen Tod, die Antithesen vom eiskalten Feuer und vom glühenden Eis, vom amore amaro — sie gehören zum überlieferten poetischen Stil. Petrarcha hat mit diesen Vergleichen, diesen Metaphern und Periphrasen, diesen Hyperbeln und Antithesen virtuos gespielt; er hat sie ausgebaut, ganze Gedichte daraus zusammenphantasiert und eine förmliche poetische Rhetorik daraus gebildet.

Als Erbe der Troubadours faßt Petrarcha deren Lyrik in seinem Canzoniere zusammen, der also nicht nur das Denkmal seiner Liebe, sondern zugleich das Denkmal des Minnesanges ist. Der Italiener hat auch hier, wie auf dem Gebiete der Epik — Ariost —, den Sang,

den ein anderes Volk angestimmt, zum Abschluß gebracht. Und wie über Ariosts Orlando furioso die ganze französische Epik in Vergessenheit versank, so entchwand hinter dem hochragenden Monumente, das Petrarcha errichtet, der provenzalische Minnesang den Augen der Nachwelt.

Petrarcas Lied blieb allein bestehen. Und wie blieb es lebendig, als eine poetische Ars amandi für drei Jahrhunderte!

Drei Jahrhunderte erfüllt der Petrarkismus. Die Geheimplätze dieser erotischen Rhetorik, die Künstelei ihres Stils wird durch die italienischen Petrarkisten nach Spanien gebracht und nach Frankreich zurückexportiert, daß im 16. Jahrhundert begierig danach greift, ohne zu ahnen, daß der Artikel einheimisch ist: made in France. Nur einer der französischen Renaissancedichter ahnt den Zusammenhang: der gelehrte Etienne Pasquier, der um 1563 an Ronsard schreibt, daß die belles paroles d'amour der modernsten Lyrik sich schon in den alten Trouvères-Handschriften fänden! Und weiter drang diese Modepoesie, in der immer mehr die Galanterie an die Stelle der Liebe, das Salonnässige an die Stelle des Menschlichen, die Künstelei an die Stelle des spontanen Ausdrucks trat, nach England, nach Deutschland. Der Petrarkismus ward zu einer literarischen Krankheit, die das ganze Abendland ergriff und mit den wechselnden Symptomen auch verschiedene Namen fand: préciosité, culteranismo, euphuism, Marinismus.

Aber über dem schlimmen Erbe dieses Petrarkismus hat die dankbare Nachwelt Francesco Petrarcha nicht vergessen. Sie feiert mit Arezzo am

20. Juli die 600. Wiederkehr seines Geburtstages, wie sie vor dreißig Jahren mit Padua-Arqua des 18. Juli 1374 gedachte, an dem Petrarca dort über seinen lieben Büchern sanft entschlafen ist. —

Ein Jahr, bevor Petrarca zum erstenmal Rom sah und mit seinem Freunde Colonna genoß, im Frühjahr des Jahres 1336, unternahm er von Avignon aus etwas Ungewöhnliches, das für ihn sehr bezeichnend ist.

Der Mont Ventoux ist der höchste westliche Ausläufer der Seealpen; beinahe 2000 m hoch erhebt er seine zerklüfteten Gipfel. Geheimnisvoll, sagenumwoben grüßt er zum päpstlichen Avignon hinüber und nach Carpentras, wo der junge Petrarca einst zur Schule gegangen.

Der stolze Berg lockte die Neugier des jungen Mannes; ihn drängte zu erfahren, wie es da oben aussieht: sola videndi insignem loci altitudinem cupiditate ductus wünscht er ihn zu besteigen. Es ist derselbe Drang, der den modernen Alpinisten in die Höhe führt, und der dem Mittelalter sonst so fremd ist.

Als er nun eines Tages in Livius las, wie König Philipp von Mazedonien den Mons Haemus in Thessalien bestiegen, von dessen Höhe aus er sowohl das Adriatische als das Schwarze Meer zu erblicken hoffte, da reiste in ihm der Entschluß. Seinen jüngern Bruder und zwei Diener nahm er als Begleiter mit. (Fam. IV, 1.)

Mit Humor schildert er den beschwerlichen Aufstieg, dessen Mühsale er durch große „Kehren“ zu mildern versuchte. Diese großen Bogen trugen ihm nur den Spott seines gewandteren Bruders ein, der die steilen Hänge gerade hinaufstieg und den leuchend Nachkommenden er-

wartete. So machte er, wie er sagt, die Erfahrung, daß man eben nicht in die Höhe kommt, ohne zu steigen.

Wie groß ist auf dem Gipfel sein Erstaunen, da er die Wolken zu seinen Füßen ziehen sieht. Er wendet den Blick nach Osten zu der Schneekette der Alpen, die ihn von seiner geliebten Heimat Italien trennt ... und Heimweh nach Freunden und Vaterland befällt ihn. Er erinnert sich der Zeit — es ist auf den Tag zehn Jahre her — da er als bemooster Bursche die Hochschule Bologna verlassen. Wie stürmisch waren diese zehn Jahre! Eines Tages würde er wohl die Denkwürdigkeiten dieser Herzensstürme aufzeichnen<sup>1)</sup> mit den Worten des heiligen Augustin:

„Ich will die vergangenen bösen Dinge und die fleischliche Verbernis meiner Seele erzählen, nicht weil ich noch eine Herzensenung für sie hätte, sondern aus Liebe zu dir, mein Gott.“

Und nachdem er von diesen Betrachtungen sich wieder zum Anschauen der zu seinen Füßen liegenden Landschaft gewandt hatte, griff er zu den Konfessionen des heiligen Augustin, die er mit sich zu führen pflegte.

Er öffnet sie und begegnet „zufällig“ der Stelle des zehnten Buches, welche sagt: Da gehen die Menschen hin, die Höhe der Berge zu bewundern, die Wogen des Meeres, den langen Flußlauf, die Unendlichkeit des Ozeans, die Bewegung der Gestirne ... und um sich selbst kümmern sie sich nicht.

Betroffen und verdrießlich habe er das Buch geschlossen, sich stumm von seinem Bruder und der herrlichen Aussicht abgewandt, um während des ganzen Abstiegs kein

<sup>1)</sup> Das ist wohl der Ursprung des Planes, den er in seinem Secretum 1343 ausführte.

Wort mehr zu sprechen. Seine Gedanken verweilten bei der menschlichen Sündhaftigkeit und weltlichen Torheit und bei der ursprünglichen Größe und Göttlichkeit des Menschengeistes. Wenn er sich umdrehte, um nach dem Gipfel zurückzublicken, so erschien er ihm winzig gegenüber der Höhe dieses menschlichen Geistes. Um da hinauf, dieses Bißchen, dem Himmel entgegenzufliegen, hast du im Schweiße deines Angesichts dich abgemüht, sagt er zu sich ... Wann mübst du dich ebenjo, aus der Sünde den Weg zu Gott emporzuflimmen!

Mit solchen Gedanken betritt er beim Schein des Mondes das Dorfwirtshaus, von dem er am Morgen ausgezogen war, und während die Diener das Mahl bereiten, setzt er sich gleich hin, um diese Gedanken einem Freund zu schreiben, voller Besorgnis, wenn er den Brief ausschiebe, so möchten Gedanken und Entschlüsse einen andern Weg nehmen.

Das ist Petrarca! Mit Libius zieht er im Strahl der Morgensonne aus voll weltlicher Neugier; mit Augustin kehrt er beim Mondschein zurück, klagend, daß sein modernes Tagewerk nur vanitatum vanitas gewesen sei, und er beeilt sich, das heute noch niederzuschreiben, denn er weiß, daß er morgen wieder anders denken wird.

Ein endgültiger Trost ist ihm der christliche Glaube nicht gewesen. Doch findet der Poet in Stunden der Erregung herrliche Worte des Gebetes an Gott und die Jungfrau. So schließt sein Canzoniere mit jenem Hymnus *Vergine bella*, dessen erste Strophe lautet<sup>1)</sup>:

<sup>1)</sup> Übersetzung von Bettina Jacobson, Fr. Petrarca, Sonette und Kanzenen, Leipzig, Insel-Verlag, 1904.

Schöne Jungfrau, hell im Sonnenkleide,  
 Sternumfränzte, die dem höchsten Licht  
 So gefiel, daß sich's in dir verborgen:  
 Amor treibt mich an zum Lobgedicht.  
 Ohne dich nicht könnt ich's. Helft ihr beide,  
 Du und er, der sich in dir geborgen.  
 Jeden hörtest du, der voller Sorgen  
 Gläubig nach dir rief.  
 Jungfrau, wenn du tief  
 De dich beugst, Elenden Trost zu borgen,  
 Neige auch zu mir den gnädigen Sinn.  
 Hilf dem Mann von Erden  
 Aus Beschwerden — Himmelskönigin!

Hinwiederum sagt Petrarca zu Alzzo in der Vorrede zu *De remediis utriusque fortunae* (1366) — „Trostspiegel in Glück und Unglück“ —, daß der einzige Lebenstrost die Lektüre der antiken Moralisten sei. Auch muß er sich gegen Freunde verteidigen, die ihm vorwerfen, daß bei seiner Beschäftigung mit Plato und Cicero Christus zu kurz komme: er zieht einen Vergleich zwischen Christus und Cicero.

Dem Tode sieht er nicht mit der Sicherheit des gläubigen Christen entgegen. Das Jenseits lockt ihn nicht mit der Sehnsucht dieses Christen. Ob der Tod ein Gut oder ein Übel sei, läßt er offen: res ambigua est valde et soli Deo nota ... Was wird aus uns, so fragt er seinen lieben Cicero, wenn unser Leben ein Ende nimmt? quid futuri sumus? o rem magnam et ambiguam sed neglectam! — Das ist nicht die Art eines glaubensfreudigen Herzens.

So steht er mit unabgeschlossener Weltanschauung zögernd auf der Schwelle der neuen Zeit.

„Es wogen in mir die Neigungen, es widersprechen sich meine Wünsche, und ihre Disharmonie bringt mit Qual und Not.“ (Fam. II, 9.)

Er spricht im 93. Dialog des zweiten Buches *De remediis* geradezu, wie Goethe, von der Wonne der Wehmuth: dolendi voluptas quaedam ist Petrarcas Wort. Ein modernes Wort. —

Die drei großen Florentiner Dante, Petrarca und Boccaccio schließen ein Jahrhundert italienischen Geisteslebens ein. Obwohl Boccaccio der jüngste von den dreien, ist doch nicht er, sondern Petrarca der Fortgeschrittenste, Modernste. Er ist auch der, der für die nächsten Jahrhunderte, die Renaissancezeit, den größten Einfluß geübt hat. Weit größer als Dante. Dafür gehört dieser Einfluß nun aber auch längst völlig der Geschichte an, während Dante in neuer Mächtigkeit für uns erstanden ist. —

Was Petrarca dem heutigen Italien besonders teuer macht, das ist seine glühende Vaterlandsliebe. Wie oft kehrt in seinen Werken der klagende oder jubelnde Ausruf wieder: *Italia mia!*

*Salve cara Deo tellus! sanctissima salve!*

So begrüßt er Italien 1353, nachdem er Vaucluse endgültig den Rücken gewendet, von der Höhe der Alpen herunter:

Willkommen, heil'ges, gottgeliebtes Land,  
Wo Freyler zittern, Fromme sicher wohnen!  
Dir gleicht kein anderer vielbesungener Strand  
An Segen, Schönheit, Ruhm durch alle Zonen!

Der Nebel fällt, der Wind erhebt sich leis,  
 Den Heimgekehrten schmeichelnd zu begrüßen;  
 Du bist's, o Heimat! Aller Länders Preis!  
 Dir, schönste Mutter, sinkt der Sohn zu Füßen.

Auch die leidenschaftlichen Anklagen, die Petrarcha in Vers und Prosa gegen die päpstliche Kurie zu Avignon schleudert, sind ein Ausfluß seines Patriotismus.

Wohl fesselten ihn Liebe und Gewohnheit ans Rhonetal; wohl sagt er in seinen Minneliedern wiederholt, daß er in Bacluse sterben und bestattet sein wolle. Das ist poetische Stimmung — die wahre Sehnsucht seines Herzens aber sprechen jene Verse aus, die eine Epistel um (1345) an Freund Sokrates schließen:

War an Kämpfen reich  
 Mein Tag, so gönne mir den Trost, daß einst  
 Italiens Erde meinen Sarg bedeckt.  
 Laß in der Heimat Grust mich ewig schlafen!  
 Wenn dann die Zeit dies arme Grab zerstört,  
 Fliegt noch die Asche gern durch Heimatlüfte!

---

## Das französische Volkslied.

Die Volksdichtung ist weit, weit wie das Leben. Sie ist tausendfältig wie das Schicksal des Menschen: heiter und düster, erhebend und bedrückend. Und sie ist alt wie die Menschen und immer wieder jung wie sie, immer wechselnd und doch immer dieselbe.

Und an diesem reichen poetischen Erbe der Menschheit hat Frankreich reichen Anteil. Es steht hinter keinem seiner abendländischen Geschwister zurück.

Die Vorwürfe des Volksliedes scheiden sich in geistliche und weltliche. Wenden wir uns erst dem weniger umfangreichen Gebiete der geistlichen Materien zu.

Kirchliche Feste und häusliche Andacht haben dem Volke fromme Gesänge eingegeben, in welchen indessen nicht selten die Spuren geistlicher Mitarbeiterschaft zu erkennen sind. Bruchstücke des Vater unser, des Credo usw. hat es mit mancherlei Zutaten geschmückt, die nicht immer den Beifall der orthodoxen Kirche hatten, und so sich gereinigte Gebete geschaffen, die es feierlich psalmodierend hersagt. Es hat die Erzählungen der Heiligen Schrift und die Heiligenlegenden in Verse gegossen, in denen Weltfreude und Andacht sich schwesterlich die Hand reichen. Materie und Text eines weltlichen Liedes werden, nach berühmten Mustern,

in naiver Weise ins Fromme umgesetzt. So wird aus dem weit verbreiteten Rossignol messager ein Lied von Mariä Verkündigung: die Nachtigall wird zum Engel Gabriel, das château d'amour zum Hause der Jungfrau Maria:

**Rossignol messager.**

J'ai un long voyage à faire,  
Je ne sais qui le fera.  
Ce sera rossignolette  
Qui pour moi fera cela.  
La violette double-, double-,  
La violette doublera.

Rossignol prend sa volée,  
Au palais d'Amour s'en va;  
Trouva la porte fermée,  
Par la fenêtre il entra.  
La violette etc.

„Bonjour l'une, bonjour l'autre,  
„Bonjour, belle que voilà!  
„C'est votre amant qui demande  
„Que vous ne l'oubliez pas.“  
La violette etc.

„Fallait qu'il vinsse lui-même  
„Me fair' ce compliment là:  
„Tout amant qui craint sa peine  
„Mérit' d'être campé là.“  
La violette etc.

„J'en ai bien oublié d'autres,  
„J'oublierai bien celui-là:  
„S'il était venu lui-même  
„Il n'eût pas perdu ses pas.“  
La violette etc.

**L'Annonciation.**

J'ai un long voyage à faire,  
Je ne sais qui le fera.  
Ce sera Gabriel Ange,  
Vive Jésus!  
Qui pour moi fera cela.  
Alleluya!

Gabriel prend sa volée,  
Vive Jésus!  
Droit à Nazareth s'en va,  
Alleluya!

Trouvant les portes fermées,  
Vive Jésus!  
Par la fenêtre il entra,  
Alleluya!

Trouvant la Vierge en prière,  
Vive Jésus!  
Tout humble la salua,  
Alleluya!

„J' vous salu', Vierge très digne,  
Vive Jésus!  
Mèr' du grand Dieu qui seras.“  
Alleluya!

Ave Maria pour la Vierge,  
Vive Jésus!  
Pour les Ang's le Regina.  
Alleluya! (Normandie.)

Die reichste Gattung religiöser Lieder sind die sogenannten Noëls, die das Fest der Feste, Weihachten, hervorgerufen hat. Sie sind von der mannigfältigsten Art: lyrisch, episch oder kleine Dramen. Schon im frühen Mittelalter sind sie in den lateinischen Gottesdienst eingedrungen. Sie erfüllen das Haus in der heiligen Nacht und ertönen auf der Straße als Bittlieder um kleine Festgaben: querre noël ist schon vor 600 Jahren erwähnt. Ihre Weisen sind weltlichen Liedern entnommen, und oft ist ihr Inhalt in Stoff und Stimmung rein weltlich: kleine Bilder aus dem Leben des Dorfes, das zur Huldigung an der Krippe des Christuskindleins zusammenströmt, voller Lust und Festfreude und von der Derbheit, die der guten Laune des Volkes eignet. Manchmal bildet der Refrain Noël! Noël! allein das Band, das diese Lieder an Weihnachten knüpft. Umgekehrt ist auch oft gerade der Refrain das weltliche Element:

Voici la nouvelle  
Que Jésus est né,  
Que d'une pucelle

Il nous est — tourlourirette!  
Il nous est — lonlanderurette!  
Il nous est donné!

Oder:

Turelulu! patapatapon!  
Chantons un Noël  
Pour ce beau poupon!

Die Noëls sind nicht populären, sondern kirchlichen Ursprungs, und, wenn auch unter der Mitarbeiterschaft des Volkes ihrer viele ganz volkstümlichen Charakter an-

genommen haben, so haben geistliche und weltliche Kunstdichter immer gern den Noëls sich zugewandt, und seit dem 16. Jahrhundert bestehen umfangreiche gedruckte Sammlungen.

Die Kirche hat die alten Noëltexte mit ihrer etwas irregulären Religiösität durch korrektere zu ersehen sich bemüht, und in der Flut gedruckter Noëls, die sie seit Jahrhunderten über das Land ergossen hat und die durch Kolporteurs und durch die Bibliothèque bleue in die einsamsten Hütten gedrungen ist, sind die alten lustigen Weihnachtslieder meist untergegangen. Auch in liederreichen Gegenden, wie in der Normandie oder der Gruhère, sind sie verschwunden. In der Franche-Comté leben sie noch kräftig.

Weihnachten ist nach der mittelalterlichen Zeitrechnung auch Jahresanfang gewesen, so daß das Neujahrsfest damit zusammenfiel, und zur Weihnachtszeit wurde auch der Festtag der heiligen drei Könige gerechnet. Wie dieses Konglomerat christlicher Feste, das auf die Wintersonne wende fiel, sich mannigfach mit ursprünglich heidnischen Zeremonien durchsetzte, so zeigen auch die Bitt- und Wunschlieder der abendländischen Völker zum Neujahr- und Dreikönigstag allerlei Reminiszenzen aus dunkler Vorzeit. Die Rätselhaftigkeit des Textes manches dieser Lieder hat der Zähigkeit, mit der es sich erhalten, keinen Abbruch getan.

In der Nacht des Dreikönigstages durchstreift eine lärmende Schar mit brennenden Fackeln Feld und Wiese und beschwört im Namen des Noël und der Rois Maulwurf, Feldmäuse und anderes schädliches Getier:

Taupes et mulots,  
Sors de mon clos,  
Ou je te mets le feu sur le dos!

Und das Ungeziefer wird eingeladen, sich nach der reichen Vorratskammer des Herrn Curé zu verzehren.

Heute sind Brauch und Lieder aus den Sitten des Volkes verschwunden und zu einem Zeitvertreib der Kinderwelt geworden.

Jesus, der Jungfrau und der Heiligen Leben werden vom Volke in romantischer Ausschmückung balladenartig besungen (Complaintes). Sie begleiten bei festlichen Anlässen das übliche Einsammeln von Gaben, wie z. B. in der Normandie das Osterlied von den drei Marien:

Ce sont les trois Mari's,	„Là vous y trouverez
Au matin sont levé's:	„Un homme jardinier.“
S'en vont au monument	Y étant arrivé's,
Pour Jésus-Christ chercher.	Se mit à leur parler:
Marie Marthe,	„J'ai planté une vign',
Marie Madelaine et Marie Salomé.	„Je la veux labourer;
Ne l'ayant point trouvé,	„Et de mon propre sang
Se sont mis's à pleurer.	„Je la veux arroser.“
„Ah, qu'avez-vous, Mari's?	Alors les trois Mari's
„Qu'avez-vous à pleurer?“	Se mirent tout's à pleurer.
„Nous cherchons Jésus-Christ	Puis ont baisé les pieds
„Sans pouvoir le trouver.“	Du Christ[e] jardinier.
„Allez-vous-en là-haut,	
„Au jardin Olivier.	

Die Träger der religiösen Balladen waren einst hauptsächlich Pilger und Bettler.

Die Pilgerfahrten mit ihren wunderreichen Stationen nährten und erhielten das fromme Lied. Der fahrende Bettler rührte das Herz der Begüterten durch einen Gesang von Christi Passion:

*La passion de Jésus-Christ, s'il vous plaît de l'entendre,  
Entendez-la, grands et petits, toutes gens d'ordonnance!*

oder vom reichen Mann und armen Lazarus (Du mauvais riche et du bon pauvre), der in der mannigfachsten Version vom Genfer See bis zum Atlantischen Ozean verbreitet ist.

Der Bettler durchwanderte wohl auch des Nachts schellend und singend das Dorf als der écheteur des trépassés und weckte die Leute aus dem Schlafe zur Erinnerung an Vergänglichkeit und Tod:

*Réveillez-vous, gens qui dormez!  
Priez Dieu pour les trépassés,  
Pour vos parents, pour vos amis,  
Que Dieu les mette en paradis!*

Und am folgenden Morgen zog er von Haus zu Haus seine Gaben ein. In unserer Zeit aber ist das alles, wie auch die gereimten Totenklagen bei Leichenbegägnissen, fast gänzlich verschwunden.

Wir haben bereits gehört, daß die robuste Gläubigkeit des Volkes im religiösen Lied oft eine weltliche Munterkeit zuläßt, die unserem geschärftsten religiösen Empfinden fast verleidend erscheint. Die christliche Kirche hat im Mittelalter der Volksbelustigung bekanntlich viele Konzessionen und, gerade zu Neujahr, am sogenannten Gelsfest, ausgelassenes Treiben gewähren müssen, dessen sie sich im Laufe der Jahrhunderte nur mühsam erwehrte, ein

Treiben, das sich geradezu als eine Parodie der kirchlichen Zeremonien darstellt. Die Parodien religiöser Lieder sind denn auch bis heute nicht aus der Volksdichtung verschwunden: keckere und auch harmlosere, nach Art etwa unseres „Die Pintschgauer wollten wallfahrteten gehn“.

Und nun zu den weltlichen Stoffen.

Das Volk begleitet die Ereignisse und Zustände des öffentlichen und privaten Lebens, Staatsaktionen und Privatverhältnisse, mit seinen Liedern, die preisen oder tadeln, klagen oder spotten.

„Nun bin ich ihr Saitenspiel geworden und muß ihr Märlein sein,“ klagt schon Hiob, und male chanson n'en doit être chantée, gelobt Roland, als er zum letzten Kampfe auszieht.

Sogenannte historische Lieder begleiten die Ereignisse der nationalen Geschichte in vielstimmigem Chor. Aber wie sie überall am Wege rasch entstehen, so welken sie auch rasch dahin, wenn der Zug der Ereignisse vorüber ist. Das historische Lied hat kein dauerndes Leben in der mündlichen Überlieferung des Volkes.

Nicht der geschichtliche, der nationale, sondern allein der allgemein menschliche, romantische, poetische Wert eines Ereignisses fesselt dauernd das Interesse des singenden Volkes. Er bestimmt auch die Form der Behandlung im Liede, das die zu grunde liegende Tatsache frei umgestaltet, mit pittoreskem und anachronistischem Detail schmückt und, vollständig gleichgültig gegen historische Wahrheit, das ursprüngliche Geschehnis bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Das dichtende

Volk handelt mit der souveränen Freiheit des großen Poeten: es dichtet dem Lenker aller Schicksale die Weltgeschichte auf seine Weise nach.

Soll das historische Lied leben, so muß es zur Ballade werden; nur als Ballade überdauert es die Jahrhunderte. Bisweilen erinnern noch einige Personen- oder Ortsnamen an den bestimmten geschichtlichen Ursprung dieser Ballade. Aber wie leicht läßt das Volk die Eigennamen fallen oder vertauscht es unbekannte gegen bekannte, vergessene gegen aktuelle. Ein Beispiel: König Franz I. wurde 1525 in der Schlacht von Pavia von Karl V. besiegt und als Gefangener nach Madrid geführt. Die Ballade vom Roi prisonnier wird im Süden wie im Norden Frankreichs gesungen, und zwar so:

Le roi est parti le dimanche  
Et le lundi a été pris.

„Halt,“ schreien die Feinde, „König von Frankreich, du bist gefangen.“ „Ich bin nicht der König von Frankreich,“ antwortet er:

Je suis un pauvre gentilhomme  
Qui va de pays en pays;  
Qui s'en va demander l'aumône,  
Un petit morceau de pain bis.

Doch jehn sie am Zügel des Pferdes seinen Namen, am Degen sein Lilienwappen. Er wird eingekerkert. Vom Fenster des Turmes sieht er einen Boten kommen. „Was sagen sie in Paris vom König?“ fragt er diesen. „Man weiß nicht,“ antwortet der Bote, „ob er tot oder gefangen ist.“ „Geh und melde, daß ich lebe und daß die Königin

an allen vier Ecken von Paris Gold prägen lassen soll,  
um mich loszukaufen."

Das historische Ereignis der Gefangenschaft des Königs ist hier, man möchte sagen, mit dem naiven Auge des Kindes geschaut und mit dem Interesse des Kindes erzählt, die historische Wahrheit wandelt sich in rein poetische, allgemein menschliche.

So prägt das Volk aus dem Gold der Geschichte die Münze seines Liedes.

Dabei nennt keine der lebenden Versionen, die ich vor mir habe, den König noch Franz. Er wird einfach le roi de France genannt, oder dann heißt er Louis. Nur zwei erwähnen noch Pavia. Eine nennt auch Madrid nicht mehr. Eine andere, nördliche, macht aus Madrid Maestricht.

Also: der König Ludwig von Frankreich sitzt in Maestricht gefangen. So löst sich die Ballade vom historischen Ereignis.

Ein Geschichtskundiger hat dann nachträglich das Licht seines Wissens auf die Ballade vom Roi prisonnier fallen lassen und mit der angeblichen königlichen Rede: tout est perdu fors l'honneur auch den Namen Karls V. eingeschwärzt. Das wirkliche Volkslied weiß weder von der einen noch vom anderen etwas.

Weil das Volk in seinen Liedern so leicht die historischen Beziehungen verwechselt, kann es auch leicht ein altes Lied neuen Ereignissen und Personen anpassen. So wird schließlich zur Zeit der Revolution aus dem Liede vom gefangenen König Franz ein Lied auf den gefangenen und hingerichteten König Ludwig XVI. — nicht in Frank-

reich freilich, sondern im Piemont, das so viel Balladenstoff aus Frankreich entlehnt hat.

So ist auch der englische Feldherr *M a l b r o u g h*, der vor zweihundert Jahren gegen Frankreich focht, zum Helden der bekannten Chanson geworden, welche Trilby so meisterlich sang:

Malbrough s'en va-t-en guerre,  
Mironton, mironton, miron taine,  
Malbrough s'en va-t-en guerre,  
Ne sait quand reviendra.

Später ist dieses Lied auch auf andere, z. B. auf *G a m - b e t t a*, umgesetzt worden. Der Rahmen ist gewiß viel älter als Malbrough, die Ausfüllung ist einem satirischen politischen Liede des 16. Jahrhunderts (auf das Begräbnis des Herzogs von Guise, 1566) nachgeahmt, und am Schluß fehlt burleske Zutat nicht, so daß das Malbrough-Lied nicht nur ein Beispiel für Personalverschiebung, sondern auch für Zusammenschweißung verschiedener Liederbestandteile ist. Es hat dabei übrigens vom einheitlichen Ton der wirklichen Chansons populaires viel eingebüßt.

Das historische Volkslied ist also in steter Umbildung begriffen, und in immer weitere Ferne tritt hinter ihm das geschichtliche Ereignis zurück, um schließlich unseren Augen völlig zu entschwinden:

Bor einem halben Jahrtausend kämpfte Frankreich mit England einen hundertjährigen Kampf um seine Existenz. Die rätselhafte und fesselnde Figur der Jungfrau von Orléans als der Besiegerin der Engländer erhebt sich 1429 auf der Höhe dieses nationalen Ringens. Gewiß

hat das Volkslied diese Heldenfigur gefeiert; aber unter den heutigen mir bekannten Liedern Frankreichs ist nur eines, das vielleicht wie ein fernes Echo ihres Ruhmes gedeutet werden kann.

Es erzählt, wie der König von England vom Spinnrocken eines Hirtenmädchen überwunden worden sei:

Dans le pré dansaient  
Quatre-vingts fillettes,

„Et nous nous battrons  
„En duel sur l'herbette.“

Quand passa par là  
Le roi d'Angleterre.

Pouf! du premier coup,  
Ell' le couche à terre.

Toutes salua  
Hormis la plus belle.

Un' fille a battu  
Le roi d'Angleterre!

„Tu n' me salu's pas,  
„P'tit roi d'Angleterre?

Tout est regagné  
Par une bergère.

„Mets l'épée au poing,  
„Moi ma quenouillette.

Nous pouvons danser  
N'aurons plus de guerre!

In dieser Ballade, die heute den Reigen spielender Kinder begleitet, hallt vielleicht der ferne Donner des hundertjährigen Krieges und verflingt die letzte volkstümliche Erinnerung des ruhm- und schreckenreichen Schicksals des Mädchens von Orléans. Wer weiß es?

Die ergötzliche Schilderung des burlesken Feldzuges des Prinzen von Savoyen (Le prince de Chavouye), die eine schweizerische Ronde bietet, geht vielleicht auf die Eroberung der Waadt von 1536 zurück. Wer weiß es?

Welcher französische König ist der Held der Ballade  
Le roi a fait battre tambour?

Le roi a fait battre tambour  
 Pour voir toutes ces dames;  
 Et la première qu'il a vu'  
 Lui a ravi son âme.

„Marquis, dis-mois, la connais-tu?  
 „Qui est cett' joli' dame?“  
 Et le marquis l'y a répondu:  
 „Sire roi, c'est ma femme.“

„Marquis, tu es plus heureux qu'moi  
 „D'avoir femme si belle;  
 „Si tu voulais me l'accorder,  
 „Je couch'rais avec elle.“

„Sir', si vous n'étiez pas le roi,  
 „J'en tirerais vengeance;  
 „Mais puisque vous êtes le roi:  
 „A votre obéissance.“

„Marquis, ne te fâche donc pas,  
 „T'auras ta récompense:  
 „Je te ferai dans mes armées  
 „Beau maréchal de France.“

„Habille-toi bien proprement,  
 „Coiffure à la dentelle;  
 „Habille-toi bien proprement  
 „Comme une demoiselle.

„Adieu, ma mi', adieu mon cœur,  
 „Adieu, mon espérance;  
 „Puisqu'il te faut servir le roi,  
 „Séparons-nous d'ensemble.“

La reine a fait faire un bouquet  
 De belles fleurs de lys[e];  
 Et la senteur de ce bouquet  
 A fait mourir marquise.

*Tempo moderato dolce e legato.*

Le roi a fait bat-tre tambour. Le roi a fait  
bat-tre tambour, Pour voir tou-tes ces da- - -  
do. de - - - cre-scen - - do.  
mes; et la pre-miè-re qu'il a vu' Lui a ra-  
vi son à - - - me.

Und wie oft mag das Volkslied seinen Helden einen König nennen, von Königinnen und Königskindern singen, während die Helden des wirklichen Vorganges gewöhnliche, ungekrönte Sterbliche waren! Das Volk liebt es, seine Phantasie an Fürstenhöfen spazieren zu führen. Es hat die naive Freude des Kindes an allem, was glänzt.

So ist die historische Deutung der Balladen fast immer zweifelhaft. Das ist sicher, daß wir in keiner der heute noch in Frankreich lebenden Balladen mit Sicherheit nationalgeschichtliche Tatsachen erkennen können, die über das Jahr 1500 zurückgingen.

Eines der bekanntesten dieser Lieder ist das von Auguste Ludwigs Tochterlein, ein Lied, dessen roman-

tische Worte und wunderbare Weise schon vor einem halben Jahrhundert den Dichter Gérard de Nerval entzückte, den man den literarischen Entdecker der französischen Balladen nennen kann: denn nur fünfzig Jahre ist es her, daß Frankreich sich seines Reichtums an Volksliedern bewußt zu werden anfing.

König Ludwig sitzt vor seinem Schloße auf der Brücke; auf seinem Schoße hält er sein Töchterlein. Sie bittet ihn um einen Liebsten, der arm ist. Er schlägt ihr die Bitte ab, und da sie von ihrer Liebe nicht lassen will, läßt er sie in den Turm werfen, wo sie für ihre Treue büßt.

### **La fille du roi Louis**

Le roi Louis est sur son pont,  
Tenant sa fille en son giron.

Ell' lui demande un cavalier  
Qui n'a pas vaillant six deniers.

„Oh! oui, mon père, je l'aurai,  
„Malgré ma mèr' qui m'a porté“.

„Je l'aim' plus que tous mes parents,  
„Et vous, mon pèr', — que j'aime tant!“

„Ma fille, il faut changer d'amour,  
„Ou vous entrerez dans la tour.“

„J'aime mieux aller dans la tour,  
„Mon pèr' que de changer d'amour.“

„Vite, où sont mes estafiers,  
„Aussi bien que mes gens de pied?“

„Qu'on mème ma fille à la tour,  
„Ell' n'y verra jamais le jour.“

Elle y resta sept ans passés,  
Sans que personn' pût la trouver.

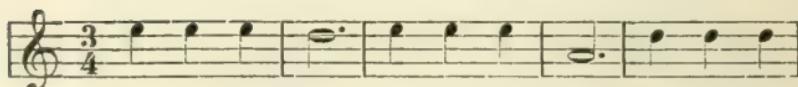
Mais, au bout des sept ans passés,  
Son père vint la visiter.

„Bonjour, ma fill', comment vous va?“  
„Ma foi, mon pèr', ça va bien mal;

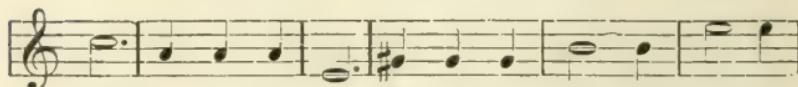
„J'ai les pieds pourris dans la terre  
„Et les côtés rongés des vers.“

„Ma fille, il faut changer d'amour  
„Ou vous resterez dans la tour.“

„J'aime mieux rester dans la tour,  
„Mon pèr', que de changer d'amour.“



Le roi Lou - is est sur son pont, Tenant sa



fill' en son gi - ron. Ell' lui demand' un ca - va-



lier Qui n'a pas vaillant six de - niers.

Zu den Vorgängen, welche gleich Staatsaktionen die Aufmerksamkeit des Volkes erregen und fesseln, gehören elementare Ereignisse und Verbrechen. Das Volkslied enthält gewissermaßen das populäre Protokoll der crimes célèbres. Die meisten dieser Complaintes sind freilich ganz gewöhnliche Moritatenlieder, trockene, lehr-

hafte Berichte mit schaler Nutzanwendung. Dauerndes Leben hat auch hier nur das Lied, das den Vorgang ins Romanhafte erhebt, eine kleine Kriminalnouvelle bildet, in deren Erzählung sich Naivität und Grausamkeit die Hand reichen, und die nicht selten durch die Heranziehung überirdischer Schrecken legendenhaften Charakter annimmt (*chants de damnés*).

Kinder, die den Mord ihrer Eltern, Eltern, die den Mord ihrer Kinder planen oder ausführen; Männer, die ihre Frauen, Frauen, die ihre Männer töten oder zu töten versuchen, sei es aus eigenem Antriebe oder auf Anstiftung anderer, wobei dann das Eingreifen der Vorsehung oder die Wachsamkeit der Menschen (des Opfers, der Nachbarn, der Verwandten) die Schuld offenbar macht und der Schuldige dem Selbstmorde, der Rache oder dem Gerichte verfällt — das gehört zu den häufigsten, verbreitetsten und wohl auch ältesten Stoffen aller volkstümlichen Balladenpoesie. So fehlt es denn auch in Frankreich nicht an Liedern über die Kindesmörderin, die zum Richtplatz geführt wird mit der stereotypen Wendung:

Le juge par devant, le bourreau par derrière.

Frankreich kennt das Lied vom Sohne, der unbekannt ins Vaterhaus zurückkehrt und an dem die eigenen Eltern einen Raubmord verüben, wie in Zacharias Werners „24. Februar“. Reich vertreten ist das Thema des Gattenmordes. Auf seinem uralten Grunde, auf welchem wir als naivste Blüte die Sage vom Ritter Blaubart schauen, haben die Jahrhunderte mit ihren immer erneuteten

Bluttaten immer neue Liedervariationen und Kombinationen geschaffen.

Auf Anstiften der Mutter hat der Sohn sein junges Weib draußen auf dem Felde erschlagen. Auf dem Heimweg begegnet ihm der Bruder der Ermordeten:

,Ah, d'où viens-tu, frère, maintenant?

,Tes souliers sont couverts de sang.“

,Je reviens de la chasse

,Des lapins, des bécasses;

,J'ai tant tué de lapins blancs

,Qu' mes souliers sont couverts de sang.“

,Tu as menti, beau-frère

,Ah tu n'es qu'un faux traître!

,Je vois à tes pâles couleurs

,Que tu viens de tuer ma sœur.“

Wer hat nicht Ähnliches in deutschen Liedern gelesen?

Gern lässt das Lied den Verbrecher in der ersten Person reden, und oft genug mag es wirklich von dem Ärmsten herühren, der im Kerker, angesichts von Folter und Rad, seine Reue in künstlose Verse goß, deren wahre Erregung und tiefe Unfrichtigkeit dem Hörer ans Herz greift.

### Le voleur

Mon père m'a nourri pour bâton de vieillesse,  
Pour bâton de vieillesse — ça n'est pas mon dessein:  
L'amour et la débauche m'ont rendu libertin.

J'm'en vas au cabaret pour y boire bouteille,  
Les pieds sous la table, asseyé sur un banc,  
Au clair de la chandelle dépenser mon argent.

Je me suis mis voleur, voleur dans une église,  
J'ai pris le saint ciboire, le très saint sacrement,  
Et les saintes hosties et m'en vas par les champs.

Je m'en vas à Paris vendre ma marchandise,  
Ma marchandise à vendre au prix accoutumé.  
Les bourgeois de la ville m'ont rendu prisonnier.

Si m'ont pris, m'ont mené dans une tour obscure,  
Dans une tour obscure, on n'y voit clair ni jour.  
Le matin quand je m'lève je sens trembler la tour.

J'ai trois petits enfants, une tant joli' femme,  
Une tant joli' femme, que Dieu m'avait donné'.  
Oh, qu'elle est malheureuse de m'avoir épousé!

Le plus jeune des trois s'en va dire à sa mère:  
„O mèr', ma tendre mère, où est-c' qu'est mon papa?  
„Voilà bien six semaines que je ne le vois pas.“

„Ton papa, mon enfant, n'a jamais voulu croire,  
„N'a jamais voulu croire ni amis ni parents:  
„Un jour, pour récompense, mourra cruellement.“

Hierher gehören auch die *Magelieder* gefangener  
*Deserteure*: aber keines derselben erreicht an  
Schönheit unser „Zu Straßburg auf der Schanz“.

Auch das öffentliche Leben der Gemeinde findet seinen Kommentar im Liede, der freilich meist satirisch ist, und überall begegnet man Gedichten, in welchen einzelne Gemeinden und Landesteile sich über ihre Nachbarn lustig machen. Diese Poesie ist kulturgechichtlich interessant, künstlerisch aber meist wertlos: ihre Satire ist ungeschlacht, ihre Witze roh, und das Ganze ist zu sehr lokal bedingt, um reicheres Leben zu haben.

Zu den großen Ereignissen des dörflichen Lebens gehören die *weltlichen Feste*, die der Lauf des Jahres regelmäRenouveau begangen wurde, bedeutete eine förmliche Inszenierung des jugendlichen Liebeslebens und machte ihn zum vornehmsten Herde volkstümlicher Dichtung. Von diesem Festjubel ist heute allerdings nicht mehr viel verblichen.

Noch weiht freilich der Bursche seinem Mädchen Maienstrauß (*planter le mai*) und Ständchen. Noch wird vielerorts eine Maienkönigin (*reine de mai, trimazo, trimousette*) geschmückt. Aber die Aufzüge der Jugend haben fast nur noch den Zweck, Gaben zusammenzubetteln. Die munteren, ausgelassenen Tanzreigen der alten Zeit sind verschwunden. Übriggeblieben sind eine Reihe von Liedern, einerseits Bittlieder, andererseits Lieder der Freude und Liebeslust, die hauptsächlich in den Anfangsworten oder im Refrain dem Erweder neuen Lebens, dem *joli mois de mai* und seinem blühenden, jubilierenden Hoffstaate, huldigen.

Un jour de mai, ça m'y prend une envie  
D' planter un mai à la port' de ma mie!

Nach dem Maifest das weltliche *Fest der Sonnenwendfeier*, des Johannistages, *la Saint-Jean*, hübsch gelegen zwischen Heumonat und Ernte, ein Fest, zu dessen Ehren Freudenfeuer flammen und das in großen Zusammenkünften (*assemblées*) gefeiert

wird, an welchem Burschen und Mädchen sich zur Arbeit verdingen (Verdinglieder) und sich zu allerlei Kurzweil zusammenton.

### La Saint-Jean

Refrain: Mignonne, allons voir  
Si la lune est levée.

Voici la Saint-Jean,	,,La figure au vent,
La grande journée,	,,Chevelure dépeignée.“
Où tous les amants	,,L' mien est à Paris
Vont à l'assemblée.	,,Chercher ma livrée.“
,,Le mien n'y est point	,,Que t'apport'ra-t-il?
,,J'en suis assurée;	,,Mignonn' tant aimée?“
,,Il est dans les champs	,,Il doit m'apporter
,,Là-bas à la rée,	,,Un' ceintur' dorée,
	,,Une alliance d'or
	,,Et sa foi jurée.“

Die Karnevalszeit scheint für die Volkspoesie nicht besonders fruchtbar gewesen zu sein: ihr originellstes Produkt waren die Spottlieder zu den charivarischen, den Käzenmusiken, mit denen die beglückt wurden, die im Laufe des Jahres der chronique scandaleuse des Ortes verfallen waren.

Betreten wir endlich den Boden des Alltagslebens mit seiner Arbeit und seinen Freuden, seiner Lust und seinem Weh, so finden wir da den allergrößten Reichtum und die bunteste Mannigfaltigkeit an Chansons.

Das Volkslied besingt Arbeit und Leben der einzelnen Berufsarten und Stände (chansons de travail, de métier).

Diese Lieder sind ursprünglich dazu bestimmt, die Arbeit zu begleiten, deren Rhythmus sie folgen.

George Sand schildert in der *Mare au diable* (1846) anschaulich und eindrucksvoll den Gesang (briolage), mit welchem der Bauer ihrer Heimat Berry den Zug der pflügenden Ochsen begleitet. Aus der Bresse, wo diese Gesänge den bezeichnenden Namen der chansons à grand vent tragen, stammt

## Le pauvre laboureur

Le pauvre laboureur,  
Il a bien du malheur.  
Du jour de sa naissance,  
'L est déjà malheureux.  
Qu'il pleuv', qu'il tonn', qu'il  
vente,  
Qu'il fasse mauvais temps,  
L'on voit toujours, sans cesse,  
Le laboureur aux champs.

Le pauvre laboureur,  
Il n'est qu'un partisan;  
Il est vêtu de toile,  
Comme un moulin à vent.

Il met des arselettes,  
C'est l'état d' son métier,  
Pour empêcher la terre  
D'entrer dans ses souliers.

Le pauvre laboureur,  
Il est toujours content;  
Quand 'l est à la charrue,  
Il est toujours chantant.  
Il n'est ni roi, ni prince,  
Ni duc[que], ni seigneur,  
Qui n' vive de la peine  
Du pauvre laboureur.

*Assez lent.*

A musical score for voice and piano. The vocal line starts with a melodic line in 6/8 time, featuring eighth-note patterns and a melodic line in 8/8 time. The lyrics "Le pauvre la-boureur" are written below the notes. The piano accompaniment consists of harmonic chords.

*à pleine voix et très librement*

A musical score for 'La Marseillaise' featuring a single melodic line in G clef. The lyrics 'a bien du malheur - - - Du jour de sa - nais-' are written below the notes.

san - ce, L'est - - dé - jà mal - heu - reux

Qu'il pleuv', qu'il tonn', qu'il ven - - -

te, - - Qu'il fas - se mau-vais temps -

L'on voit toujours sans ces - se Le la - bou - reur aux

champs - - - - -

Aus dem Burgund stammt das Schäferlied, in dessen Refrain Eho! Eho! der Ruf (le huchage) wiederkehrt, mit dem der Hirt die Tiere mahnt.

Berühmt und eine stehende Nummer der schweizerischen Nationalfeste geworden ist Le ranz des vaches, der Kühlreihen der Greherzer Sennen, wo der Hirtenruf Lyoba! Lyoba! als Refrain verwendet ist, während im balladenartigen Text ein Zwischenfall der Alpfahrt erzählt wird (vergl. den Anhang). Und die selben Sennen berichten zum Ruhme ihres Standes in einem anderen Liede, wie der Graf von Greherz einst zu ihnen auf die Alp gekommen,

um sich im Schwingen mit ihnen zu messen, und dabei unterlegen sei (*Le conto de Grevire*).

Die ganze Reihe der ländlichen Arbeiten, welche das Jahr mit sich bringt, das Säen, das Harten der Weinberge, das Ernten: Ernten des Getreides, der Oliven, der Maulbeerblätter, des Hanfs, das Dreschen, das Holzfällen und -sägen, das Spinnen und Weben — sie hatten einst ihre Lieder, die an ihnen entstanden waren und ihnen galten und deren Refrain besonders Rhythmus und Klang des Arbeitsgeräusches nachahmt, wie in dem Weberlied aus der Gironde:

Et tipe tape, et tipe tape,  
Est-il trop gros? est-il trop fin?  
Et couchés tard, levés matin,

Jroun, lan, la,  
En roulant la navette,  
Le beau temps reviendra.

oder im normandischen Drescherliede:

Ho, batteux, battons la gerbe!  
Battons-la joyeusement!

So feiert und beklagt das Landvolk seinen Beruf in lyrischen Ergüssen, in kleinen Genrebildchen oder Erzählungen. Und ähnlich die übrigen Stände: der Schuster, der Färber, die Wäscherin usw. Ihre einfachen Arbeitslieder verlaufen bisweilen im einfachen Rahmen einer Zählung: eins zwei, drei . . .

Das Schiffsvolk der Flüsse und des Meeres begleitet seine Arbeit an Bord mit rhythmisch ausgeprägten,

aber inhaltlich und melodisch einförmigen Gesängen. Daneben jubelt und flagt auch der Matrose:

Le sort d'un marinier, grand Dieu qu'il est à plaindre,  
 Grand Dieu qu'il est à plaindre, lorsqu'on est dessus l'eau,  
 Dangereux de se perdre — adieu, cher matelot!

Und melancholisch klingt die Ballade der *Trois matelots de Groix*, welche Richepin in seiner Liedersammlung *La mer* (1886) verzeichnet.

Der geistliche Stand erscheint im Volksliede vorzüglich als Ziel des Scherzes und Spottes. Was da von Mönchen und Nonnen oder vom Curé und seiner Haushälterin, seiner Wächerin, seinem Beichtkind gesungen wird, ist oft derb und nicht selten anstößig.

Das Kloster ist der Gegenstand der Verwünschungen sehnsvollster Mädchen, die es einschließt oder denen es droht:

Maudit soit de Dieu qui me fit nonnette!

Zu jeder Zeit haben auch die Soldaten Leiden und Freuden ihres Standes besungen. Wir haben Landsknechtslieder aus dem 15. Jahrhundert. Da nimmt einer Abschied vom Winterquartier in Salins et Beaune,

là où les bons vins sont,

denn es ist Frühling geworden, und es gilt, wieder zu marschieren:

Car voici le printemps et aussi la saison  
 Pour aller à la guerre, donner des horions.

Ein anderer preist den stolzen Anblick bewaffneter Männer. Andere jammern über mangelnden Sold, und auch der Hoffnungsvolle gesteht:

Tel parle de la guerre qui ne sait pas que c'est;  
 Je vous jure mon âme que c'est un piteux fait,  
 Et que maint homme d'armes et gentil compagnon  
 Y ont perdu la vie et robe et chaperon.

Das Berufslied des Soldaten ist das Marschlied. Es wechselt verhältnismäßig rasch mit den kriegerischen Ereignissen. Mit den Umgestaltungen, die das Heerwesen in den letzten hundert Jahren durchgemacht hat, hat auch im Liede das Neue das Alte verdrängt. Seit 1793 gibt es sogenannte chansons de conscrits, die bei Anlaß der Rekrutenaushebung gesungen werden. Aber hier wie in den übrigen Soldatenliedern seit der Revolution zeigt sich deutlich der Einfluß der Kunstdichter, und die verbreitetsten, wie die Marseillaise, sind geradezu Kunstsieder. Der große Krieg von 1870 hat meines Wissens kein echtes Soldatenlied geschaffen. Das Volkslied ist auch in Frankreich unkriegerisch.

Die große Angelegenheit des Lebens, wenn wir dem Volksliede glauben, ist nicht Beruf und Arbeit, sondern

### die Liebe.

Die Chanson, deren Held der Soldat ist, beschäftigt sich weniger mit seinem Handwerk als mit seiner Stellung zum friedlichen Leben der Heimat, aus dem er, gleich dem Matrosen, geschieden ist, nach dem er sich sehnt, und das ihn auch wieder erwartet. Das Scheiden des jungen Soldaten und Matrosen, sein langes Verweilen in der Ferne mit all ihrer Ungewißheit, seine endliche Rückkehr mit all ihren Überraschungen — sie sind ein unerschöpfliches Thema.

Soldaten- und Seemanns-Liebe und -Ehe bieten in hohem Maße jene Romantik, von welcher das Volkslied lebt.

Jeannette hat erfahren, daß ihr Liebster ausziehen wird  
dans le Piémont, servir le roi.

Darauf er: Ceux qui vous ont dit ça, la belle,  
Il vous ont dit la vérité:  
Mon cheval est là à la porte,  
Et tout sellé et tout bridé.

Und sie: Quand tu seras dans ces montagnes,  
Tu ne penseras plus à moi;  
Tu verras de ces Piémontaises  
Qui sont bien plus gentes que moi.

Er: Oh, je ferai faire une image  
Tout à la ressemblanç' de toi;  
Je la mettrai dans ma chambrette:  
La nuit, le jour l'embrasserai.

Sie: Mais que diront tes camarades,  
Quand te verront biger (= baiser) c' papier?

Er: J' leur dirai: c'est ma mi' Jeanette,  
Cell' que mon cœur a tant aimé'.

Sie senden sich Grüße mit den eilenden Bögeln, wie in dem reizenden Schnaderhüpfel:

Celui que mon cœur aime tant,  
Il est dessus la mer jolie.  
Petit oiseau, tu peux lui dire,  
Petit oiseau, tu lui diras  
Que je suis sa fidèle amie  
Et que vers lui je tends le bras —

Métr.  $\text{♩} = 80.$ *Melancolico Dolce.*

Ce-luique mon cœur ai - me tant, . . . Il est des-  
 sus la mer jo - li - e, Pe - tit oi - seau tu peux lui  
 di-re, Pe - tit oi - seau tu lui di - ras, Que je suis  
 sa fidèl' a - mi - e Et que vers lui je tends les bras.

oder mit den segelnden Wölken, gleich Meghadûta:

Je t'éerirai des lettres  
 Sur les nuages blancs  
 Passant dessus les champs —

oder durch vorüberwandernde unbekannte Menschen.  
 „Ja, wie sieht sie denn aus,” fragt der Bote, der unbekannterweise Grüße überbringen soll:

Elle est vêtue de satin blanc,  
 Et dans ses mains blanches mitaines;  
 Et ses cheveux qui flottent au vent,  
 Ont une odeur de marjolaine.

Sie sagt zu ihrem Boten: „Mein Schatz —

'I est aisé à connaître  
 Parmi ces cavaliers

Il porte les bas rouges  
 Et les souliers cirés.

Sous l'arçon de sa selle              Pour y mirer les filles  
 'l y a-t-un mirouë (miroir),        Qui sont à marier.

Manchmal lässt sie ihn nicht allein ziehen. Mit Vorliebe beschäftigt sich das Volkslied mit dem Mädchen, das unter die Soldaten oder die Matrosen geht und dort neben ihrem Geliebten, unerkannt, dient.

Bleibt sie zu Hause, so weiß das Lied von verschiedenen Nachrichten zu erzählen. „Hast du meinen Liebsten nicht gesehen?“ fragt das Mädchen einen zurückkehrenden Schiffer:

„As-tu point vu mon ami  
 Aux fl's des Canaries?“

„Oui, je l'ai vu, et il m'a dit  
 Que vous étiez sa mie.“

„Oui, je la suis et la serai  
 Tout le temps de ma vie.“

Andere, weniger glücklich, erhalten Kunde von der Untreue des fernen Geliebten. Die tröstet sich dabei leicht:

Je suis en oubliance  
 Auprès de mon ami —  
 Dans le pays de France  
 Y en a d'autres que lui.

Die geht ins Kloster. Eine dritte zieht ihm nach, um von ihm, und sei es mit dem Degen, Rechenschaft zu fordern. Hört das Mädchen, daß ihr Verlobter gefangen ist, so sucht sie ihn mit Bitten oder List zu befreien: der gefangene Geliebte ist ein stehendes Thema. Ist er verwundet oder gefallen, so eilt sie wohl, ihm den letzten Dienst zu erweisen.

Manchmal bleiben die Nachrichten so lange aus, daß sie ihren Kummer ins Kloster trägt oder einen anderen freit; denn auch bei ihr heißt es bisweilen: Aus den Augen, aus dem Sinn.

Nach Jahren nimmt er Urlaub, um heimzukehren. Da hört er von ferne Glockenläuten, und als er die Dorfstraße hinaufgeht, begegnet er einem Leichenzug. Sein Mädchen wird eben zu Grabe getragen; noch einmal will er ihr Antlitz sehen, le blanc visage de ma mie. Dreimal küßt er es und dann sinkt er tot am Wege nieder.

Mannigfaltig und besonders schön sind bei allen Völkern die Lieder, welche die Rückkehr des Gatten aus dem Kriege oder von langer Seefahrt erzählen, und oft findet Odysseus seine Penelope in Bedrängnis, aber nicht immer findet er sie treu.

Jousseaume, der poitevinische Edelmann, hat seine junge Frau in der Obhut seiner Mutter zurückgelassen. Aber die böse Schwiegermutter behandelt sie als Aschenbrödel, setzt ihren Erstgeborenen aus, verteilt ihren Schmuck unter die eigenen Töchter, und als Jousseaume nach sieben Jahren zurückkehrt, findet er sein junges Weib draußen als Gänsemagd auf dem Felde, zerfetzt und hungernd. Belohnung erwartet den treuen Diener, der das ausgesetzte Knäblein einst errettet hat, brutale Bestrafung die herzlose Mutter.

L'an premier de nos noces il vint un mandement,  
C'est d'aller à la guerre, servir le roi Constant.

„Mais ma femme elle est grosse, je ne puis la quitter.“  
„Va, va, mon fils Jousseaume, ta femm' la soigneraï.

,,La mèn'rai à la messe avec moi, quand j'irai.  
 ,,Sur les fonds du baptême, ton enfant le tiendrai.“

Quand Jousseau fut en guerre, en guerre au loin rendu,  
 Ses promesses, sa mère ell' n' les a pas tenu'.

Lui a-t-ôté les bagues, les bagues, les draps d'or.  
 Lui a donné la touaille, l'a-t-envoyé aux prots.

La bell' fut sept années sans rire ni chanter,  
 Au bout des sept années, s'est prise à tant chanter,

De sept lieu's à la ronde, Jousseau l'a-t-entendu':  
 „C'est la voix de ma blonde, beau page, l'entends-tu?“

,,Oh da! bonjour, protière, à vous et à vos prots!“  
 „Bonjour, mes gentilshommes, à vous, à vos chevaux!“

,,Oh, dis-moi donc, protière, ne vas-tu pas dîner?“  
 „Nenni, mon gentilhomme, je n'ai pas déjeuné.“

,,Oh, dis-moi donc, protière, voudrais-tu m'en donner?“  
 „Nenni, mon gentilhomme, n'en sauriez pas manger:

,,J' n'ai que du pain d'avoine, pas cuit et pas salé;  
 „Les chiens de ma bell'-mère n'en veulent pas manger.“

Jousseau tâte à sa poche, michette a-t-accroché':  
 „Tenez, p'tite protière, velà pour déjeuner.“

,,Oh, dis-moi donc, protière, ne vas-tu pas veni(r)?“  
 „Nenni, mon gentilhomme, n'est pas encore nuit.

,,Oh, faut bé (= bien) qu'i travaille, avant de m'en aller,  
 „N'ai pas fini ma qu'nouille et n'ai pas bûcheillé.“

,,Oh, dis-moi donc, protière, pourrais-tu m'y loger?“  
 „A ma bell'-mère traître allez le demander.“

,,Bonjour, madam' l'hôtesse, pouvez-vous m'y loger?“  
 „Oui-dà, mon gentilhomme, je vous logerai hé.“

,,Quand Jousseau' fut à table, à table pour souper,  
Demande un' demoiselle, pour avec lui aller.

,,Ne donne point mes filles, pour avec vous aller;  
,,Prenez la p'tit' protière dans le coin du foyer.“

,,Jousseau' se lève de table, a-t-être l'embrasser.  
,,Connais-tu pas, la belle, ton époux bien aimé?

,,Lavour (= où) sont-i les bagues que je t'avais baillé,  
,,Il y a sept ans, la belle, quand je m'en suis 'n allé?“

,,Ta mère, bonne mère, ell' me les a-t-ôté',  
,,A ta sœur[e] l'aînée, ell' les a fait porter.“

,,Lavour sont-i les robes que je t'avais baillé,  
,,Il y a sept ans, la belle, quand je m'en suis 'n allé?“

,,Ta mère, bonne mère, ell' me les a-t-ôté',  
,,A ta sœur la cadette, ell' les a fait porter.“

,,Lavour est la portée que je t'avais laissé,  
,,Il y a sept ans, la belle, quand je m'en suis 'n allé?“

,,Ta mère, bonne mère, aux prots ell' l'a jeté';  
,,Notre bon valet Pierre, il l'a bien ramassé.“

,,L'a porté à l'église, il l'a fait baptiser

---

,,Valet, o valet Pierre, quel nom li as-tu donné?“  
,,C'est le nom de Jousseau' que je li ai donné“.

,,Valet, o valet Pierre, cherche à t'y marier,  
,,Ta fortune elle est faite, tu peux t'en assurer.

,,Si vous n'étiez ma mère je vous ferais brûler;  
,,Mais comm' vous êt' ma mère, je vas vous étrangler.“

Eine andere Ballade, die an den Küsten des Mittel-ländischen Meeres entstanden (sie enthält eine Erinnerung

an die Raubzüge berberischer Korsaren), und die in Südfrankreich verbreitet, aber kaum nach Nordfrankreich gedrungen, ist das *Lied von der jungen Florence*, welche der Gatte, als er in den Krieg zieht, ebenfalls der Sorge der Mutter empfiehlt:

Mèr', voilà ma Florence, me la maltraitez pas!  
 Ne lui faites rien faire que boire et que manger,  
 Filer sa coulognette, quand ell' voudra filer,  
 Et aller à la messe, quand ell' voudra y aller.

Wie er nach sieben Jahren zurückkehrt, findet er Florence nicht mehr vor:

En allant-z-à la messe, les Sarasins l'ont pris'.

Sie zu suchen, schifft er sich ein in eine Barke tout d'or et d'argent fin. Nach langer Fahrt findet er:

Trouva trois lavandières qui lavaient des draps fins.  
 „Oh dites, lavandières, à qui sont ces draps fins?“  
 „Sont du château des Maures, des Maures Sarasins.“

Und er erfährt von ihnen, daß hier Florence, la fleur de son pays, bei den Mauren wohnt. Als Pilger verkleidet, naht er ihr. Er gibt sich zu erkennen und entführt sie glücklich vor den Augen der scheltenen Mauren.

Auf den Tod verwundet, mit aufgerissenem Leibe, kehrt Renaud aus dem Kriege heim, um zu sterben, während sein ahnungsloses junges Weib eben von einem Knaben geneßen ist — wohl die berühmteste französische Ballade, von der wir heute über sechzig Versionen kennen.

*Renaud**Grave.*

Quand Jean Re - naud de guer-re r'vent, Te-nait ses  
tri - pes dans ses mains. Sa mère à la fe-nêtre en  
haut: „Voi-ci ve - nir mon fils Re - naud.

Quand Jean Renaud de guerre r'vent,  
Tenait ses tripes dans ses mains.  
Sa mère à la fenêtre en haut:  
„Voici venir mon fils Renaud.“

„Bonjour, Renaud, bonjour, mon fils,  
„Ta femme est accouché' d'un p'tit.“  
— „Ni de ma femme, ni de mon fils  
„Je ne saurais me réjoui(r).

„Que l'on me fass' vite un lit blanc  
„Pour que je m'y couche dedans.“  
Et quand ce vint sur le minuit  
Le beau Renaud rendit l'esprit.

— „Dites-moi, ma mère, ma mi’,  
„Qu'est-c' que j'entends pleurer ici?“  
— „C'est un p'tit pag' qu'on a fouetté  
„Pour un plat d'or qu'est égaré.“

— „Dites-moi, ma mère, ma mi’,  
„Qu'est-c' que j'entends cogner ici?“  
— „Ma fille, ce sont les maçons  
„Qui raccommencent la maison.“

- „Dites-moi, ma mère, ma mi’,  
 „Qu'est-c' que j'entends sonner ici?“  
 — „C'est le p'tit Dauphin nouveau-né  
 „Dont le baptême est retardé.“
- „Dites-moi, ma mère, ma mi’,  
 „Qu'est-c' que j'entends chanter ici?“  
 — „Ma fill’, ce sont les processions  
 „Qui font le tour de la maison.“
- „Dites-moi, ma mère, ma mi’,  
 „Quell’ robe mettrai-je aujourd’hui?“  
 „Mettez le blanc, mettez le gris,  
 „Mettez le noir pour mieux choisi(r).“
- „Dites-moi, ma mère, ma mi’,  
 „Qu'est-c' que ce noir-là signifi?“  
 — „Tout’ femme qui relèv’ d'un fils  
 „Du drap de saint Maur doit s'vetti(r).“
- „Dites-moi, ma mère, ma mi’,  
 „Irai-je à la messe aujourd’hui?“  
 — „Ma fille, attendez à demain,  
 „Et vous irez pour le certain.“
- Quand ell’ fut dans les champs allé’,  
 Trois p’tits garçons s’ sont écriés:  
 „Voilà la femm’ de ce seigneur  
 „Qu'on enterra hier à trois heur’s.“
- Quand ell’ fut dans l'église entré’,  
 D’ l'eau bénite on y a présenté’;  
 Et puis, levant les yeux en haut,  
 Elle aperçut le grand tombeau.
- „Dites-moi, ma mère, ma mi’,  
 „Qu'est-c' que c' tombeau-là signifi?“  
 — „Ma fill’, je n’ puis vous l’ cacher,  
 „C'est vot’ mari qui est trépassé.“

„Renaud, Renaud, mon réconfort,  
 „Te voilà donc au rang des morts!  
 „Divin Renaud, mon réconfort,  
 „Te voilà donc au rang des morts!“

Elle se fit dire trois mess',  
 A la première, ell' se confess',  
 A la seconde, ell' communia,  
 A la troisième ell' expira.

Re-naud, Re-naud, mon ré - con - fort, Te voi - là  
 done au rang des morts! Di - vin Re-naud, mon ré - con -  
 fort, Te voi - là done au rang des morts.“

In der Ballade „Germine“, die „Jousseame“ ähnlich ist und mit ihr kombiniert erscheint, stellen die Gatten nach siebenjähriger Trennung sich gegenseitig auf die Probe, die beide glänzend bestehen:

Apprêtez feu et flambe et faites un bon repas!  
 Car voici mon mari que je n'attendais pas.

In einem Liede kommt der heimkehrende Gatte eben dazu, wie sein Weib mit einem anderen Hochzeit zu feiern sich anschickt. Er setzt sich unbekannt unter die tafelnden Gäste und gewinnt sich das seine zurück.

Der Brave marin aber hat es, wie Enoch Arden,  
endgültig verloren.

Quand le marin revient de guerre,

Tout doux . . .

Tout mal chaussé, tout mal vêtu,  
„Pauvre marin, d'où reviens-tu?“

Tout doux.

„Madame, je reviens de guerre.“

Tout doux . . .

„Qu'on apporte ici du vin blanc,  
„Que le marin boive en passant.“

Tout doux.

Brave marin se mit à boire,

Tout doux . . .

Se mit à boire et à chanter,  
Et la belle hôtesse à pleurer.

Tout doux.

„Ah! qu'avez-vous, la belle hôtesse?

Tout doux . . .

„Regrettez-vous votre vin blanc  
„Que le marin boit en passant?“

Tout doux.

„C'est point mon vin que je regrette,

Tout doux . . .

„C'est la perte de mon mari;

„Monsieur, vous ressemblez à lui.“

Tout doux.

„Ah! dites-moi, la belle hôtesse,

Tout doux . . .

„Vous aviez de lui trois enfants.

„Vous en avez six à présent.“

Tout doux.

„On m'a écrit de ses nouvelles,

Tout doux. . . .

„Qu'il était mort et enterré,

„Et je me suis remarié.“

Tout doux.

Brave marin vida son verre,

Tout doux . . .

Sans remercier, tout en pleurant,

S'en retourna-t-au régiment.

Tout doux.

*Melancolico dolce.*

Quand le ma - rin re-vient de guer - re, Tout doux -

- - Quand le ma - rin re-vient de guer - re, Tout doux -

cre - - - - scen - - - do  
- - - - Tout mal chaus - sé, tout mal vê - tu, Pau-

de - - cre - - scen - - do  
vre ma-rin d'où re - viens-tu? Tout doux. - -

Auch das französische Lied feiert den schönen Soldaten, den hübschen Matrosen als Herzensbezwinger, zu welchem es die Mädchen zieht, nicht immer zu ihrem

Glücke. Dem Joli tambour fällt das Herz der Königs-tochter zu, die ihm von ihrem Fenster aus vorüberziehen sieht.

Soldaten und Seeleute sind oft die Helden der Lieder, die von Entführungen berichten: ein solches fragmentarisches Entführungslied aus dem 15. Jahrhundert ist

### La Perronelle

Av'ous point vu la Perronelle  
Que les gens d'armes ont emmené'

Ils l'ont habillée comme un page;  
C'est pour passer le Dauphiné.

Elle avoit trois mignons de frères  
Qui la sont allés pourchasser.

Tant l'ont cherché qu'ils l'ont trouvée  
A la fontaine d'un vert pré.

„Et Dieu vous gard', la Perronelle!  
„Vous en voulez point retourner?“

„Et nenny vraiment, mes beaux frères:  
„Jamès en France n'entreray.“

„Recommandez-moy à mon père  
„Et à ma mère, s'il vous plaist.“

Das Mädchen aber, das der Gesang des Beau marinier auf das Schiff gelockt hat, und das sich nun nach der hohen See entführt sieht, geht in den freiwilligen Tod:

La belle s'est assise,  
Vogue, vogue, marinier vogue,  
Sur le bord de la mer,  
Vogue, beau marinier!

Elle est là qui écoute  
Le marinier chanter.

„Chante, marinier, chante!  
Apprends-moi-z'à chanter.“

„Entrez, bell', dans ma barque  
Et je vous l'apprendrai.“

Quand la belle fut entrée,  
Au large il a poussé.

De frayeur, de tristesse,  
La bell' s' mit à pleurer.

„Oh, qu'avez-vous, la belle,  
Qu'avez-vous à pleurer?“

„Hélas, j'entends mon père  
M'appeler pour souper.“

„Ne pleurez pas, la belle,  
Avec moi vous soup'rez.“

Quand ell' fut dans sa chambre,  
Son lacet a noué.

„Prêtez-moi votre dague,  
Mon lacet s'est noué.“

La belle a pris l'épée,  
Dans l' cœur se l'est plongé.

„Maudite soit la dague.  
„Et ç'ui qui l'a forgé!“

„Sans la maudite épée,  
„Je serais marié

„Avec la plus bell' fille  
„Qu'il y ait à l'évêché.

„Elle était aussi droite  
„Que le jonc dans le pré.

„L'était aussi vermeille  
„Que la ros' du rosier.“

Neben den Soldaten und Seeleuten erscheinen besonders die Männer als die vom Volkslied besungenen Liebsten. Von den Mädchen der verschiedenen Stände besitzt die Zuneigung des Liedes vor allem die Hirten, die einsam draußen auf dem Felde, am Rande des Waldes, ihre Herde weidet, und in deren stillen oder sangreichem Alleinsein Worte und Taten der Liebe reisen. Sehnsucht und Reue, Werbung, Gewährung, Abweisung, freudenreiche und leidvolle Erinnerung finden in dieser Einsamkeit willkommene Heimlichkeit. Dann das Mädchen, das allein im Garten hinterm Haus oder am Meeresufer sitzt oder allein unterwegs ist — und ist sie nicht allein, so sind es ihrer drei, denn das Volkslied liebt die Dreizahl, wie es

die Morgenfrühe, wie es gewisse Namen liebt. Es hat seine Günstlinge. Es liebt auch, die ländliche Welt mit allerlei Flitter zu schmücken. Golden ist die Sichel, silbern die Peitsche, demantent die Nadel, aus Elfenbein der Schrein, das Kleid aus drap d'or, das Haus wird wohl zum château — zum Lustschloß. Goldorangen glühen, und hoch steht der Lorbeer in den Landschaften auch der nördlichen Lieder. Prinzessinnen gehen über das Feld und werben um Hirtenknaben; Königssöhne freien um Bauerumädchen: ein Wunderland der Liebe, neben welchem aber die kräftige Wirklichkeit nicht verschwindet. Unmittelbar neben der Freude an Rang und Glanz kommt die Freude am schlichten, tüchtigen Leben, der Stolz des einfachen Menschen zum glücklichsten Ausdruck.

Der junge Schnitter (*métiveur*) hat sich einen Blumenstrauß auf den Hut gesteckt. Drei demoiselles gehen vorüber:

La première était la reine,  
Couronnée tout en diamant.

Porte coiffur' de dentelle,  
Petits souliers d' satin blanc.

La seconde est aussi riche,  
C'est la fill' du président;

La troisième est si jolie.  
Sans fard ni ajustement;

Ell' semble la belle rose,  
Qui fleurit au rosier blanc.

Mönigin und Präsidententochter ver sagt er seinen Strauß --

Mais quand passe la troisième,  
Ell' rougit en me voyant.

Je me suis approché d'elle:  
.„Prenez mon bouquet des  
champs.“

Schwer fällt es, hier weitere Proben zu geben. Diese blühenden Liederchen verdorren in der Hand des Lesenden;

sie wollen gesungen sein. Das leichtbeschwingte Wort dieser fröhlichen, schalkhaften, spöttischen, wehmütigen Liebesgesänge, um das sich wie eine Girlande der Refrain schlängt, bedarf der Melodie, aus deren Schoß es geboren, und die es durch Jahrhunderte zu uns getragen hat.

Und doch mögen einzelne hier folgen.

Das etwas derbe Zwiegespräch zwischen der heiratslustigen Tochter und der warnenden Mutter:

### Mère et fille

Refrain: Il est pourtant temps,  
Pourtant temps, ma mère,  
Il est pourtant temps  
De me marier.

„Ma fille, tu n'as pas de pain.“  
„Ma mèr', j'avons quequ's boisseaux d'grain:  
„Je les mouderons —  
„Mariez-moi donc.“

„Ma fille, tu n'as pas de lit.“  
„Ma mèr', j'en avons un petit:  
„Je l'allongerons —  
„Mariez-moi donc.“

„Ma fille, tu n'as pas de draps.“  
„Ma mèr', j'avons queques vieux sacs:  
„Je les couperons —  
„Mariez-moi donc.“

„Ma fille, tu n'as pas de vin.“  
„Ma mèr', j'avons queques raisins:  
„J' les écraserons —  
„Mariez-moi donc.“

„Ma fille, tu n'as pas de bois.“  
 „Ma mèr', j'avons quequ's échalas:  
 „Nous les brûlerons —  
 „Mariez-moi donc.“

„Ma fille, tu n'as pas d'argent.“  
 „Ma mèr', j'avons un petit champ:  
 „Je le venderons —  
 „Mariez-moi donc.“

„Ma fille, tu n'as pas d'amant.“  
 „Ma mère, il en passe souvent:  
 „Je les hucherons —  
 „Mariez-moi donc.“

Dann ein Werbungslied, und zwar ein normandisches,  
 das nach seinem stark entwickelten Refrain den Namen des  
 Wachtelliedes trägt:

### La chanson de la caille

Refrain:

Entends-tu, hau! Micaut, hau!  
 J'ai vu la caille  
 Parmi la paille,  
 J'ai vu la caille  
 Dans le blé.

Mon ami est v'nu m'y trouver.  
 M'a dit: „La bell', veux-tu m'aimer?“  
 „Nenni, car ma mèr' le saurait.“  
 „Dis-moi donc, bell', qui lui dirait?  
 „Hormis la pie ou le corbin,  
 „Qui disent dans leur gai refrain:  
 „Fill's et garçons, aimez-vous bien?“

Entends-tu, hau! Micaut, hau!  
 J'ai vu la caille  
 Parmi la paille,  
 J'ai vu la caille  
 Dans le blé.

Das Bild der Begegnung zweier Liebenden stellt in anmutvoller Weise dar das Lied mit dem Refrain

Ah, Thomas réveille-toi!

Un matin, près d'un jardinet,  
 Je vis mon ami qui dormait.  
 Je le pris par le petit doigt.  
 Tant fis qu'il se leva tout droit,  
 Et me dit: „Que veux-tu de moi?“  
 „Fais-moi donc un joli bouquet.“  
 „Et de quoi veux-tu qu'il soit fait?“  
 „De thym, de rose et de muguet:  
 „Ce sont les fleurs d'amour parfait.“  
 En le faisant sa main tremblait,  
 Et ne put le fair' bien adreit.  
 Ah, Thomas, réveille, réveille,  
 Ah, Thomas, réveille-toi.

„Um meinen Liebsten gäbe ich alles in der Welt,“ singt anderswo ein Mädchen:

Je donnerais Versailles,  
 Paris et Saint-Denis . . .

Und Einer bekräftigt, daß er die Liebste nicht hingäbe, und wenn ihm der König Heinrich seine ganze große Stadt Paris schenken wollte: es ist das Volksliedchen, das Molière im Misanthrope der unwahren Kunstlyrik seiner Zeit entgegenstellt:

Si le roi m'avait donné  
Paris, sa grand' ville,  
Et qu'il m'eût fallu quitter  
L'amour de ma mie,

J'aurais dit au roi Henri:  
Reprenez votre Paris,  
J'aime mieux ma mie,  
Oh gué!  
J'aime mieux ma mie.

*Allegretto moderato.*

*mf*



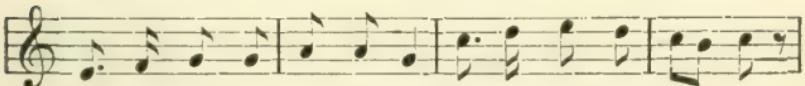
Si le roi m'a-vait don-né Pa-ris sa grand' vil - le,



Et qu'il m'eût fal-lu quit-ter L'a-mour de ma mi - e,



J'a-u-rais dit au roi Hen-ri: Re-pre-nez vo-tre Pa-ris,



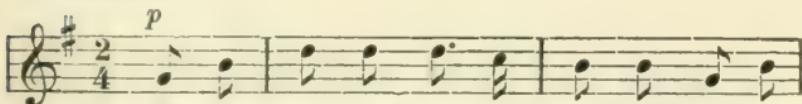
J'ai-me mieux ma mie, Oh gué! J'aime mieux ma mi - e.

In die Phantasiewelt, wo der vilaine (dem Bauernmädchen) ein Königsthron winft, führt uns das muntere Lied: Der Major an Strauss:

*Le bouquet de marjolaine*

Métr.  $\text{♩} = 120.$

*Gaiement.*



Me pro - me - nant dans la plai - ne, Tir' ton

jo - li bas de lai - ne, J'ai trou - vé un ca - pi -  
 tai - ne, Tir' ton, tir' ton, tir' ton bas, Tir' ton  
 jo - li bas de lai - ne, Car on le ver - ra.

Me promenant dans la plaine,  
 Tir' ton joli bas de laine,  
 J'ai trouvé un capitaine,  
 Tir' ton, tir' ton, tir' ton bas,  
 Tir' ton joli bas de laine,  
 Car on le verra.

J'ai trouvé un capitaine,  
 Tir' ton joli bas de laine,  
 Il m'a appeler vilaine,  
 Tir' ton, tir' ton, tir' ton bas,  
 Tir' ton joli bas de laine,  
 Car on le verra.

Je ne suis point si vilaine.  
 Le plus jeun' fils du roi m'aime.  
 Il m'a donné pour étrenne:  
 Une bourse d'écus pleine.  
 Un bouquet de marjolaine.  
 Je l'ai planté dans la plaine,

Je l'ai planté dans la plaine,  
 Tir' ton joli bas de laine,  
**S'il fleurit, je serai reine,**  
 Tir' ton, tir' ton, tir' ton bas, etc.

Die Strophe besteht hier, wie bei mehreren der vorangehenden Lieder, nur je aus einem neuen Verse. Im ganzen umfaßt der Text nur zehn Verse. Mit dem Refrain schwellen diese zehn auf sechsundfünfzig Verszeilen an: jede Refrainwelle hebt jeweilen einen neuen Textvers in die Höhe. Sie schiebt den Vers der vorangehenden Strophe vor sich her und begräbt dann beide in dem sprudelnden Glanz ihrer glitzernden Worte.

Das treulos verlassene Mädchen, das, von der Hochzeit einer anderen zurückkehrend, klagend am Wege sich niederläßt, zeigt uns das wehmütige Lied.

### La claire fontaine

En revenant de noces j'étais bien fatigué'.  
 Au bord d'une fontaine je me suis reposé'.  
 Et l'eau était si claire que je m'y suis baigné'.  
 A la feuille d'un chêne je me suis essuyé'.  
 Sur la plus haute branche rossignol a chanté.  
 Chante, rossignol, chante, toi qui as le cœur gai.  
 Le mien n'est pas de même, mon amant m'a laissé',  
 Pour un bouton de rose que je lui refusai.  
 Je voudrais que la rose fût encore au rosier,  
 Et que mon ami Pierre fût encor à m'aimer.

Es ist ein weitverbreiteter Gesang, der in Kanada sozusagen zum Nationallied der Franzosen geworden ist.

Die Standhaftigkeit der Liebe besingt die Ballade von Pernette, das Seitenstück zu „König Ludwigs Töchterlein“:

La Pernette se lève trois heures davant jour.  
 Ell' prend sa quenouillette avec son petit tour.  
 A chaque tour qui vire fait un soupir d'amour.  
 Sa mère lui vient dire: „Pernette, qu'avez-vous?“  
 „Av' ous le mal de tête, ou bien le mal d'amour?“  
 „N'ai pas le mal de tête, mais bien le mal d'amour.“  
 — „Ne pleure pas Pernette, nous te mariderons.  
 „Te donnerons un prince ou le fils d'un baron.“  
 „Je ne veux pas un prince ni le fils d'un baron,  
 „Je veux mon ami Pierre qu'est dedans la prison.“  
 „Tu n'auras pas ton Pierre, nous le pendolerons.“  
 „Si vous pendolez Pierre, pendolez-moi itout.  
 „Au chemin de Saint-Jacques enterrez-nous tous deux.  
 „Couvrez Pierre de roses et moi de mille-fleurs.  
 „Les pèlerins qui passent en prendront quelque brout.  
 „Diront: Dieu aie l'âme des pauvres amoureux!  
 „L'un pour l'amour de l'autre ils sont morts tous les deux.“

### Nach dem Brautstand die Hochzeit.

Die ländlichen Hochzeitsgebräuche haben mit ihrem Ceremoniell eine große Zahl Lieder geschaffen. Die Abholung der Braut, der Gang zur Kirche, die Heimkehr von der Einsegnung, die Überreichung der Symbole und Geschenke, der Abschied der Brautleute von der Jugend des Dorfes, von den Gästen — das alles vollzieht sich unter Gesängen, von welchen auch die Improvisation nicht ausgeschlossen ist. Sittengeschichtlich sind diese

Lieder wertvoller als dichterisch. So bieten z. B. die Geschenklieder (*chansons de livrées*) einen förmlichen Katalog der Hochzeitsgaben. Durch die meisten der Hochzeitslieder zieht sich wie ein roter Faden der Gedanke: Aus ist es nun, o Mädchen, mit der Freiheit:

Vous n'irez plus au bal,	Adieu châteaux brillants,
Madam' la mariée.	La liberté des filles!
Vous gard'rez la maison	Adieu la liberté!
A bercer le poupon.	Il n'en faut plus parler . . .

Du mußt statt dessen . . . und nun folgt die lehrhafte Aufführung der wartenden Pflichten.

In der Normandie gehört zu den Hochzeitsgesängen auch das Lied von der Schmetterlingshochzeit (*les noces du papillon*). Das Thema der Tierhochzeit ist ein universelles: das Volk liebt es, die Sitten der Menschen im Spiegel der Tierwelt zu zeigen. Die Tierlieder dienen der Satire, oder sie sind harmlose Kinderlieder geworden.

Andere Gedichte, z. B. solche aus der Waadt und Freiburg, parodieren das Hochzeitszeremoniell, indem sie die Braut rücklings auf einem Esel sitzend zur Kirche reiten, die Augen sich mit einem Taschentuch aus Schweinsdarm trocknen lassen u. s. f.

Wer heiratet, sagt das Lied,

il lui faut prendre  
un bouquet de souci.

Danach sieht es denn auch in den Eheliedern aus.

Von den guten Ehen gilt, was von den guten Frauen: man spricht wenig von ihnen. Die französischen Ehelieder, wie die Ehelieder der übrigen Völker, auch die unserigen,

handeln von der unglücklichen Ehe und insbesondere vom Unglück der Frau. Diese Lieder sind, wie die Liebeslieder, wesentlich Frauenlieder (*Chansons de femmes*).

Mit keiner Figur beschäftigt sich das Volkslied so häufig wie mit der Malmariée: wir kennen viele Hunderte von Malmariée-Liedern.

Nur eine kleine Zahl ist ernst und traurig: solche etwa, die vom Unglück singen, welches Armut und Trunksucht mit sich bringen:

Dans le ménage l'on apprend  
Ce que c'est que la vie!  
Au bout d'un an un p'tit enfant,  
C'est la joyeuserie!  
Dans le ménage l'on apprend  
Ce que c'est que le tourment!

Au bout de deux ans, deux enfants,  
C'est la mélancolie!  
Au bout de trois ans trois enfants,  
C'est la grand' diablerie!  
Dans le ménage etc.

Celui-ci demande du pain,  
L'autre de la bouillie;  
Le pauv' petit demand' le sein  
Et la source est tarie.  
Dans le ménage etc.

Le père, il est au cabaret,  
Qui mèn' Dieu sait quell' vie.  
La femme est là devant les ch'nets,  
Qui pleure et se soucie.  
Dans le ménage l'on apprend  
Ce que c'est que le tourment.

Den härtesten und tiefsten Ausdruck gibt dieser Stim-  
mung das umstrittene

### La femme du roulier

La pauvre femme,	,,Madam' l'hôtesse,
C'est la femme du roulier.	Qu'on m'apporte du bon vin,
S'en va dans tout le pays	Qu'on m'apporte du bon vin,
Et d'auberge en auberge	Là sur la table ronde,
Pour chercher son mari, tireli,	Pour boir' jusqu'au matin, tirelin,
Avecque une lanterne.	Puisque ma femme gronde.“

,,Madam' l'hôtesse,	La pauvre femme
Mon mari est-il ici?“	Retourne à son logis
,,Oui, madame, il est là-haut,	Et dit à ses enfants:
Là, dans la chambre haute,	,,Vous n'avez plus de père,
Et qui prend ses ébats, tirela,	Je l'ai trouvé couché, tirelé,
Avecque la servante.“	Avecque une autre mère.“

,,Allons, ivrogne,	,,Eh bien, ma mère!
Retourn' voir à ton logis,	Mon père est un libertin,
Retourn' voir à ton logis	Mon père est un libertin,
Tes enfants sur la paille!	Il se nomme Sans-Gêne;
Tu manges tout ton bien, tirelin,	Nous sommes ses enfants, tirelan,
Avecque des canailles.“	Nous ferons tous de même!

Die meisten Malmariée-Lieder diesseit und jenseit des Rheins sind heiter. Das Unglück wird von seiner komischen Seite dargestellt, und das Recht auf anderweitige Entschädigung wird lustig gepriesen. Spott wird auf das Haupt des eifersüchtigen, des geizigen, des brutalen Gatten gehäuft. Verspottet wird auch der körperlich schlecht assortierte, besonders der kleine Gatte (*le petit mari*), der leicht verloren gehen oder von der Raube gefressen werden kann.

Die besondere Zielscheibe dieses Spottes aber ist der Alte, der sich mit seinem Geldsack ein junges Weib gefreit, denn, meint ein Refrain:

Jugend mit dem Alter,  
Das schafft Leid und Gram;  
Jugend mit der Jugend —  
Das ist wohlgetan.

Mit derber Offenheit spricht sich der Wunsch nach dem Tode des alten Gatten aus:

Refrain: Tra la la la la la la la la  
Tra la la la pour rire.

Mon pèr' m'a donné à choisir  
D'un vieux ou d'un jeune mari.  
Devinez lequel[e] j'ai pris!  
Le jeun' laissai, le vieux j'ai pris.  
Je voudrais qu'il vienne un édit  
D'écorcher tous les vieux maris.  
J'écorcherais le mien aussi,  
J'irais vend' sa peau à Paris,  
Pour retourner dans mon pays,  
Où je prendrais jeune et joli.

In den Chansons de veuves herrscht über seinen Hinschied eitel Freude. Witwenlieder des französischen Westens haben den Refrain:

Je l'aimais tant, tant, tant,  
Je l'aimais tant, mon mari —  
Je l'aime mieux, mieux, mieux,  
Je l'aime mieux mort qu'en vi<sup>e</sup>.

Selten sind die Lieder, welche die Partei des unglücklichen Gatten ergreifen, und die bleiben dann freilich den chansons de femmes nichts schuldig. Die Ehelieder stehen fast alle auf Seiten der Frau, auch der leichtfertigen, und wenn sie diese nicht geradezu loben, so erzählen sie doch deren Streiche und Listcn mit sichtlichem Gefallen.

Man würde irren, wollte man in diesen Malmariée-Liedern Beweise besonderer gallischer Ehefeindlichkeit sehen, etwa gar mit einem Hinweis auf die modernen Pariser Romane.

Das Malmariée-Lied ist uralt und universell. Die Frau des Beduinen singt es wie die des Europäers. Es ist das Lied, in welchem die in schwerem Frondienst arbeitende Frau des Volkes der guten alten Zeit eine ideelle Revanche nahm für Zwang und Not ihres Alltagslebens, ähnlich wie etwa unsere Studenten für saure Wochen sich beim Kimmers dadurch entschädigen, daß sie vom Bummeln und Trinken mit einer Überzeugung singen, als kennten sie nur das. Aber deswegen können sie doch fleißig und jene Frauen doch ehrbar und tüchtig sein.

Die Malmariée-Lieder, in welchen die Not des Lebens von der heiteren Seite aufgefaßt und auf Kosten von Krankheit, Leid und Tod ungebundene Lebenslust gepriesen wird, sind Lieder der Feststimmung, wie sie die alten Maifeste schufen, Lieder derber Lustigkeit, derber Prahlerei. —

Mit der Ehe die Kinder. Auch in Frankreich werden sie mit Wiegenliedchen in den Schlaf gesungen; auch dort üben sie ihre Zünglein an munteren Sprechspielversen, die unserem „Joggeli wott ga Birli schüttle“ ähnlich sind,

und trällern sie bei ihren Spielen mehr oder weniger sinnvolle Verse.

Was heute der Winzer der Gascogne bei seiner Arbeit singt, das ist schon im Poitou ein Lied des kindlichen Ringelreihens geworden.

Im Mittelalter kannten die Erwachsenen keinen anderen Tanz als den Reigen, den man zum Rhythmus von *Lieder* tanzte. Dieses *danser aux chansons* ist heute aus den Sitten des Volkes verschwunden und zum bloßen Spiel der Kinder herabgesunken. Damit ist auch so manches Lied, in das vor Jahrhunderten erwachsene Menschen ihre Freude und ihr Leid gegossen, zum Kinderreim geworden und hat in Kindermund ein letztes Asyl gefunden.

So blüht auch da neues Leben aus Ruinen. —

Bei diesem eiligen Gange durch die Vorwürfe des französischen Volksliedes habe ich neben den meist typischen Themen so manches spezielle und auch besonders interessante übergehen müssen. Da ist so manche merkwürdige Ballade, deren Stoff Frankreich mit germanischen Ländern gemein hat, in deren formeller Ausgestaltung es aber seine eigenen Wege geht. So die *Ballade vom Tucher*, die in vielen Variationen über das ganze Land verbreitet ist und zum Teil mit anderen Liedern verbunden erscheint. Da ist besonders ein Werbungslied, das den Namen *La chanson des transformations* trägt: das Gespräch eines Liebespaars. Das Mädchen weicht den Anträgen des Burschen dadurch aus, daß es scherzend sich zur Blume, zum Vogel, zum Stern zu wandeln droht, um ihm zu entgehen, worauf er als Gärtner die Blume pflegen, als Jäger den Vogel jagen, als Wolke den Stern

umfangen zu wollen sich rühmt: ein anmutiges Spiel der Rede und Gegenrede, das lange fortgesetzt werden mag. Das Thema ist über ganz Europa verbreitet und hat durch Mistral im Magali-Lied seiner Miréo die künstlichste Gestalt erhalten.

Nach all dem, was das französische Volkslied besingt, mag auch hervorgehoben werden, was es nicht besingt. Es gibt keine aus dem Volke hervorgegangenen *Stiegslieder*; es gibt auch kaum *Trinklieder*. Der Wein wird etwa beiläufig, besonders im Refrain, als Freudenspender gepriesen oder dann in Klage- und Spottliedern als Quelle des Unglücks genannt — aber ein Trinklied erklingt selten, wie in Italien. Das Trinklied ist keine *chanson populaire* im engeren Sinne, sondern eine *chanson de ville*.

Das französische Volkslied singt auch nicht von Feen, Zwergen, Zauberern — es fehlt der Hofstaat des Märchens. Das Märchen wird erzählt, aber nicht gesungen. Seine geheimnisvolle Welt scheint die Publizität des Liedes nicht zu vertragen. —

Nicht bald zum Ende kommen würde ich, wenn ich nun, nachdem ich die Materie des französischen Volksliedes umschrieben, auch die Probleme erörtern wollte, die sich an seine sprachliche, metrische, musikalische Form, an seine Entstehung und seine Geschichte knüpfen.

Da mögen einige Bemerkungen genügen.

Es mag vielleicht befremden, daß die Volkslieder, von denen hier die Rede ist, französisch und nicht patois sind. Es gibt auch mundartliche Volkslieder in allen Teilen Frankreichs; aber die schönsten, reichsten Blüten der

französischen Volkspoesie sind nicht mundartlich, sondern hochfranzösisch. Es ist nicht geradezu das Französische der Académie Française, sondern das eines ungebildeten Menschen, der die Schriftsprache sprechen will und dem unwillkürlich Laute, Wörter, Wendungen seines Dialektes entschlüpfen.

Nicht nur in Frankreich, auch bei uns beobachten wir die nämliche Erscheinung: wenn das Volk dichtet, so liebt es gleichsam, das sprachliche Sonntagskleid anzuziehen.

Dialektlieder stammen sehr häufig von gebildeten Verfassern her, die meinen, zum Volke hinabsteigen zu müssen: so sind die Noëls geistlicher Verfasser sehr häufig dialektisch.

Die Versform der Lieder ist einfach.

Der Reim ist künstlich, und das Lied begnügt sich oft mit dem bloßen Gleichklang des Tonvokals, mit der Assonanz.

Nicht selten ist auch diese zerstört, weil die Aussprache einzelner Reimwörter im Laufe der Zeit anders geworden und dadurch der Gleichklang aufgehoben worden ist.

Die Lieder zerfallen in zwei große Klassen:

1) *R e i g e n l i e d e r*, die zum Tanze gesungen werden (Tanzlieder), und 2) *Chansons simplement chantées*: einfache *S i n g l i e d e r*, die zur Arbeit oder bei gesellschaftlichen Vereinigungen zum Vortrag kommen.

Doch ist die Scheidung keine strenge: mit Leichtigkeit wandelt das Volk den Takt eines ernsten Liedes zum heiteren Tanzrhythmus. Jede Ballade kann in dubio auch als Tanzlied betrachtet werden. Ein Fortsezer Rabelais' bezeichnet La Perronnelle als Tanzlied.

Das Volk ist ein unermüdlicher Sänger; es liebt Wiederholungen. So werden denn die kurzen, oft ja nur einzeiligen Strophen der Lieder so gesungen, daß zur Einleitung einer Strophe immer erst die vorangehende ganz oder teilweise wiederholt wird. Wie bei einer Kette legt sich ein Glied ins andere.

Alle Tanzlieder haben Refrain. Der Führer des Reitens singt den Text der Strophe mit Rehrreim vor, und die Mittanzen den wiederholen diesen Rehrreim oder auch Teile des Textes.

Auch bei den Singliedern herrschen diese Wiederholungen, die dem Hörer ermüdend scheinen. Das Volkslied ist eben nicht auf Hörer eingerichtet, sondern auf ein Publikum, bei welchem alle mitsingen: es will nicht gehört, es will gesungen sein.

Auch die bloßen Singlieder werden fast alle mit Refrain vorgetragen. So muß man sich denn z. B. das Lied *Le voleur* mit einem Rehrreim, wie *hélas!* oder *la violette!* (die dunkle Blume der Trauer), gesungen denken.

Der Refrain ist ein sehr wandelbares Element, wird häufig von einem Liede zum andern versetzt und bildet nicht selten einen förmlichen Kontrast zum Inhalt des Liedes.

Durch den Refrain werden Lieder mit bestimmten Anlässen verbunden, denen sie ursprünglich ganz fremd waren. So wird durch Heranziehen des Refrains *oh, le joli mois de mai* irgend ein Lied zu einem Maifestgesang: es herrscht Freizügigkeit auf dem Gebiete des Volksliedes.

Ursprünglich trägt jedes Lied den Stempel der Gelegenheit, bei der es entstanden ist. Dieser Stempel verwischt sich mit der Zeit. Der ursprüngliche Anlaß verschwindet; aber das Lied bleibt bestehen und schließt sich einem anderen Singzentrum an.

So werden Liebeslieder, die beim Maientanz entstanden, zu Liedern, welche bei der Arbeit gesungen werden: zu Arbeitsliedern.

Es gibt förmliche Verschiebungszentren, welche die Lieder an sich ziehen, gleichsam Lieder-afshile. So in der Normandie die Zeit der Hanfernte. Das ist die Singperiode des Jahres, und die Lieder heißen danach chansons de filasse. —

Für das Volkslied ist charakteristisch: die untrennbare Verbindung von Wort und Melodie. Es ist eine Zwillingsschöpfung und diese Schöpfung wird besonders solchen Zeiten gelingen, die Musik und Poesie noch nicht geschieden haben. So ist das Volkslied vorzüglich das Produkt älterer Kulturstufen. Aber es wird zu allen Zeiten Individuen geben, in deren Dichten die Weise gleich mit erklingt \*).

So ist der Verfasser des Volksliedes irgend ein begabtes Kind des Volkes, Mann oder Weib, mit poetischem Sinn und musikalischem Ohr. Seine Schöpfung ist eine musikalisch-poetische Improvisation.

---

\*) Ein lehrreiches und unterhaltsames Beispiel dafür, wie in moderner Zeit Wort und Weise eines Volksliedes entstehen, sich verbreiten und wandeln, gibt A. L. Gähmann in seiner vortrefflichen Studie: Das Rigilied 'Vo Luzern uf Wäggis zue', seine Entstehung und Verbreitung. Luzern 1908, 83 S.

Dieser Dichter-Komponist erhebt sich durch seine Begabung, seine künstlerische Organisation über die große Menge, nicht aber etwa durch besondere Bildung. Er ist vielmehr peuple, besangen im Ideen- und Interessenkreise des Volkes, aus dem er nicht heraustritt. Seine Gedanken, seine Aspirationen, seine Lust und sein Leid sind die der Allgemeinheit. Er ist keine Personlichkeit. Weder erhebt er diesen Anspruch, noch empfinden ihn die anderen. Daher er aus Anlaß seiner Liederschöpfung gar nicht hervortritt, kein Eigentumsrecht geltend macht und keines zugesprochen erhält. Im Augenblick, da sein improvisiertes Lied entsteht, singen die anderen es ihm nach. Es ist im Augenblick der Geburt auch schon Gemeingut. Es besteht überhaupt nur dadurch, daß es gleich von den anderen aufgenommen wird.

So verschwindet der Verfasser hinter seiner Schöpfung, man möchte sagen: von Stund an.

Es ist wahrlich ein uneigennütziges Schaffen, das den Lohn in sich selbst trägt, wie alle künstlerische Arbeit. Der Volksliederdichter singt, weil er singen muß, wie der Vogel auf dem Zweige, weil die Natur ihm diesen künstlerischen Trieb verliehen hat, der ihm den Mund öffnet und ihn zur Stimme des Volkes macht.

Aber nicht alle, die diesen Trieb spüren, sind in gleicher Weise begabt. Es gibt mittelmäßige Volksdichter, wie es mittelmäßige Kunstdichter gibt, und wie diese, so sind auch jene in der Mehrzahl. Hunderte, Tausende von minderwertigen Liedern entstehen, ehe eines gerät, welches das Leben einer Generation überdauert und die Gemarlung eines Dorfes überschreitet.

Das Lied ist in der Denk- und Empfindungsweise des Volkes besangen. Es enthält nur, was das Volk interessieren kann, und gibt es in einer Form, die ihm zusagt; daher die Volkslieder inhaltlich und in der Form etwas Stereotypes haben. Es kehren die selben Stimmungen und Situationen wieder, die mit den nämlichen Darstellungsmitteln ausgedrückt werden. Es bilden sich eigentliche Formeln aus, die ein Lied dem anderen entlehnt. Es bilden sich beliebte Rahmen, insbesondere beliebte Eingänge, die den verschiedensten Erfindungen als Einführung dienen.

Die Elemente der lyrischen, epischen und dramatischen Dichtung liegen im Volksliede ungeschieden beisammen: auch deren Scheidung gehört einer späteren Kulturstufe an.

Im Ausdruck der Gefühle wie in der Darstellung von Vorgängen zeigt sich etwas von der Art des *Indes*. Das Volkslied spricht nicht gleichmäßig, ich möchte sagen: nicht überlegt, sondern impulsiv, vom Affekt bewegt. Es spricht abrupt, ohne Übergänge, hier mit Gefallen bei geringfügigem Detail verweilend, dort weite Lücken lassend. Der Dichter bringt ja nicht eigentlich Neues, sondern er ruft nur in Erinnerung. Er ruft Gefühle und Bilder, die in allen Schlummern, diesen allen ins Bewußtsein. Er tönt nur an — und Empfindungen und Bilder anderer schwingen und klingen mit. Der Volksdichter hat nicht den anderen etwas Eigenes zu sagen, sondern er hat für das, was aller Innernes erfüllt, Worte und Töne zu finden: tout le monde est dans son secret.

Das Volkslied ist ungeschrieben. Melodie und Text leben ausschließlich in mündlicher Überlieferung. Was

aber von Mund zu Mund geht, das wandelt sich. Und so erleiden denn im Laufe der Zeit Melodie und Text fortwährend Umgestaltungen, meist unabsichtliche, die aus Gedächtnisfehlern erwachsen und auf Improvisation beruhen, aber auch absichtliche, die durch den Wechsel der Zeiten und Interessen eingegeben sind. Aber während das eine Lied bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet wird, erhält sich ein anderes verhältnismäßig rein, ohne daß wir die Gründe dieser Immunität kennten.

Das Volkslied ist immer im Fluß und gleichsam immer in Arbeit. Die Allgemeinheit ist die unablässige, postume Mitarbeiterin des verschollenen Verfassers, und da unter den Menschen die Mittelmäßigkeit dominiert, so wird diese Umarbeitung mittelmäßig, d. h. meist eine Verschlechterung sein und einen Verfall bedeuten.

Dazu gesellt sich ein siegreicher Gegner des Volksliedes, der ergänzende Neuschöpfung zwar nicht verunmöglicht aber erschwert: das ist die fortschreitende Kultur. Die Kultur entzieht dem Volkslied den Nährboden. Sie bringt dem Volke die Kunstdichtung, lehrt es in der Schule, Kunstsieder singen, und von den Städten aus ergießt sich der trübe Strom des Tingeltangelliedes, des Volkslieds der großen Städte, über das Land.

Unsere Aufgabe ist es, in liebevoll angelegten Sammlungen dem Volkslied eine Arche zu bauen, die es über die Wellen dieser Sündflut zu den späteren Geschlechtern tragen wird.

Ich denke nicht zu viel zu sagen, wenn ich zum Schlusse das pays de France ein liederreiches Land nenne. Heitere und ausgelassene, ernste und schwermütige Worte und

Weinen schallen in vollen Altorden uns entgegen. Es ist der vielstimmige Chor eines Friedensfestes.

Den Reigen führt Amor.

Und das Liebeslied, das er singt, ist nicht ein frivoles, es ist wesentlich ein Lied der Treue, der Sehnsucht mit dem ewigen Mehrreim

Ah, soleil, fonds ces rochers!  
Ah, lune, bois ces rivières!  
Que je puiss' regarder  
Mon amant qu'est derrière.

### Anhang zu Seite 57.

Der grenerzer Rühreihen (Eintreibelied) setzt sich aus ungefähr 20 zweizeiligen Couplets zusammen, deren zweite Zeilen alle auf denselben Reim à lausen, während die ersten reimlos sind. Diese Couplets erzählen eine lustige Geschichte von den Zinnen des Dorfes Colombettes, die ein ausgetretener Bach an der Alpfahrt verhindert und dem Curé von Charmey, der für Käse und gute Worte mit einem Ave-Maria das Hindernis beseitigt.

An jedes Couplet fügen sich als doppelter Refrain: 1. lang gezogene Ausruhe, deren Hauptbestandteil *Lyauba!* ist und 2. ein lebhafterer Mehrreim, der im wesentlichen aus einer summarischen Aufzählung der angerufenen Rühe besteht:

Vinide tote,  
Pitite, grôše,  
Blyantse, neyre,  
Rodze, moðeyle!

(b. h. kommt alle, kleine, große, weiße, schwarze, braune, geslechte!) und der auch wieder in *Lyauba! Lyauba! por arâ!* (= zum Melten!) austingt. Für diesen zweiten lebhafteren Mehrreim gibt

es zwei Varianten, die zum Teil mit dem hier mitgeteilten Text kombiniert werden.

Ähnliche Eintreibelieder finden sich an manchen Orten, namentlich der deutschen Schweiz. Der appenzeller Kühreihen ist kürzlich von Alfred Tobler (*Kühreihen, Fodel und Fodelli ed in Appenzell*, Zürich, Hug 1890) zum Gegenstand einer sehr interessanten Studie gemacht worden. Der Ausruß *Loba!* eignet auch den deutschen Liedern, ebenso die Aufzählung der angerufenen Kühe, doch ist sie hier eingehender, man möchte sagen persönlicher, indem die Tiere bei Namen genannt werden:

Wänd er yha! wänd er yha! Loba! Loba!

Allamma mit Nama,  
Die Alten, die Jungen . . .  
Die Hinket, die Stinket,  
Die Plätzet, die Gschäcket,  
Die Blasset, die Gfläcket,  
Die Schwanzere, Fanzere,  
Glinzere, Blinzere . . . . (Appenzell).

Und während die Couplets des greherzer Reihens einen zusammenhängenden Text bilden, bestehen die der deutschen Reihen aus Schnaderhüpfeln:

Syt dass i gwybet ha,  
Ha-n-i kä Brot meh gha;  
Syt dass i gwybet ha,  
Ha-n-i kä Glück meh gha.  
Loba! Loba!

In einer hübschen und scharfsinnigen Arbeit weist L. Gauchat (*Etude sur le Ranz des vaches fribourgeois*, Zürich 1899) nach, daß der Kühreihen ursprünglich ein „Lied ohne Worte“ ist, eine bloße Alphornweise und zwar eine Improvisation, der erst im Laufe der Zeit von der menschlichen Stimme einzelne Ausrufe dann auch einzelne Worte (Tiernamen) untergelegt und endlich eigentliche Verse beigefügt worden sind.

Die Alphornweise trägt bestimmte Merkmale, die in der unvollkommenen Art des Instrumentes begründet sind: es umfaßt nur zwölf Töne, von denen einer in charakteristischer Weise falsch ist; es kennt keine halben und keine Moll-Töne. Die Alphornweise hat keinen strengen Rhythmus und besteht gemeinlich aus einem ersten langsamem (A) und einem zweiten lebhafteren (B) Zug, welch letztern Gauchat die Kadenz nennt. Diese charakteristischen Züge finden sich in den Eintreibeliedern, speziell auch noch im grelleren Ranz des vaches wieder. Allerdings ist hier die wildgewachsene Alphornweise gezähmt. Sie ist durch die menschliche Stimme, die ihr bestimmte Worte unterlegt, diszipliniert, rhythmisch festgelegt und mit neuen Elementen versehen, ausgeschmückt worden. Der erste Teil A ist im Ranz des vaches mit den Interjektionen å! å! å! å! lyauba! lyauba! zu denen die Einladung por aria! gefügt ist, fixiert worden. Die lebhafte Kadenz B erscheint mit einer langen Aufzählung der einzutreibenden Tiere. Und ein neues Element ist hinzugereten: die Coupletmelodie. —

Dieser französische Küchreihen stammt aus der deutschen Schweiz. Ranz (eine schlechte Graphie für franz. rang < deutsch Ring) ist eine ungeschickte Übersetzung des deutschen Reihe (= Lied): Chüereihe > Ranz des vaches. Lyauba ist das Loba der deutschen Lieder und nach Gauchat's Deutung, der man gewiß zustimmen wird, darin man darin nicht ein Wort sehen, sondern nur eine Lautreihe, wie juhe! huado!, die zwei langgezogenen Tönen des Alphorn untergelegt wurde, und der eine naheliegende Interpretation erst nachträglich die Bedeutung von Kuh gegeben hat. Loba ist der älteste vocalische Bestandteil der Eintreibelieder.

Gauchat hat die erreichbaren textlichen und musikalischen Varianten des Ranz des vaches zusammengestellt und in erklärenden und kritischen Anmerkungen auch sonst Vieles zum tiefen Verständnis des Liedes beigebracht. Seine Arbeit regt dazu an, den Ranz des vaches mit den deutschen Eintreibeliedern entwicklungsgeschichtlich noch näher zu vergleichen.

Übersieht man die verschiedenen Formen der schweizerischen Küchreihen, so erscheint die appenzellische als die am wenigsten disziplinierte, ursprünglichste. Appenzell ist wohl die Heimat des Kü-

reihens, der auf seiner Wanderung nach dem Westen regelhaftere Gestalt angenommen hat. Man vergleiche z. B. den Appenzeller mit dem Reihen von Oberhasli (Bern), der ein streng strophisches Gebilde von kunstreichem metrischem Bau geworden ist.

Den ältesten Textteil des Eintreibeliedes bilden zweifellos nach den bloßen Interjektionen des Teils A, die Anrufe an die Tiere, welche der Kädenz B unterlegt sind. Es ist ein armeliger aber für den Sennen vielseitiger und stimmungsvoller Text, der aus der Arbeit des Eintreibens selbst fließt: ein *Arbeitstext*, d. h. der Kühereihen ist ein sogen. *Arbeitslied*. Der primitive Text, wie er in Appenzell noch vorhanden ist, hat im Überhasli eine mehr künstmäßige Ausbildung erfahren: an das Anrufen der Tiere schließt sich eine ausführliche Schilderung der Tätigkeit des Kühlers (Eintreiben, Melken, Buttern, Käsen, Hüten), die viele Strophen füllt.

In dieses appenzellische, bernische usw. Arbeitslied hat sich mit der Zeit — und, wie es scheint, nicht vor mehr denn hundert Jahren — ein anderes Element eingefügt: das *Schnaderhüpfel*. Es unterbricht mit seiner munteren Art die Eintönigkeit des Arbeitsliedes; es ist der Sang der Erholung und Unterhaltung. Im appenzellischen Eintreibelied ist das Schnaderhüpfel noch ziemlich regellos in den eigentlichen Reihen eingefügt, im oberhaüler Reihen ist der Wechsel zwischen Arbeitslied und Schnaderhüpfel streng geregelt. Beiden deutschen Eintreibeliedern aber ist gemeinsam, daß das Schnaderhüpfel nur als *hors-d'œuvre* erscheint; weder textlich noch musikalisch kommt es an Umfang dem Arbeitslied gleich.

Das ist, was ich den deutschen Typus (α) des Kühereihens nennen möchte.

Der französische (greherzer) Typus (β) ist davon ganz erheblich verschieden: das ursprüngliche Schnaderhüpfel ist hier zum förmlichen zusammenhängenden Lied (*chanson dramatique*) und damit zum Runden ganz en Kühreihen geworden, während das eigentliche *Arbeitslied* verkümmert ist. Im französischen Kühereihen ist das, was ursprünglich nur ein Amusement war, das einzige Schnaderhüpfel, zur Hauptache geworden und hat sich so breit gemacht, daß das alte Arbeitslied in den Kehrreim gedrängt wurde. Verschwunden ist damit auch die liebevolle Einzelbenennung

der Tiere. Es ist dies eine Entwicklung, die aus der Geschichte des Volksliedes wohlbekannt ist: das Arbeitslied verfällt der Unterhaltung, dem Spiel.

Entwicklungs geschichtlich stellt sich also der Ranz des vaches als eine *V e r f ü n m e r u n g* des schweizer-deutschen und speziell des bernischen Arbeitsliedes dar. Auf die bernische Form weist eine Refrainvariante des Ranz des vaches, in welcher es heißt:

Unter dieser Eiche  
ist's daß ich dich melke;  
Unter dieser Esche  
ist's daß ich käse —

und die als ein bescheidenes Fragment der Beschreibung der Küherarbeit, wie sie der oberhasler Reihen bietet, erscheint.

Nicht verwundern würden wir uns, im Typus β statt der chanson dramatique von den Sennen von Colombettes und dem Curé von Charmey auch irgend einem anderen Liede zu begegnen. Spuren davon fehlen nicht. Im Ormondstal finden sich neben der chanson dramatique einige Strophen eines Spottliedes auf die Ungeschicklichkeit nachbarlicher Küher, ja ein Rest davon ist auch im greherzer Lied zu erkennen. Man weiß, welche Rolle solche Spottlieder im dörflichen Leben spielen. —

Darnach stellt sich die Entwicklung des Kühereihens folgendermaßen dar:

- I. Alphornweise: A + B.
- II. Zutritt der menschlichen Stimme mit Interjektionen (Loba) zu A und Aufrufen an die Tiere zu B.
- III. Einfügung von Schnaderhüpfern (Typus α).
- IV. Der Schnaderhüpfermelodie wird ein zusammenhängendes Lied unterlegt (Typus β).

Der Ranz des vaches zerfällt also in zwei Teile ganz verschiedenen Alters und Ursprunges und was an ihm allein noch vom ursprünglichen deutschen Kühereihen sich herschreibt, das ist bloß der heutige Refrain:

â! â! â! â! lyauba, lyauba, por ariå! } A

Vinide tote,  
Pitite, grôše,  
Blyantse, neyre,  
Rodze, moðeyle! } B

Lyauba, lyauba, por ariå! } A

mit seinen Varianten.

Der Ranz des vaches ist eine Kühreihenrune. Aus dieser Runne ist ein neues Lied von eigenartiger Schönheit aufgeblüht. Das alte deutsche Arbeitslied ist nur noch das Motiv, das einer neuen Schöpfung als Grundlage dient.

Auch am Liede vollzieht sich der Kreislauf des Lebens. —

---

## Frankreich zur Zeit Richelieus und Mazarins (1610—1660).

Im sechzehnten Jahrhundert hatte Frankreich sich den Renaissancegedanken erschlossen, die aus der antiken Literatur ihm zuströmten und aus der vermittelnden italienischen Kultur herüberleuchteten. Es lehnte seine Kunst, besonders auch die literarische, an die der Alten und an die der Italiener. Es schuf in einer glänzenden Philologendichtung einen neuen künstlerischen Stil. Es erfüllte diese neue Kunstform mit neuen Lebenslehren, die der mittelalterlichen Weltanschauung zuwiderliefen.

An Stelle von Askese und Weltflucht pries diese Dichtung Weltfreude und natürliche Lebensauffassung. An Stelle von Tradition und Autorität verkündete sie Individualismus und freie Prüfung des Überlieferten.

Aber in den blutigen Zeiten der Religionskriege erschienen diese naturalistischen und individualistischen Lebenslehren bald kompromittiert. Als das von einem halbhundertjährigen Bürgerkrieg erschöpfste Land um 1600 an die Neuordnung seines Lebens ging, erscholl der Ruf nach Autorität auf allen Gebieten. Der Mensch, der den Anspruch erhob, in den Trieben seiner Natur und in den Urteilen seiner eigenen Vernunft die Norm seines Lebens zu finden, erschien als ein die Ruhe und Sicherheit

der Gesellschaft gefährdender Ausbrecher, der wieder in die wohltätige Haft mittelalterlicher Lebenslehren zurückgeführt werden müsse.

So stellt sich ideengeschichtlich das siebzehnte Jahrhundert als eine Reaktion gegen den freien ungebärdigen Geist der Renaissance dar: gegen die Maßlosigkeiten seiner poetischen Sprache, wie gegen den Individualismus und den Naturalismus seiner Weltanschauung. Auf die Revolution folgte die Restauration. In welchen Abwandlungen der Kampf auf den einzelnen Gebieten verlief, bis der Absolutismus mit Ludwig XIV. siegte, soll hier kurz geschildert werden.

Aus diesem Kampf und Sieg ging dann der sogenannte Klassizismus hervor: die Kunstform des Absolutismus, die mit ihren Formgesetzen ganz Europa während eines Säkulums beherrschen sollte. —

Beim Tode Heinrichs IV. (1610) war sein Sohn Ludwig neun Jahre alt. Der Mutter, Maria von Medici, fiel als Regentin die Leitung Frankreichs zu, und auch noch nach der Mündigkeitserklärung (1614) und der Verheiratung Ludwigs XIII. mit einer spanischen Prinzessin, Anna von Österreich, behauptete Maria mit wechselndem Erfolge ihren Einfluß, bis der von ihr berufene (1624) und beschützte erste Minister, der Kardinal Richelieu, sich gegen sie wandte und sie definitiv verdrängte (1630). Während achtzehn Jahren (bis Ende 1642) führte dieser Staatsmann die Regierung. Wenige Monate später folgte ihm König Ludwig im Tode nach (1643). Unter dem Einfluß ihres Günstlings, des Kardinals Mazarin, brach Königin Anna das Testament ihres Gatten und maßte sich die

Regentschaft an, die in Wahrheit von Mazarin geführt wurde: eine Spanierin und ein Italiener regierten Frankreich seit 1643. Annas Sohn Ludwig XIV. wurde zwar 1651 volljährig, doch ergriff er erst nach Mazarins Tod (1661) die Zügel der Regierung.

Dieser halbhundertjährige Zeitraum schließt mit großen Erfolgen der äußeren Politik Frankreichs ab. Der Kampf, den Richelieu gegen das Haus Habsburg neu aufgenommen, führte zum Siege, wenn auch Frankreichs Teilnahme am dreißigjährigen Krieg freilich vorübergehende Demütigungen brachte. Der westfälische Friede (1648) schnitt den spanisch-österreichischen Kolosz entzwei. Die weitere bewaffnete Einmischung Spaniens in die inneren Verhältnisse Frankreichs wurde siegreich zurückgewiesen. Der pyrenäische Frieden (1659) gab Frankreich lang umstrittene Gebiete (Roussillon, Charolais, Artois) zurück und eröffnete durch die spanische Heirat Ludwigs XIV. die Aussicht auf die Vereinigung Spaniens und Frankreichs.

Frankreich war die führende Macht in Europa geworden.

Die inneren Verhältnisse waren weniger glücklich. Kaum hatte Heinrich IV. die Augen geschlossen, so begann eine förmliche Plünderung des Staatshauses. Richelieu entledigte sich der Kontrolle des Parlamentes in der Führung der Staatsfinanzen. Um 1640 betrug das Budget schon das fünffache (beinahe eine Milliarde heutigen Geldwertes) des Betrages von 1609. An vielen Orten erhob sich das Volk gegen seine Bedränger, um blutig niedergeworfen zu werden. Unter Mazarin, der sich und seine Familie schamlos bereicherte, erreichte die

Miszwirtschaft einen solchen Grad, daß die Bürgerschaft von Paris unter der Führung des Parlaments sich zum erfolgreichen Widerspruch erhob (*la fronde parlementaire*, 1649). Das Beispiel Englands, das soeben einen allmächtigen Minister gerichtet hatte und daran ging, auch seinen König zu richten, lockte. Indessen umsonst. Die geld- und machtgierigen Prinzen (Gaston d'Orléans, Condé, Conti) und Adligen bemächtigten sich der Bewegung und zogen sie in den Dienst ihrer erbärmlichen Intrigen. Der Bürgerkrieg brach aus (*fronde princeière*, 1650—53) und brachte neues Elend über das Land. Zweimal mußte Mazarin fliehen; dann kehrte er triumphierend zurück. Noch blieben die Spanier zu besiegen, die unter der Führung des landesverräterischen Condé Frankreich verheerten. Das gelang in einer Reihe von Feldzügen. Als endlich der pyrenäische Frieden den fünfundzwanzigjährigen Kriegen ein Ende bereitet hatte, da begrüßte das Land den jungen König Ludwig XIV. wie einen Friedensengel. Alles warf sich ihm zu Füßen.

Die Kräftigung seiner äußeren Machtstellung und seiner Königsgewalt im Innern, die Frankreich in dieser Epoche erfuhr, ist hauptsächlich Richelieu's Werk. Richelieu, obwohl Kirchenfürst, versorgte eine rein weltliche Politik. Gewiß wünschte er ein katholisches Frankreich, aber in erster Linie ein großes Frankreich. Wenn auch nicht in der Theorie, so war er doch in der Praxis Gallikaner und versucht in beständigem Hader mit Rom die Unabhängigkeit der französischen Kirche. Er hat gegen die Hugenotten seines Landes die Waffen geführt (Einnahme von La Rochelle 1628), doch begnügte

er sich mit ihrer Vernichtung als politischer Partei und gab nur selten den kirchlichen Einflüssen nach, die zur religiösen Verfolgung drängten. Wohl aber baute er den Führern der Konfession, die man damals la Prétendue (sc. réformée) hieß, mit Erfolg goldene Brücken zur Rückkehr in die katholische Kirche. — Die Ständeversammlung der États généraux, die in politischen Diskussionen die Wünsche der Nation zu Händen der Regierung formulierte, wurde seit 1614 nicht mehr einberufen. Das Gewohnheitsrecht des Pariser Parlaments auf Kontrolle der Regierungsverfügungen schmälerte Richelieu geflissentlich. Die Regierungsansprüche der Grands Seigneurs drängte er mit entschlossener Hand zurück, ihren Haß mißachtend. Tüchtige und gesügige bürgerliche Elemente wurden zu den Geschäften herangezogen und damit die Grundlage zu einem Beamtenpatriziat gelegt. So war es Richelieu, der jene Entwicklung zum Abschluß brachte, welche das alte Feudalkönigtum in das absolute Herrschertum von Gottesgnaden umwandelte. Gewiß war schon unter Heinrich IV. des Königs Wille oberstes Gesetz und sein Wort das letzte; aber die Generalstaaten durften reden und das Parlament kontrollieren. Richelieu entzog die Königsmacht jeder Kontrolle und jeder Diskussion. Jede Mitarbeit der Nation wurde aufgehoben.

Mazarins Regiment war ein weniger straffes. Die R e g e n t s c h a f t erscheint wie ein Zwischenakt zwischen den beiden großen Aufzügen des Absolutismus. In den ersten Jahren herrschte in der hauptstädtischen Gesellschaft eitel Freude: le temps de la bonne régence. Der lecke Geist des XVI. Jahrhunderts flackerte auf (le libertinage).

Dann folgten die Konflikte, und der jammervolle Fronde-Krieg besiegelte die Niederwerfung der alten räublüstigen Feudalherren endgültig.

Diese Entwicklung hob auch die Bedeutung von Paris. Die Provinzstädte, die noch im sechzehnten Jahrhundert Paris vielfach die Wage gehalten, schieden aus der Leitung des geistigen Lebens aus, das sich nun in der nördlichen Hauptstadt konzentrierte. Diese Entwicklung wird schon 1630 bestaunt und — beargwöhnt. Der Pater Lemoyne nennt Paris das Haupt und das Herz des Reiches:

Mais un chef qui tout suce, un cœur qui tout attire,  
N'épuisera-t-il point tout le corps de l'empire?  
Et quel enfin sera le destin de ce corps  
S'il n'a de fonctions et s'il ne fait d'efforts  
Qu'afin de mettre à sec jusqu'à la moindre veine,  
Pour remplir une tête aussi vaste que vainc?

Wenn die Zentralgewalt religiöse Toleranz übte, so waren doch die lokalen Gewalten, besonders das Volk, unerschöpflich. Die beiden religiösen Parteien häderten unablässig, und wo die eine gebot, war die andere unterdrückt. Seit Heinrich IV. ist ein Aufschwung des kirchlichen Lebens (renaissance religieuse) zu erkennen, der auch einen Aufschwung der kirchlichen Architektur und Literatur bedeutet. Klöster und Kirchen erhoben sich, Priesterseminarien wurden gegründet (z. B. Saint-Sulpice in Paris 1645). Neue Orden entstanden, alte wurden reformiert (Carmélites 1604, Oratoire 1611).

Für die profane Architektur sind jene reichen Privathäuser (*hôtels*) und Landsitze charakteristisch, die

jetzt nach dem Muster behaglicher italienischer Villen entstehen, und deren lustige großzügige Räume zu reger Gesellschaftlichkeit einladen. Das berühmte Hôtel de Rambouillet ist keineswegs das erste und macht also nicht Epoche.

1626 ordnet Richelieu die Schleifung der festen mittelalterlichen Schlösser an.

In Malerei und Skulptur gehen zwei Strömungen nebeneinander her: die ältere einheimische naturalistische Kunst des Bildhauers Simon Gualain, des Malers Le Main, des Kupferstechers Abram Bosse, welche sich mit Vorliebe der Darstellung des bürgerlichen Kleinlebens widmet, und die neue Kunst, die ihre Vorbilder in Italien sucht und zwar, wie der literarische Italianismus, weniger unter den großen Künstlern der Renaissance als bei den Schülern wie Caracci und Giulio Romano. Sie stellt die Gegenwart im Gewande der antiken Geschichte und Mythologie dar. Der geniale Vertreter dieser Richtung ist Nic. Poussin, der Maler des heroischen Römertums, der Corneille des Pinsels.

Wie die Literatur wird auch die bildende Kunst unter die Protektion des Hofes gestellt (Gründung der Académie royale de peinture et sculpture 1648). Sie wird auch äußerlich vornehm, vom Kunsthandwerk geschieden, hierarchisch geordnet und der Gesetzgebung von Kunstregeln unterstellt.

Die wissenschaftliche Forschung hat nur auf einem Gebiete erhebliche Fortschritte zu verzeichnen: in der Mathematik. Mit Viète, Descartes,

und Pascal übernimmt Frankreich die Führung der mathematischen Wissenschaft. Der aprioristische Geist, die konstruktive Methode dieser Wissenschaft beherrscht auch die übrigen. Bacons Lehre (*Novum Organon*, 1620) von der induktiven Forschung, dem Experiment, blieb vorläufig bloße Theorie. In der Praxis konstruierte man statt zu beobachten. So machten die Naturwissenschaften geringe Fortschritte. Die französische Medizin lehnte Harvey's Lehre vom Blutkreislauf (1628) ab.

In Sprache und Sitten der vornehmen Gesellschaft sowie in der ihr dienenden Literatur macht sich die Nachahmung Spaniens breit, die am Hofe der Königin Anna eine Stütze fand. Der elegante Edelmann aus der Zeit Ludwigs XIII. ist spanische Gerichte, tanzt spanische Tänze, liebt spanisches Kartenspiel und trägt spanische Mode, besonders parfümierte Handschuhe und Halskrause. In der hauptsächlich aus Abenteurern und bedürftigen Literaten gebildeten spanischen Kolonie fesselt unsere Aufmerksamkeit besonders Antonio Pérez, der einzige Vertraute Philipps II., der als Flüchtling seit 1591 in Frankreich und England lebte und am Hofe Heinrichs IV. als Träger politischer Geheimnisse, als eleganter Höfling und geistreicher Schriftsteller bereitwillige Aufnahme und langjährigen Sold fand. Spanische Sprachlehren erschienen in großer Anzahl. „In Frankreich lernen Frauen und Mädchen spanisch“, berichtet Cervantes 1615 vom Hören sagen. Alte und neue Erscheinungen der spanischen Literatur werden in Paris oder Rouen nachgedruckt, besonders aber überetzt. Es sind dies vorzüglich Romane, Novellen und

theologische Werke, welche letztere namentlich in Lyon erscheinen. Die Moraltheologie, gegen welche Pascal kämpft, ist spanischer Import. Aus dem reichen, spanischen Theater wird vieles entlehnt, aber nichts übertragen. Die spanische Lyrik bleibt unübersetzt und wird spärlich nachgeahmt. Góngora und Quevedo sind um 1640 in Frankreich noch wenig bekannt, und wenn bis 1660 ihr Ruhm aufgeht, so bleibt Gracián noch ganz unbeachtet.

Der Import spanischer Literatur hat indessen die Mächtigkeit italienischer Einführung nicht erreicht. Während Spanien vorzüglich Prosawerke lieferte, sandte Italien seine Lyrik, sein Theater, besonders die Komödie und die Oper. Spanische Schauspieltruppen, die seit 1604 in Frankreich wiederholt ihr Glück versuchen, erreichen keinen Erfolg, während die comédiens italiens in Paris geradezu schaft werden. Von 1615—23 lebte der talentvollste, aber eben deshalb auch verderblichste Vertreter der italienischen Geistreicherei, Giambattista Marini (1569—1625), genannt le cavalier marin, in Paris. Sein schillerndes Hauptwerk *Adone*, ein Idyll in 45 000 Versen, erschien daselbst 1623. Seine Briefe wälzen in kunstvollen Phrasen wie die Balzacs und Voitures. Chapelain und Ménage sind Mitglieder der Crusca und stehen in eifrigem literarischen Verkehr mit Italien.

Der literarische Einfluß des germanischen Europa tritt ganz zurück. Shakespeares Name begegnet nirgends; eine Wirkung seiner Stücke ist in der französischen Dramatik dieser Zeit nirgends sicher erkennbar. Nur Sidneys *Areadia*, die selbst romanischer Herkunft ist, findet Genießer

und Nachahmer. Deutschland gilt als ein Land, das, seinerer Geisteskultur bar, gute Astronomen, Chemiker und Physiker hat. Seine Sprache stellt ein ehässlicher Sprachmeister 1635 für französische Edelleute dar, die während des dreißigjährigen Krieges Gelegenheit zur Ausübung ihrer vertues chevaleresques suchen.

Weder Heinrich IV. noch Maria, weder Ludwig XIII. noch Anna oder Mazarin besaß wirkliches literarisches Interesse. Wohl aber Richelieu, der sowohl seine erbaulichen Traktate als seine Memoiren sorgfältig, wenn auch ohne besondere Kunst, stilisierte, das Versemachen liebte und sich zu sehr vergänglicher dramatischer Modearbeit mit fünf Dichtern zusammensetzte. Zu diesem persönlichen Interesse gesellte sich bei ihm die Überzeugung, daß Ruhm und Macht einer Regierung von der Literatur in Mitleidenschaft gezogen werde. Er wandte ihr deshalb den staatlichen Schutz, aber auch die staatliche Aufsicht zu. War der Schriftsteller bisher der domestique privater Mäcene gewesen, so wird er jetzt der Dienstmann der Zentralgewalt. Die aristokratische Protektion verwandelt sich in eine staatliche, die wilde Produktion in eine organisierte: die Literatur wird zu einem Gegenstand staatlicher Verwaltung. Die nächste Folge davon war ein entschiedener Gewinn an literarischem Leben; auf die Dauer aber ergab sich eine schwere Einbuße an Unabhängigkeit und Originalität des Schrifttums. Doch bleibt es ein großer Zug der französischen Politik, daß sie die Muttersprache in den Kreis ihres Interesses zog und in deren Förderung ein Mittel ihrer Großmachtsbestrebungen erkannte.

Die Literatur der Renaissance war durchaus unweiblich; sie lehnte die Rücksicht auf das Empfinden der Frau ab. Sie liebte Indezenz und Gelehrsamkeit. Die schriftstellernden Frauen selbst änderten daran nichts; auch sie verbanden Gelehrsamkeit mit esprit gaulois, und diese Tradition vertrat die Herausgeberin von Montaignes Essais, Marie de Gournay, die sich selbst eine femme studieuse nennt, noch um 1630. Damals aber war der Anteil der Frau an der Literatur schon gewachsen, doch nicht sowohl der gelehrtene als der gebildete Frau, und der Einfluß, der von ihr auf das Schrifttum ausging, richtete sich naturgemäß gegen die Pedanterie der Gelehrsamkeit und die Indezenz. Die Beteiligung der Frauen äußerte sich in einer Zunahme der Gemeindeinveterität und der Anständigkeit der Literatur, was den ergrauten Vertretern des sechzehnten Jahrhunderts als eine Verflachung und Prüderie erschien. So weigert sich Charron, die lateinischen Zitate seiner Sagesse (1601) ins Französische zu übertragen, wie es von manchen neuerdings verlangt werde, und Marie de Gournay sagt ärgerlich: die neue Regel de rien dire que les dames n'entendent, lasse vermuten, daß die, die sie aussstellten, eben auch nicht mehr verstanden als die Hofdamen.

Diese Frauen fühlten auch, welch ein Widerspruch bestand zwischen den überschwänglichen Komplimenten, welche die Dichter in Liedern und Romanen ihnen widmeten, und der rauhen, rohen Wirklichkeit. Es entstand das Verlangen, die Zierrlichkeit der petrarkistischen Dichtung in die Wirklichkeit überzuführen und die unfeine Wirklich-

keit dem gelobten Lande der Poesie zu nähern. Man versuchte, die metaphorischen, hyperbolischen und antithetischen Formen der Literatur ins Leben einzuführen und dessen Vulgarität mit dem Zierat der Sprache und des Gebahrens aufzuputzen, den die Dichter in ihren Büchern aufgespeichert hatten. Der Petrarkismus, der auf dem Papier stand, sollte Wirklichkeit werden. Man wollte reden und sich benehmen, „wie's im Buch steht.“

Das ist Ursprung und Wesen der geistigen Strömung, die man Preziosität nennt.

Preziosität schlechthin (d. h. Geziertheit) findet sich zu allen Zeiten in der Literatur. Sie zieht mit dem ersten Liebeslied, dem Liede des Troubadours, in Frankreich ein. Im sechzehnten Jahrhundert hat sie in der Form des Petrarkismus (Hyperbel, Metapher, Antithese) die französische Liebesschrifk überschwemmt, ist in den galanten Roman gedrungen und nun fängt sie an, das ganze Schrifttum zu durchseuchen. Schon H. Estienne klagt in seinen Dialogues du nouveau langage français italianisé von 1578 über die métaphores . . fort hardies, enragées, die aus der Poesie nun auch in die Alltagsprosa dringen, und nennt diese Schreibart pindariser, pindariquement dithyrambiser, pléiadiser. Er tadeln die geschmacklos angebrachten bildlichen Ausdrücke, qui sentent trop leur poésie, und ihre Häufung. Er mißbilligt den modischen Gebrauch gewisser Steigerungswörter wie divinement, infiniment, und affektiert nennt er eine Wendung wie: je désirerais infiniment avoir un petit coin au cabinet de vos bonnes grâces. Dergleichen brauchte also nicht erst vom siebzehnten Jahrhundert erfunden zu werden,

an dessen Anfang wir vielmehr bereits vollständig entwickelte Exemplare preziöser Schriften finden.

Der zunehmende Einfluß der Frau, die der eigentliche Gegenstand preziöser literarischer Übung war, brachte es mit sich, daß man aus dem, was bisher nur *literarisches Vorim* gewesen war, eine *Lebensform* zu machen versuchte. Und so stellt sich geschichtlich die Preziosität des siebzehnten Jahrhunderts dar als die letzte Ausstrahlung des Italianismus, speziell des Petrarkismus, in der französischen Literatur, der dabei durch den Hispanismus einige Verstärkung erfuhr: als Petrarkismus in Aktion.

Dieses Bestreben, das Leben dem galanten Roman und Sonett nachzubilden, verlieh gegenüber der herrschenden Unfeinheit eine unbestreitbare Distanzierung in Sprache und Gehaben. Aber ein gefährlicher Weg war damit betreten. Bald gelangte man zu Verzerrung und törichter Mißachtung der Wirklichkeit. Die gebildete Rede ward zum Wettkampf metaphorischer Witzelei, mit welcher Hyperbeln und Antithesen Hand in Hand gehen; das feine Benehmen ward zur Geckenhaftigkeit und Prüderie, womit gründliche Herzensroheit nicht ausgeschlossen war. Einer suchte den andern zu überbieten, und es entstand die ästhetische Lehre, die das Wunderbare, das Verblüffende für das Schöne erklärte. Wie es der Welt Lauf ist, ahmten die bürgerlichen und provinziellen Kreise diese Mode der eleganten hauptstädtischen Gesellschaft nach, und hier wurde Sprache und Sitte vollends zur Frage: *Quelquesunes véritablement délicates ont jeté les autres dans une affectation de délicatesse ridicule*, sagt St-Evremond 1656.

Eifrig wurden in diesen preziösen Kreisen (*société polie*) die Gesellschaftsspiele, besonders italienische, gepflegt. Neben den Fragen der Etikette und der Kleidermode wurden literarische und sprachliche Fragen erörtert. Die Neigung galt dabei der galanten Kleinigkeit (besonders dem Madrigal) und dem Roman. Die Literatur gilt nur als Teil der gesellschaftlichen galanten Unterhaltung, und das Interesse am Inhalt tritt hinter der Freude an der schwierigen künstlichen Form zurück. Man sitzt über Ausspracheverschiedenheiten zu Gericht und fördert in Dingen der Orthographie die phonetische (unlateinische) Schreibung. Einen breiten Raum nimmt die Diskussion der „Frauenfrage“ ein. Ist doch die ganze Erscheinung der Preziosität nur die literarische Äußerung der Auflehnung der Frau, der erste Ausdruck ihres Verlangens nach Bildung und Geltung. Und dieser erste Ausdruck ist ehefeindlich. Neben platonischen Theorien kommt auch der Wunsch nach freier Liebe zum Wort. — Wenn schon diese *société polie* einige sprachliche Neuschöpfungen gewagt hat (Ableitungen wie *soupirleur*, *connaisseuse*, *s'enéanailler*; Entlehnungen wie *féliciter*, *bravoure*), so ist doch diese Art der Sprachbereicherung für sie nicht weiter charakteristisch. Auch in grammatischer Hinsicht geht sie nicht eigene Wege, wenn sie auch z. B. die vom sechzehnten Jahrhundert übernommene Substantivierung des Adjektivs (*le tendre* = die Zärtlichkeit, *le fini* = die Vollendung) mit besonderer Vorliebe pflegt. Ihr neologistisches Programm ist die *antithetische* und *hypervaliente* Ausgestaltung, sowie die *metaphorische* Erneuerung des vorhandenen

Sprachbestandteile, wobei die Metaphern 1. geschmacklos angebracht, 2. gehäuft und 3. ins Ungemessene ausgesponnen erscheinen.

Geschmacklos angebracht werden sie, weil ihre Verwendung nicht einem künstlerischen Bedürfnis, sondern dem Streben, modische Eleganz zu zeigen, zu verblüffen, entspringt. Dem Dichter, der von Ceres singt, mag es hingehen, wenn er die Hälme als ihre Haare feiert (*Cérès repeuplera de cheveux les larges campagnes*, L. de Magny; *les cheveux de la plaine*, Du Bartas; auch Ronsard, Belleau). Aber eine Geschmacklosigkeit ist es, wenn Patru in seinen Briefen vom Gras als vom „Haar der Erde“ spricht, oder wenn Balaÿ die Sülze „die Seele des Fleisches“ nennt und aus Rom schreibt: je me nourris de l'âme du fruit et de la viande qu'on appelle la gelée. In der Klage um ihren Vater, den ihr Verlobter Rodrigo getötet, nennt Chimene seine Todeswunde „den traurigen Mund, durch welchen seine Tapferkeit spricht“, und erklärt, daß „die eine Hälfte ihres Lebens die andere ins Grab gebracht habe“, wobei Corneille übrigens nur eine Geistreicherei des spanischen Originals übersetzt. Statt der Metapher wird auch die farblose Periphrase gesetzt und der Besen das „Reinlichkeitsinstrument“, der Stuhl die „Unterhaltungsbequemlichkeit“ genannt. Spielereien, die wir im Scherze üben, werden hier Gegenstand ernster Kunstbestrebung und gelten als Zeichen von Bildung. So wird die Rede zum Rebus. Die im Interesse der Gemeinverständlichkeit unternommene Reform der Sprache führt zur Lächerlichkeit und Unverständlichkeit, und die Geheimnisse dieser

neuen Redekunst werden in Wörter- und Gesprächsbüchern niedergelegt. Da erscheinen z. B. 1616 *Les fleurs du bien dire, dont on se peut servir en toutes sortes de discours amoureux*, die einer Prinzessin Rohan gewidmet sind.

Aus dem nämlichen unkünstlerischen Grunde werden die Metaphern gehäuft. „Die Gewalt Eurer unzüchtigen Liebesflammen“, heißt es in den *Fleurs du bien dire* für die Prinzessin im Artikel *Chasteté*, „wird das Schiff meiner Schamhaftigkeit nimmer erschüttern können!“ Ein obskurer Vorgänger Corneilles, Fr. Bening, sagte von den zweihundzwanzig Wunden seines Helden: „Das sind dieflammenden Banner seines Mutes, die zweihundzwanzig rotgekleideten Präidenten, die zweihundzwanzig Purpurnunde, welche laut seine Tapferkeit verkünden“ (*Le bouclier d'honneur*, 1616). „Mein Gott,“ klagt Cathos in den *Précieuses ridicules* über den etwas derben Vater, „wie ist das formale Prinzip des Vaters in Stofflichkeit getaucht; seine Intelligenz ist verdickt, und wie stockfinster ist es in seiner Seele!“ Man sieht namentlich die Dreihheit der Metaphorisierung, die z. B. von Jean Godard in seinem Buche *La langue française* (1620) als förmliches Stilgesetz beobachtet erscheint.

Endlich werden die Metaphern bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt: Eine Dame wird frank, d. h. ein unwillkommener Guest ist in ihrem Leib eingezogen. Und nun wird das schöne Hôtel beschrieben, in welchem der böse Guest eine so treffliche Aufnahme gefunden hat, daß er keine Lust zeigt, wieder

auszuziehen (vgl. Cotins Sonett auf Urania in den Femmes savantes). Die Erfindung ist von Balzac, den vor Cotin schon Maynard nachgeahmt hatte. Godard vergleicht das französische Idiom mit einer Nymphe und gewinnt so den Weg zur ausführlichen Beschreibung ihrer beider Reize. Ein anderer spricht vom eigenen Buche als von einem Neugeborenen und schenkt uns dabei auch die unappetitlichen Details solcher Metapher (Windeln und Korrekturbogen) nicht. Das berühmteste Beispiel dieser Kunst ist die „Karte des Landes Zärtlich“, die nichts anderes ist als die Ausbeutung des metaphorischen Ausdrucks „das Land der Liebe“, auf welche auch Daubignac schon etwas vor der Scudéry verfallen war. Diese hat sich verleiten lassen, die Spielerei in ihrem Roman Clémie (1654) zu veröffentlichen und hat dadurch dem harmlosen Salonscherz einen lächerlichen Ernst beigelegt. Drei Ströme, Dank, Achtung, Neigung, durchfliessen das Land Zärtlich, das drei Hauptstädte hat, die darnach „Zärtlich am Dank“, „Zärtlich an der Achtung“, „Zärtlich an der Neigung“ heißen. Die drei Ströme führen ins Meer der Gefahr, jenseits dessen unbekanntes Land liegt. Am Eingang des Landes liegt die Stadt der jungen Freundschaft. Von ihr aus kann man, links abbiegend, über „Indiscretion“ und „Stolz“ ans „Feindschaftsmeer“ gelangen oder rechts über die „Lauheit“ und „Vergeissen“ zum „Gleichgültigkeitssee“ kommen. Besser unterrichtete Reisende aber gelangen über „Schöne Verse“, „Liebesbriefe“, über „Diensteifrigkeit“ und „Treue Freundschaft“ nach den drei Hauptstädten, langsam in kleinen „Freund-

ſchaftsmilein" vorrückend. Siebenmeilenſteine sind nicht erlaubt!

Eine Reihe dieser Metaphern und Periphrasen werden zu ſtehenden Wendungen des modischen Gesprächs: un esprit bien tourné = wohlgebildet; donner dans l'amour permis = heiraten; avoir la mine de = nach etwas ausſehen usw. Vieles ist davon der Sprache dauernd erhalten geblieben und hat ſeinen Modecharakter verloren. Auch einzelne Wörter kommen in besondere Gunft, jo das Wort chère als Anrede, die Ausdrücke poulet, innocent, billet doux, welche alle drei den Liebesbrief bezeichnen. Was man im ſechzehnten Jahrhundert einen bon esprit genannt, das heißt jetzt bel esprit, man hat bel air und gehört zum beau monde. Man liebt die hyperbolischen: furieusement bon, effroyablement bien, très indubitablement, braucht gerne ſe piquer de, pouſſer, dernier, z. B. pouſſer le dernier doux = sehr galant ſein. Das Gegenstück zu dieser Bevorzugung einzelner Ausdrücke ist die Achtung anderer, die als unelegant gelten. Bekannt ist der Kampf, den die Preziößen gegen das Wörtchen ear führten. So kam man zur Sprachmeiſtereи und beſchränkte die Sprache auf den Modebestand.

Der metaphorischen Bereicherung, welche die Preziösität der Literaturſprache brachte, steht ein erheblicher Verluſt alten und volkstümlichen Sprachmaterials gegenüber. Die Periphraxe förderte die W o r t a r m u t und wurde von ihr gefördert.

Geiftige Strömungen nehmen ſich bei oberflächlicher Betrachtung leicht wie das Werk einzelner Personen aus, mit deren Namen ſie dann unzertrennlich verbunden

werden. So gilt die Marquise Catherine de Rambouillet (1588—1665) fast als die Begründerin der Präziosität in Frankreich, während sie einfach die hervorragendste unter den Frauen ist, die damals durch gesellschaftliche Stellung und Reichtum in den Stand gesetzt waren, in gesellschaftlichen Räumen gleichempfindende Frauen und Männer zu versammeln. Seit 1608 soll sie, von der unfeinen Art des Hôses verlegt, in ihrem Hause Achtung weiblicher Empfindung geübt und verlangt haben. Seit 1618 wurde ihr neuerbautes Hôtel mit dem legendären blauen Salon zur bekanntesten Pflegestätte des neuen Geistes, wo sich ohne Ansehung der Person alles zusammenfand, was zur „Feinheit der Sprache die Feinheit der Manieren gesellte“. Hier begegnen wir unter den ersten Malherbe und Racan, dann Chapelain, Boitire, Corneille; Prinzen wie Condé und Conti, Kirchenfürsten wie Richelieu, Bossuet, den Frauen La Fayette und Sévigné. Geistes- und Herzensbildung sowie ein glücklicher Humor bewahrten die Marquise selbst vor Affektiertheit. Doch erscheint sie selbst schon Tallemant als trop complimenteuse. Ihren beiden Töchtern fehlte die weiße Zurückhaltung der Mutter. Die Jahre 1630—1645 bedeuten die Höhezeit des Salons Rambouillet.

Zu den Besuchern dieses Hôtels gehört seit 1635 auch Fräulein Madeline de Scudéry (1607—1701), die dann um 1645 in ihrer bescheidenen Wohnung eigene literarische Samstagsversammlungen (samedis) veranstaltete. Hier ist die Gesellschaft mehr bürgerlich, das Wesen tändelnder, prüder. Man merkt, daß ein alterndes

Fräulein, das zugleich Blaustrumpf ist, das Szepter führt. Der Anspruch auf Geltung, den die Frau erhebt, führt hier zu Lehren der Emanzipation, und bei der Betonung der Rechte der Frau wird die Ehe mit ihren unwillkommenen Erinnerungen an Natur und Wirklichkeit, gerne ignoriert, wenn nicht ausdrücklich abgelehnt.

Wegen eines Augenleidens hatte die Marquise de Rambouillet ihre Empfänge aus dem Salon in einen dämmerigen Alkoven (*réduit*) verlegt, wo das Bett die Stelle des noch wenig bekannten Sofas vertrat. Die Besucher setzten sich in dem zwischen Bett und Wand befindlichen Gange (*ruelle*). Was das Auskunftsmitte einer Leidenden gewesen war, wurde zur Mode, und ruelle, *réduit*, alcovistes hießen dann die preziösen Konventikel und ihre Mitglieder. Das Wort *précieuse* ist zur Bezeichnung der modischen Eleganz etwa 1653 aufgekommen und scheint von Anfang an ein Spottname gewesen zu sein. Die Betroffenen lehnten ihn entweder ab oder deuteten ihn als eine Anerkennung ihrer Kunst, auch den geringen und vulgären Dingen durch ungewöhnliche und sinnreiche Darstellung kostbaren Wert zu verleihen.

Wir sehen die ganze gebildete Welt Frankreichs von der Preziosität ergriffen. In den verschiedensten Abstufungen und Mischungen finden wir sie vertreten, und kein Autor der Zeit, dessen Schriftstellerei auf Frauen bezug hat, ist frei von ihr. Alle sind von der Krankheit ergriffen, die beim einen schwerer, beim andern leichter, hier besonders kompliziert und mit merkwürdigen Nebenerscheinungen, dort einfacher und mehr lokalisiert auftritt.

Dabei ist es lehrreich und unterhaltsam, zu sehen, wie jeder das Maß der eigenen Krankheit für gesund hält und über die schwereren und komplizierteren Fälle der anderen spottet. Er sieht den Splitter im Auge des Nächsten. Ch. Sorel veracht die metaphorische Sprache eines schöngestigten Salons schon 1623 in seiner Erzählung vom Francion. Balzac und sein Freund Chapelain spotten in ihren Briefen über die *femmes docteurs, savantes*, qui font de cette qualité une partie de leur coquetterie und sich literarische Autorität anmaßen. Die Frauen, meint ein anderer, sollten das Philosophieren und Dichten lassen und sich statt dessen mit dem abgeben, was von alters her ihre Aufgabe sei: coudre, filer et autres œuvres feminines. Die Herzogin von Montpensier, Ludwigs XIII. Mätte, pflegte in ihrem preziosen Salon das literarische Portrait nach dem Vorgange des Fräulein Scudéry und ganz in seinem Stil; doch erschienen darin auch mancherlei Unfeinheiten wie prahlreich hingeworfen. Von diesem Reste herzoglicher Ungebundenheit scheint sie das Recht herzuleiten, die précieuses in einem insolenten Portrait als affektierte, meist bürgerliche, unbemittelte, prüde, alte Jungfern zu verspotten, als ob nicht tausend Fäden von ihnen zu ihr hinübersührten. Fräulein Scudéry entwirft ein satirisches Bild der Preziösen, die besonders mit Gelehrsamkeit prahlen. Fléchier, der Hauptstädter, verhöhnt die Preziösen der Provinz, von Bichy und Clermont, und wie prezios ist er selbst in unsern Augen! Und Molire endlich, der Verfasser der Précieuses ridicules, schreibt den preziosesten Modestil in den Liebes-

szenen seines Dramas *Don Garcie de Navarre*. Auch er erkennt preziöse Redeweise und Manier an als ein unbestrittenes Attribut der Vornehmen. Sie sind ihm die véritables précieuses, die illustres originaux.

Die zeitgenössische Unterscheidung zwischen véritables und fausses précieuses ist wesentlich sozial. Die Hochgestellten, die das Beispiel der Ziererei gaben, ernteten Beifall für das, was, in kleineren Kreisen nachgeahmt, lächerlich erschien.

Aber über den Schwächen, die ihr anhaften, soll der dauernde Gewinn nicht vergessen werden, den die Strömung der Preziosität dem Lande gebracht hat. Der französische Salon, diese glorreiche Stätte gebildeter Unterhaltung, ist die Schöpfung der preziösen Kreise. Sie haben das „gemischte Publikum“ geschaffen. Ihr Wirken bedeutet eine Verfeinerung des geselligen Verkehrs, eine Vermehrung und Hebung der geistigen Interessen.

Sehr bezeichnend für die wachsende Bildungsfreude ist Jean Godard's Vorschlag (1620), „dem Palast der französischen Sprache Türhüter zu geben“, d. h. öffentliche Professoren der französischen Redekunst zu ernennen, sowie das Unternehmen des Arztes Renaudot, der mit seinem Informations- und Vermittlungsbureau (bureau d'adresses) seit 1632 regelmäßige öffentliche Vorträge und Diskussionen veranstaltete, die großen Anklang fanden. Diese erste *salle de conférences* fand rasch Nachahmung. Stolz spricht Renaudot von *notre compagnie, notre académie*, als einer Stelle des Gedankenaustausches unter gebildeten Menschen. Das Protokoll dieser Versammlungen wurde erst auf fliegenden

Blättern veröffentlicht und dann, seit 1638, zu hundert zusammen (centuries) in einem Bande gedruckt. Es ist darin von Träumen und Kometen, von der Natur der Liebe und der Kunst, im Sommer Eis herzustellen, die Rede; aber Religion und Politik — die ja auch etwas göttliches sei: man sieht, daß Bossuet's *la politique est vraiment divine nichts neues war* — werden ausdrücklich ausgeschlossen. Das Fehlen literarischer Vorträge zeigt, daß das große Publikum den Fragen der Literatur noch kein besonderes Interesse entgegenbrachte.

Die Blüte der Salons, das Beispiel der italienischen Akademien, der Erfolg der Renaudotschen *salle de conférences* wiesen der literarischen Politik Richelieus den Weg. Er beschloß einen staatlich organisierten Salon und Vortragssaal zu schaffen, die Académie française. Er wandte sich an die Schriftsteller, die seit 1626 beim königlichen Sekretär B. Conrart sich zu vereinigen pflegten, und zu denen Chapelain, Gombauld, Desmaret, Boisrobert gehörten. Da indessen einige als domestiques vornehmen Herren angehörten, die Richelieus Gegner waren, so gab es Widerstände zu überwinden. Mitte März 1634 versammelten sich vorläufig zwei Dutzend Mitglieder zu einer ersten Sitzung im Hause des Dichters Desmaret. Zu Ende des Jahres war man fünfunddreißig Mann stark: Colletet, St-Amant, Racan, Balzac, Bangelas, Voiture gehörten nun auch dazu. Das königliche Gründungsdefret erschien im Januar 1635. Das Parlament aber genehmigte die neue Schöpfung erst nach zweieinhalbjährigem Widerstande und nur unter der

Bedingung, daß die Akademie Werke von Nichtmitgliedern nur auf ausdrücklichen Wunsch der Verfasser in den Bereich ihrer Kritik ziehe. Erst 1639 wurden die vierzig Akademiker vollzählig. § 1 der Statuten verfügte, daß kein Mitglied aufgenommen werden dürfe, das dem Protektor (Richelieu) nicht genehm sei. Schon die ersten Wahlen zeigten dann die Unfreiheit der Gesellschaft. § 15 stellte den Grundzüg der Gleichheit der Akademiker fest. § 24 bezeichnete als ihre Aufgabe: „der Sprache bestimmte Regeln zu geben; sie rein, beredt und zu künstlerischer und wissenschaftlicher Darstellung befähigt zu machen“. Der Wunsch der Plejade, das Französische zur Universal-sprache erhoben zu sehen, findet neuen Ausdruck. Die Ausarbeitung eines Wörterbuchs, einer Grammatik, einer Rhetorik und einer Poetik wurde beschlossen. 1694 erschien das Wörterbuch; das übrige ist nie erfolgt. Schon 1634 klagt einer der Führer der Gesellschaft, Chapelain, daß es mit ihrer Arbeit schlecht bestellt sei; sie sollte nach seiner Meinung die Académie des fainéants heißen. Und er und andere wiederholen im Laufe der Jahre diese Klage. Unfruchtbarkeit war das Angebinde der Akademie. Sie ist es bis heute geblieben.

Der Geist, der sie besetzt, ist der Geist der Salons. Erst bringt sie ihre Zeit mit Vorträgen „Über die geistige Liebe“, „Über die körperliche Liebe“, „Über das Je ne sais quoi“ usw. hin. Colletet setzt in seiner Antrittsrede von 1636 auseinander, wie Kunst und Wissenschaft seit dem Altertum Fortschritte gemacht haben und man aus solcher Entwicklung die stolze Überzeugung gewinnen

könne, daß die moderne Zeit im stande sei, die Antike zu übertreffen. Von hier ist der Weg zur Selbstüberhebung und zur Geringsschätzung des Altertums nicht mehr weit. Und wie die *société polie* überhaupt so war auch die junge Académie française von altertumfeindlicher Haltung. Sie war „modern“. Einer ihrer Redner nennt 1635 Homer einen Bänkelsänger und spottet seines Ungeschmacks. Der Esel im Getreidefeld oder die Wäsche der Mausikaa dürften in einem honetten Gedicht nicht vorkommen. Die Kunstübung der antiken Autoren wird von dem einen als grotesk, von dem andern als burlesk empfunden. Sie verfällt denn auch dem Spott der travestierenden Dichter; es blüht die Travestie der Antike. Man berief sich in diesem Kleinkrieg gegen das Altertum auf das Beispiel der Italiener, besonders auf Al. Tassoni. Zugleich begann (1638), im Dienste des Wörterbuchs, die puristische Arbeit. In der Orthographie wird die herrschende historische Schreibweise begünstigt und die Argumente, die gegen eine Lautschrift siegreich geltend gemacht werden, sind die nämlichen, mit der die Akademie sich noch heute einer vernünftigen Reform der Rechtschreibung widersezt. Sie sind in den dreihundert Jahren auch nicht besser geworden. Das Sprachmaterial wird auf seinen literarischen d. h. modischen Wert hin bestimmt und die Wörter verurteilt oder als zulässig erklärt. Chapelains Plan, Bedeutung und Gebrauch der Wörter durch Zitate aus den guten Schriftstellern der letzten hundert Jahre zu erläutern, wurde aufgegeben. Man beschloß, die erläuternden Beispiele selbst zu erfinden und schuf so für ein sprachmeisterliches Treiben freie Bahn. Die Führung

übernimmt *Baugelas*, nach dessen Tod der Eifer wieder erlahmt.

Von Anfang an wurde das Gebahren der Akademie Gegenstand satirischer Darstellung. Schon im März 1634 verfaßt Ch. Sorel eine Spottchrift auf die der Akademie vorbehaltene sprachliche Gerichtsbarkeit. Im folgenden Jahr schreibt Ménage seine Requête des dictionnaires (gedruckt 1649), in welcher die Akademie um Gnade für die verfolgten Wörter angefleht wird. St-Evremond verspottet 1637 in seiner Comédie des académistes witzig die kleinliche Arbeit, die durch Scheidung der Wörter in mots soufferts und mots cassés die Sprache fälsche und dürr mache. Diesen Vorwurf nimmt La Motte le Valier in seinen Richelieu gewidmeten Considérations sur l'éloquence française de ce temps (1637) auf, erklärt das Sprachgezänk für unwürdig und zwecklos und redet der alten Freiheit des Sprachgebrauchs gegenüber der puristischen „Seiltänzerei“ das Wort.

Und von nun an verstummen die Klagen und Warungen vor der drohenden Verarmung der Sprache nicht mehr.

Noch verschloß sich die zünftige Wissenschaft dem Französischen und verwahrte ihre Geheimnisse ängstlich vor dem Laien. Latein blieb die Sprache der Universität. Den isolierten Versuchen, die Muttersprache im gelehrteten Unterricht zur Geltung zu bringen, unternahm es der Kardinal, ein Zentrum zu schaffen, indem er 1640 in Richelieu eine königliche Hochschule mit acht Lehrstühlen gründete. In diesem Collège royal sollte in französischer Sprache gelehrt und sollten neben den alten auch die

lebenden Sprachen betrieben werden. Richelieus Tod führte zur Auflösung der kaum eingerichteten Schule. Die Ungunst der Verhältnisse zerstörte hier eine Gründung, die für die französische Bildung höchst bedeutungsvoll hätte werden können. —

Der Protestantismus tritt seit Anfang des XVII. Jahrhunderts literarisch zurück. Innerhalb des Katholizismus machen sich drei Hauptströmungen geltend: die Freidenkerrei als das Erbe der Renaissance; der Aufschwung und die Verinnerlichung des kirchlichen Lebens, die im Jansenismus gipfelt, und die neue Philosophie des Kartesianismus.

Jene Weltanschauung der Renaissance, welche die Natur als die große Lehrmeisterin des Menschen betrachtet und das Recht der individuellen Meinung (*opinion particulière*) lehrt, hatte weite Kreise, besonders der Jugend ergriffen. Diese Freidenkerrei fand sich in der Nähe des Thrones, bei dem nichtszuñigen Gaston d'Orléans, wie in der nächsten Umgebung des Kardinals Richelieu, bei seinem literarischen Hofnarren Boisrobert. Die einen dieser Unbotmäßigen beschränken sich, ohne eigentliche philosophische Doktrin, auf einen unablässigen Kleinrieg gegen die kirchliche Autorität, wie der Arzt Guy Patin (1601—1672). Patin nennt diese seine freidenkerischen Freunde: *les restes du siècle d'or*. Rabelais' Riesengeschichten und Montaignes *Essais* sind ihre Bücher. Andere schreiten bis zur systematischen Naturphilosophie fort. In ihrem „Katechismus“ *Les quatrains du déiste* (1622) gemahnt vieles an den Deisten, der hundert Jahre später die *Epître à Uranie* schreiben wird: an Voltaire.

Diese Freudenkerei hieß damals libertinage, ihre Vertreter les libertins. Da sie oft genug mit prahlerischer Zuchtlosigkeit der Lebensführung verbunden war, so bekamen diese beiden Bezeichnungen bald auch den Nebensinn der Sittenlosigkeit, der heute zur herrschenden Bedeutung der beiden Wörter geworden ist. Schon in den Generalstaaten von 1614 hatte die Geistlichkeit Verbannung und Todesstrafe der libertins oder athées gefordert. 1619 wurde zu Toulouse der Neapolitaner Lucilio Paniini verbrannt, der in seinem Buche über die Geheimnisse der „Königin und Göttin Natur“ (1616) die pantheistischen Lehren Giordano Brunos († 1601) wieder aufgenommen und ein förmliches Lehrbuch der Unkirchlichkeit geschaffen hatte.

Während die Renaissance sich begnügte, ihre naturphilosophische Philosophie auf Lukrez zu gründen, ging der südfranzösische Geistliche Pierre Gassendi (1592 bis 1655) auf Epikur zurück und ward so zum Erneuerer der materialistischen Weltanschauung im Abendland. Gassendi ist ein gelehrter Physiker, ein Mann des Experiments, dem die Wissenschaft mancherlei Entdeckungen verdankt. 1641 berief ihn Richelieu als Professor nach Paris, und hier waren Molière und Cyrano seine Schüler. Er hatte 1624 eine Schrift gegen die aristotelische Philosophie geschrieben. 1643 griff er in wütiger, seiner Art den Idealismus Descartes' an. Seine philosophischen Hauptschriften sind erst nach seinem Tode veröffentlicht worden. Er erklärte die organische Welt als aus der Bewegung von Atomen hervorgegangen, fasste die Seele als materiell und lehrte die Moral Epikurs, deren ernste,

tiefe Züge er hervorhob. Wenn er einerseits Epikurs Physik durch die Entdeckungen der neueren Wissenschaft, z. B. des Kopernikus, ergänzte, so trug er auch den opinions générales vorsichtig Rechnung, indem er seinen Materialismus christlich aufspülte, Gott zum Herrn über seine Atomienwelt einsetzte und der epikuräischen Moral einen christlichen Mantel umhängte.

Gassendi ist der gelehrte Systematiker des Naturalismus der Renaissance. Er hat entscheidenden Einfluß auf Molière gewonnen. In Molières Komödien und Cyrano's Roman findet sein Libertinage literarischen Ausdruck.

Die Verfolgung zwang die Libertins, ihre Lehren geheim zu halten oder nur verhüllt auszusprechen. Wir haben ihre Denkweise vorzüglich in ihren Briefen zu suchen. „Wir reden keck —, wenn wir unter uns sind“, schreibt da Guillaume Patin, und intus ut libet, foris ut mos est heißt Maude's Grundsatz. Die Verfolgung richtete sich mehr gegen ihre Theorien als gegen ihre Lebensführung. „Es ist uns erlaubt, nach unserer Art zu leben, äußert sich St-Evremond, nicht aber nach unserer Art zu philosophieren“.

Der geistliche Wortführer der kirchlichen Partei im Kampfe gegen die Libertins ist der Jesuitenpater Garasse, dessen Doctrine curieuse des beaux-esprits de ce temps 1623 erschien. Im Stile der injuriösen Polemik des sechzehnten Jahrhunderts denunziert Garasse besonders einen Vertreter des Libertinage, den Dichter Théophile de Viau. Er versöhnt geschickt und verschmäht die pia frans unehrlicher Deutung nicht.

Die preziösen Salons verhalten sich dem Libertinage gegenüber ablehnend. Fräulein von Scudéry nennt es in ihren Conversations unhöflich, d'avoir une opinion particulière. Sie findet, qu'il n'est pas naturel que la pluralité se trompe und preist die Religion, die nur eine undisputierbare Meinung bekenne.

René Descartes (1596—1650) war, von Galileis Entdeckung angeregt, zu einer neuen Naturlehre (physique, wie man damals sagte) gekommen, die er in einem *Traité du monde* niedergelegt. Auf die Kunde von der kirchlichen Verurteilung Galileis 1632 wagte er es nicht, diesen *Traité* zu veröffentlichen. Er ließ 1637 unter dem Titel *Essais* drei Fragmente über Optik, Meteorologie und Geometrie erscheinen, denen er eine methodologische Einleitung vorausschickte: den berühmten *Discours de la méthode pour bien conduire la raison et chercher la vérité dans les sciences*. Mit seiner Ironie schildert er hier an der Hand einer autobiographischen Skizze, die an Montaigne erinnert, wie ihn das Schulwissen unbefriedigt gelassen habe und er ausgezogen sei, „um im Buche der Welt zu lesen“. Er sah als Soldat das Deutschland des dreißigjährigen Krieges; er reiste in Italien, lebte von 1625—1629 in Paris, zog sich dann in arbeitsreiche Einsamkeit nach Holland zurück, daß er, einem Rufe der Königin Christine folgend, 1649 verließ, um in Stockholm ein frühes Grab zu finden (1650).

Unter den methodischen Grundsätzen, die er im *Discours* lehrt, steht im Vordergrunde der, daß nur das als wahr anzunehmen sei, was dem strengen, sichtenden Urteile der Vernunft scharf und über alle Zweifel erhaben sich

darstelle. Descartes lehrt damit die Unerlässlichkeit vernünftigemäßer Erkenntnis: er setzt die Vernunft zur Herrscherin des Erkennens ein. So legt auch er die Axt an die Wurzel des Autoritätsglaubens. Zugleich aber lehrt er auch, daß die spekulativen Erkenntnisse die Bürgschaft der Wahrheit in sich selbst trage. Er eliminiert gleichsam die Kontrolle der Spekulation durch die Tatsachen (durch das Experiment). Der Gedankenbau, den die Spekulation errichtet, entspricht nach ihm der Wirklichkeit. Descartes ist Mathematiker und legt sich den Bau des Universums mit mathematischen Deduktionen zurecht. Er macht die Spekulation zum Forschungsprinzip und schätzt das Experiment gering. So kommt er dazu, klar zu erkennen, daß des Menschen Wesen das Denken ist: cogito, ergo sum, und weiter zu deduzieren, daß ein rein geistiger, über der Welt stehender Schöpfer da ist, der dem Menschen mit der Denkkraft eine gewisse Summe von übersinnlicher Erkenntnis (des idées innées) gegeben hat. Er erklärt den Menschen als aus Materie und Geist zusammengesetzt (Dualismus). An diese idealistische Metaphysik schließt er dann zu unserer Überraschung eine Naturlehre an, die wesentlich materialistisch ist. Er erklärt die Natur als das Produkt von Bewegung und unterwirft dieser mechanischen Erklärung sowohl die organische als die inorganische Welt, zwischen denen er nicht unterscheidet. Die Tiere sind ihm bloße Maschinen. Auch die psychischen Erregungen, das Triebleben des Menschen setzt er in engen Zusammenhang mit Vorgängen des leiblichen Organismus und stellt sie als Erscheinungen eines biomechanischen Prozesses dar (*Traité des passions*,

posthum, 1650). Wenn La Mettrie hundert Jahre später auch den Menschen als eine Maschine erklärt (*L'homme machine*), so beruft er sich mit Recht auf Descartes' Naturlehre, deren letzte Konsequenz er zieht, während Descartes' Materialismus vor der Denkfähigkeit des Menschen Halt gemacht hat. Dieser idealistische Zug der Descartes'schen Lehre hat ihr viele Sympathien zugeführt und erhalten.

In seinen metaphysischen *Meditationes* (1641) und in den *Principia philosophiae* (1644) hat Descartes seine Lehre gegen Angriffe verteidigt und ausführlicher dargelegt. In posthumen Schriften tritt namentlich seine mechanische Naturauuffassung hervor, über welche die Kirche erschrockt. Rom setzte sie auf den Index — *donec corrigantur* (1663).

Die Offenbarung hat Descartes ausdrücklich anerkannt, ohne sie indessen mit seinem System in innern Zusammenhang zu setzen; er ist Katholik aus Gewöhnung wie Montaigne. Wie dieser glaubt er, daß man sich den Gesetzen und Gewohnheiten eines Landes unterziehen müsse, und tadelst die humeurs brouillonnes et inquiètes unberufener Neuerer. Sittlichkeit ist nach Descartes eine Form der intellektuellen Bildung. Seine Moral ist rein irdische Lebensweisheit. Montaignes Einfluß ist unverkennbar.

Er schreibt seinen *Discours* französisch und nicht lateinisch, weil er sich nicht an solche wende, die an die Autorität des Altertums glauben, sondern an solche, die mit Hilfe unserer natürlichen Vernunft urteilen. Descartes ist ein Vulgarisator der Philosophie. Er appelliert an Lebenserfahrung und gesunden Menschenverstand, den alle in gleichem Maße besäßen. Er rückt die Philosophie in

den Bereich des honnête homme. Er ist kein Freund historischer Studien, hat keine Sympathie für das Altertum. Auch er ist ein „Moderner“. Er glaubt an den Fortschritt vernunftgemäßer Erkenntnis, an die Verbesserungsfähigkeit der menschlichen Arbeit und des Menschen selbst (*l'idée du progrès*).

Seine Darstellungsart ist lichtvoll, frei von Pedanterie und schwerfälligen Schulausdrücken. Doch ist sie etwas farblos. Seine Sätze sind langatmig. Dieses erste französisch geschriebene Buch philosophischer Spekulation steht noch im Banne des Latinismus.

Descartes' System ist in seiner fühlten Stellung gegenüber der Religion und in seiner mechanischen Naturerklärung dem Libertinage verwandt; in seiner Metaphysik schlägt es die Brücke zur herrschenden Glaubenslehre. So nimmt es eine mittlere Stellung ein und wurde einerseits von beiden Seiten in Misspruch genommen, andererseits von beiden bedrängt: hier von Gassendi, dort von den Jesuiten, Gallikanern und Jansenisten.

Zur Herrschaft gelangte es in den französischen Schulen erst zu Ende des Jahrhunderts, ungefähr zu der Zeit, da seine wissenschaftliche Unhaltbarkeit erwiesen war.

In der Literatur hat der Kärtesianismus eine doppelte Spur zurückgelassen: als eine der Autorität des Altertums feindliche Lehre hat er die modernes in ihrer Auflehnung gegen die sogenannten anciens unterstützt und die Idee des progrès genährt. Dann hat er durch seine Entseelung der belebten Natur und durch seine gradlinige, mathematische Auffassungsweise (*l'esprit géométrique*, rühmt Fontenelle) dazu beigetragen, die Literatur von der liebe-

vollen Betrachtung dieser Natur abzudrängen und sie daran gewöhnt, den Menschen losgelöst von Ort und Zeit gleichsam als Gegenstand abstrakter Deduktion zu behandeln. Der Kartesianismus steht in engem Zusammenhang mit dem rationalistischen Charakter der zeitgenössischen Ästhetik. Er ist weder der Poesie hold, noch geschichtlichen Studien freundlich.

Die Bestrebungen einer Reform des christlichen Lebens innerhalb und außerhalb der Kirche trugen mehrfache literarische Frucht in Erbauungsbüchern für Laien und Unterweisungsschriften für Geistliche. Langsam machte sich die geistliche *B e r e d s a m f e i t* vom Pedantismus der Bergliederung, der Sucht figürlicher Erklärung, vom mythologischen Zierat und der burlesken Vertraulichkeit frei, indessen nicht ohne für einige Zeit auch vom modischen Getue der *Preziosität* angesteckt zu werden.

Zu denen, welche die vorbildliche Reinheit christlichen Glaubens und christlicher Lebensführung in den ersten Jahrhunderten der Kirche suchten, gehörten der Flämänder *C o r n e l i u s J a n s e n* und der Gasconier *J e a n Du Vergier de Hauranne*. Ihr gemeinsames theologisches Studium an der Universität Löwen hatte sie auf *A u g u s t i n u s* geführt, in dessen strenger Doktrin, insbesondere von der Prädestination, der Natur der göttlichen Gnade und der Verdienstlosigkeit der Menschen, sie die Wahrheit erkannten. Jansen ward Bischof von Ypern in Belgien und setzte die Arbeit seines Lebens an die ausführliche Darstellung der augustiniischen Lehre, deren umfangreiches, Augustinus überschriebenes Manuskript er bei seinem Tode hinterließ. De Hauranne wurde Abt von

Saint-Cyran (Indre), dessen Namen er fortan trägt. Seit 1620 trat Monsieur de Saint-Cyran in nähere Beziehung zu der zahlreichen Familie des jüngst (1619) verstorbenen Jesuitengegners Arnault, einer Schar hervorragender Menschen, die als Schriftsteller, als Beamte, Offiziere und Priester in weitverzweigten, einflußreichen Verbindungen standen und denen strenge Lebensführung und räsonnierende Art große Familienähnlichkeit verlieh. Angélique Arnault war die Oberin eines Jüterzienjерinen-Klosters, Port-Royal, und vom Eifer kirchlicher Reform erfüllt. Saint-Cyran lenkte diesen Eifer in die Bahn der Lehren des Augustinus, nachdem 1625 das ländliche Kloster (Port-Royal des Champs) wegen seiner ungesunden Lage aufgegeben und in der benachbarten Hauptstadt ein neues Haus (Port-Royal de Paris) bezogen worden war. Der Einfluß Saint-Cyrans wuchs; er wurde seit 1636 zum förmlichen Direktor von Port-Royal und nun wuchs auch der Ruhm des sittenstrengen Klosters und seiner Lehren. Aufsehen erregende Beitrittserklärungen hervorragender Männer, besonders aus der Magistratur, folgten. Port-Royal bevölkerte sich mit glaubenseifrigen Einsiedlern (solitaires). Auch hier ging die Familie Arnault voran. Richelieu witterte politische Gefahr. Saint-Cyran wurde eingekerkert (1638) und die solitaires aus Paris verwiesen (première dispersion). Sie wandten sich nach Port-Royal des Champs.

Im weiteren Verlauf des Kampfes verschwindet der politische hinter dem kirchlichen Konflikt und treten dogmatische und moraltheologische Differenzen in den Vorder-

grund. Der Streit entbrannte um die Lehre von der Gnadenwahl und die Kasuistik des Beichtstuhls.

Seit mehr als einem Jahrtausend dauerte in der Kirche der Streit um das Maß des freien, verantwortlichen Willens des Menschen und seines eigenen Verdienstes am ewigen Heil. Hatte Augustinus dieses Verdienst geleugnet und als einzige Quelle des Heils die göttliche Gnadenwahl (*gratia efficax*) erklärt, so hatte sein Zeitgenosse Pelagius den freien Willen verteidigt, die Erbsünde verworfen und folgerichtig die Notwendigkeit der übernatürlichen Erlösung bestritten (*l'inutilité du Christ-Dieu*). Der Jesuitenorden vertrat, seinem Lehrer Molina folgend, eine Vermittlungstheorie (Semi-pelagianismus). Andere, besonders die Dominikaner, befauten sich zur strengerer Auffassung des heiligen Thomas. Molinisten und Thomisten bekämpften sich in der Sorbonne, und der Papst verbot 1608 Veröffentlichungen über das heikle Thema. Trotzdem erschien 1640 der Augustinus adversus Pelagianos des verstorbenen Jansen. Zum päpstlichen Tadel des Buches (1642) gesellte sich die Kritik durch die Sorbonne, in welcher Molinisten und Thomisten einig gingen. Der Theologe Antoine Arnauld, Angélique's Bruder, fasste 1643 in einer gegen das Empfangen des hl. Abendmahls gerichteten Schrift (*Traité de la fréquente communion*) den Inhalt des Augustinus gemeinverständlich zusammen. Die Sorbonne resümierte ihn ihrerseits in fünf Säzen, die sie als feierlich dem Papste vorlegte. Zu dieser Polemik wird von den Gegnern der Name Janséniste erfunden. Nach langen Verhandlungen verdamnte Innocenz X. (1653)

die *inq propositions*. Als die Jansenisten die päpstliche Entscheidung erkannten (*question de droit*), aber erklärten, daß die verurteilten Sätze im Augustinus gar nicht enthalten seien (*question de fait*), da behauptete 1654 eine päpstliche Bulle ausdrücklich deren Authentizität. Hierin, in der *question de fait*, meinten die Jansenisten, sich nicht unterwerfen zu sollen, da sie unmöglich in den Entscheidungsbereich des Papstes fallen könne. Im übrigen erkannten sie den Papst, die Sakramente und die Institutionen der katholischen Kirche an, innerhalb deren sie zu bleiben erklärten. Gewiß stehen sie durch ihre Lehre von der Gnadenwahl und durch die Strenge, womit sie das Christentum nicht bloß als äußeres Zeremoniell, sondern als eine Gesinnungs- und Lebensweise auffaßten, den Calvinisten nahe. Doch leugneten sie leidenschaftlich jeden Zusammenhang mit ihnen und bekämpften sie.

Die Kasuistik, d. h. die Grörterung der Gewissenszweifel im Falle eines Widerstreites der Pflichten (durfte Dreß den Tod des Vaters an der ehebrecherischen Mutter rächen?) war schon von den antiken Moralphilosophen, besonders den Stoikern angebaut worden. Vor den christlichen Priester traten solche Fragen im Beichtstuhl, und diese Kriminalistik des Beichtstuhls wurde namentlich von den (spanischen) Jesuiten gepflegt. Sie waren hier Autorität. Der Versuchung, die verwinkelten und bunten Konfliktfälle der Wirklichkeit durch phantasievolle Erfindungen zu überbieten, widerstanden sie nicht. So kompromittierten sie die Kasuistik in ihren lateinischen Folianten durch Subtilitäten, besudelten sie durch Unsauberkeiten und entwürdigten sie dadurch, daß sie, um

die Herrschaft über die Menschen sich zu sichern, nicht nur der leichten Weltmoral, sondern oft auch dem baren Eigen-  
nutz, gegenüber den Forderungen des Christentums, zum  
Recht verhafsen. Mit Hilfe von Grundsätzen wie dem des  
„geistigen Vorbehalt“<sup>1</sup>, der „Lenkung der Absicht“ und  
von Lehren wie der, daß man zwischen zwei sich wider-  
streitenden Meinungen die völlig freie Wahl habe, sobald  
jede derselben von einem anerkannten Theologen einmal  
verteidigt und dadurch probabel gemacht worden sei,  
gelangten sie nicht selten zu ganz verwerflichen Ent-  
scheidungen. Der Vorwurf, daß sie die christliche Moral  
billig machten (morale aisée, relâchée) wurde gegen sie  
erhoben, und im Jahre 1643 erschien aus jansenistischen  
Kreisen die anonyme Schrift *Théologie morale des Jésuites, extraite fidèlement de leurs œuvres*, die Antwort  
und Gegenantwort hervorrief.

So hatten die Jansenisten 1643 zwei scharfe Angriffe  
gewagt mit Arnauld's Buch über Augustinus und mit  
dieser Théologie morale. 1643 ist ein Schicksalsjahr für  
sie geworden. Es waren nach Richelieus Tode (1642)  
freiere Zeiten gekommen, und die hatten sie wahrge-  
nommen. Saint-Chran hatte das Gefängnis verlassen  
können. Doch starb er kurz darauf. Sein Nachfolger  
Antoine Singlin besaß keinen Glaubenseifer und  
keine Seelenkunde. Die solitaires begannen sich mit  
Jugendunterricht zu beschäftigen. Ihre Schulen (petites écoles, seit 1636) blühten in Paris und in Port-Royal  
des Champs, und deren Leiter Antoine Arnauld,  
Nicole, Lancelot, De Saci verfaßten eine  
Reihe trefflicher Lehrbücher für den philosophischen,

sprachlichen und mathematischen Unterricht, in welchen sie in der klaren Anordnung und Zerteilung des Stoffes Descartes'sche Methode befolgten. Auch darin zeigten sie Cartesius' Art, daß sie den Bann des Lateins brachen und die Muttersprache im Unterricht pflegten. Messieurs de Port-Royal erwarben sich hohen schriftstellerischen Ruf in religiöser Dichtung und Prosa, in der Kunst des Briefschreibens und des Übersezens.

Die Verdammung der fünf Sätze durch Rom stempelte die Jansenisten zu Kettern (1654). Man verweigerte ihnen die Sakramente. Arnauld protestierte in offenen Briefen. Diese wurden von der Sorbonne unter der Führung der Jesuiten für ketzerisch erklärt. Die Leidenschaft des Streites war aufs höchste gestiegen; Arnaulds Ausstoßung aus der Fakultät stand bevor.

Da wandte sich dieser an einen jungen Gesinnungsgenossen, der seit 1654 wiederholt längeren Aufenthalt in Port-Royal genommen, an Blaise Pascal (1623—1662).

Pascal war damals ein berühmter Mann. Ein Wunderkind, übrigens kränklich, hatte er schon mit 16 Jahren eine grundlegende Arbeit über die Regelschnitte geschrieben und kurz nachher den Gedanken einer Rechenmaschine gefaßt und ausgeführt. Durch Toricellis Erfindung des Barometers veranlaßt, hatte er aufschenerregende Versuche über den Luftdruck gemacht (1648). Pascal war ein streitbarer Forscher und huldigte kartesianischen Grundsätzen. Im einleitenden Bruchstück einer physikalischen Abhandlung dieser Jahre (*Fragment d'un traité du vide*) erklärt er die Vernunft als die einzige Gebieterin der

Wissenschaft: „Autorität ist hier völlig unnütz, die Vernunft allein beherrscht hier die Erkenntnis.“ Diese Vernunft führe zu stetem Fortschritt, sagt auch er. Die Wissenschaft wachse von Tag zu Tag, und wir seien den Alten darin so überlegen, daß wir vielmehr die Alten und sie die unerfahrenen Neuen zu heißen verdienten, ein Wort, das sich übrigens im Altertum schon bei Augustinus und im Mittelalter bei Roger Bacon findet. „Beschränken wir also“, verlangt Pascal, „die Verehrung, die wir für die Alten haben!“ Die übersinnliche Erkenntnis entzieht Pascal ausdrücklich der Vernunft und stellt sie unter die Herrschaft der biblischen Autorität. Denn Pascal ist aus frommem Hause und selbst von kirchlichem Eifer beseelt. Die Krankheit des Vaters hatte 1646 einen jansenistischen Arzt ins Haus geführt. Mit seiner jüngeren Schwester Jacqueline war Blaise heftig vom Geiste der neuen Lehre erfaßt worden; doch hatten Leben und Wissenschaft vorläufig noch Recht behalten. Eigene schwere Erkrankung und der Tod des Vaters führten zu neuem Aufbrechen religiöser Stimmungen, deren Zeugnisse wir in weltabgewandten Briefen, in der Prière pour le bon usage des malades und darin finden, daß Pascal 1647 eifrig an dem Alatsch sich beteiligte, der einen Pfarrer wegen Heterodoxie vor die geistlichen Behörden brachte. Doch siegte jeweilen der „köstliche und schuldvolle Genuss der Welt“, dessen Echo wir im Discours sur les passions de l'amour hören, wenn dieses Stück Gedankenlyrik wirklich von Pascal stammt. Seine epochenmacheende Arbeit über die Theorie einer hydraulischen Presse (1653) zeigt seinen wissenschaftlichen Eifer.

Dann folgt seine endgültige Bekehrung, über welche verschiedene Sagen gehen. Laut einem Schriftstück, das auf seiner Leiche gefunden wurde, hatte er in der Nacht des 23. Novembers 1654 eine zweistündige Vision. Unter Tränen und Jubel schwor er die Welt ab und wandte sich Christo zu. Er zog sich zu längerem Aufenthalt nach Port-Royal zurück. Sein Entretien avec M. de Saci sur Epictète et Montaigne (1655), dessen Niederschrift wir einem andern solitaire verdanken, zeigt uns seine Denkart: „Montaigne“, heißt es da, „hat nicht seinesgleichen, wenn es gilt, die Selbstüberhebung derer zu Schanden zu machen, die sich an persönliche Meinungen hängen“.

Am 23. Januar 1656 erschien Pascals erster offener Brief zur Verteidigung Arnaulds gegen die Jesuiten der Sorbonne. Er war als Lettre écrite à un provincial par un de ses amis betitelt. Sechs Tage darauf erschien der zweite, im Februar der dritte und vierte Brief. Während der nächsten fünf Monate folgten sechs weitere. Der erste bis sechzehnte sind nicht mehr an den Provinzialen, sondern direkt an die Révérends Pères Jésuites gerichtet, auf deren Gegenschriften sie antworten (August bis November). Im Januar und März 1657 erschienen die beiden letzten Briefe. An seinen Freunden, besonders an Nicole, hatte Pascal hilfsbereite Mitarbeiter. Die fliegenden Blätter, petites lettres, wie sie im Publikum hießen, erregten einen ungeheuren Sturm. Die Auflage stieg auf 10,000 Exemplare. Verfasser und Drucker wußten sich, allgegenwärtig und unauffindbar, den Nachforschungen der rachesschnaubenden Gegner zu entziehen.

Diese etwas uneigentlich Les Provinciales geheißenen

offenen Briefe zerfallen in drei Gruppen. Brief I—IV behandelt den Fall Arnauld und die dogmatische Frage der Gnadenwahl. Brief V—XVI erörtert die Askeseistik der Jesuiten. Brief XVII und XVIII kehren zum dogmatischen Thema zurück und verteidigen die Jansenisten gegen den Vorwurf der Rehgerei. In der moralischen wie der dogmatischen Grörterung zeigt Pascal in gleicher Weise seine stilistische Meisterschaft, die Schärfe seiner Logik und die hohe Kunst des Aufbaus. Aber die moraltheoretischen Teile fesseln uns heute mehr, und in ihnen liegt auch der Schwerpunkt der Wirkung der Briefe.

Die „billige Moral“ der Beichtstuhskriminalistik deckt Pascal in einem singierten Zwiespräch mit einem Jesuitenpater auf. Die Szene (Brief V—X) ist voll natürlicher Belebtheit, voll dramatischer Kraft, spannend, trotz des Apparats gelehrter Zitate, der mitgeführt werden muß, und den Pascal hauptsächlich der Streitschrift von 1643 (*Théologie morale des Jésuites*) entnimmt. Er ist unerschöpflich in der Mannigfaltigkeit seiner Töne, seiner Wendungen, bald ernst, bitter, leidenschaftlich, bald heiter lachend, weltmäßig fühl. Hier rollt sein Wort, wie das Bosquets, dort spielt er mit den Gegnern, und indem er ihre Argumente in Nichts auflöst, zerstääbt sich auch seine Rede in prickelnde Neckereien. Scharfes helles Licht liegt über dem Ganzen. Plastisch sind Satz und Ausdruck in ihrer kunstvollen Natürlichkeit. Pascals hohe Kunst ist frei von puristischer Kleinkrämerei und preziöser Stilistik.

Er traf seine Gegner aufs empfindlichste. Ihre injuriösen Antworten haben nichts ebenbürtiges. Sie werfen

ihm vor, daß er sie verleumde, indem er unehrlich zitiere; daß er die heiligen Dinge lächerlich mache und sie entweihe, indem er sie vor ein urteilsloses großes Publikum zerre. Unzweifelhaft ist Pascal in seinen Anklagen oft ungerecht und übertreibend; das bringt die Polemik mit sich. Aber er ist kein Verleumder. Er hat seinen Gegnern vielmehr manches geschenkt; denn die schlimmsten Dinge der Kästuiistik hat er nicht herangezogen. Zitiert er gelegentlich etwas ungenau, übersetzt er den lateinischen Wortlaut bisweilen mit mehr Ironie oder weniger Einschränfung, als der Zusammenhang des Originals verlangte, so ist doch nirgends eine absichtliche Unehrlichkeit nachzuweisen. Er erwidert, daß er nicht die heiligen Dinge, sondern unwürdige Träger derselben lächerlich mache. Er verteidigt sich, wie der Verfasser des Tartuffe tun wird. Aber religiöse Dinge haben eben das eigentümliche, daß sie leicht in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn der Spott sich gegen ihre Träger richtet. Und so wird Pascals Verteidigung so wenig wie die Molieres alle beruhigen. Daß er, was für den Beichtiger geschrieben worden, dem Laienpublikum (*le monde*) denunziert hat, ist ein Akt moralischer Hygiene gewesen. Ob man eine Sünde begeht, wenn man Bücher treibt, oder dem reichen Vater um des Erbes willen den Tod wünscht, das sind Fragen, bei denen *le monde* mitreden darf. Hierin liegt die große Bedeutung der *Provinceiales*. Die Kirche begriff sie. Schon 1656 sprach sich die Geistlichkeit von Rouen und Paris gegen die Ausschreitungen der Kästuiistik aus; 1665 und 1679 verdamnten sie die Päpste; 1682 und 1700 zog sie Bossuet vor den gallikanischen Klerus

und setzte ihre Verurteilung durch. Nicole brachte die *Provinciales* in kommentierter lateinischer Übersetzung dem gebildeten Europa zur Kenntnis (1658). Der Orden Jesu erlitt eine moralische Einbuße, von der er sich nicht wieder erholt hat. Die moralische Macht des Jansenismus hat seine Dogmatik weit überdauert.

Zwei bedeutungsvolle Ereignisse traten während der Veröffentlichung der *Provinciales* ein: die Verfolgung der Jansenisten begann von neuem (seconde dispersion, 1656), und eine Nichte Pascals wurde durch ein Wunder des heiligen Dorns von Krankheit geheilt. Diese Verfolgung stellte auch Pascal neue Aufgaben, und dieses Wunder, das den Spott der Libertins erregte, erweckte in Pascal den Plan, eine Apologie des christlichen Glaubens gegen diese Libertins zu schreiben. Die geplante Fortsetzung der *Provinciales* wurde aufgegeben. Pascals religiöser Eifer war aufs höchste gestiegen, während schmerzvolle Krankheit seinen Körper zerrüttete. Er fühlte, wie früher, in diesen Leiden des Himmels Nähe. Er schürte sie durch Kasteiung; er enthielt sich der Beweise brüderlicher Liebe und tadelte die Lieblosungen, die seine Schwester von ihren Kindern annahm. Sein Geist betrat den Weg, der zum religiösen Wahns der alten „Athleten Gottes“ führt. Und doch kehrte er in schlaflosen Nächten noch einmal zur Wissenschaft zurück (1658) und behandelte das Problem der Radlinie, deren öffentliche Erörterung ihn in einen Streit mit einem Jesuiten verwickelte, wobei die Leidenschaftlichkeit sein Urteil trübte. 1660 wurden die petites écoles aufgehoben und im folgenden Jahre die solitaires zum dritten Mal ausgetrieben.

Pascal kam nach Paris, und hier starb er im Sommer 1662.

In seinem Nachlasse fanden sich auf fliegenden Blättern gegen 900 einzelne Notizen zu der geplanten Verteidigung des Christentums. Vom Werke selbst war keine Zeile geschrieben. Seine Gesinnungsgenossen, mit denen er wiederholt von der ganzen Anlage des Buches gesprochen, unternahmen es, aus dem Wirral der Materialien den Bau zu errichten, welcher der genialen Hand des Meisters bedürft hätte. Unsicher führten sie ihn aus: *Pensées de M. Pascal sur la religion et sur quelques autres sujets*, 1670. Manche scharfe Ecke, manches kecke Ornament fiel dabei zeitlichen Rücksichten und schließlich auch der Zensur zum Opfer. Dies lehrt der Vergleich mit dem Originalmanuskript, das die Pariser Nationalbibliothek aufbewahrt, einem Folioband, in dem Pascals Zettel von unbekannter Hand ordnungslos auf Blätter aufgeklebt sind. Neuere Herausgeber haben den Wortlaut dieser Zettel genauer wiedergegeben. Aber je nach ihrem protestantischen, katholischen oder indifferenten Standpunkt haben sie damit ihre Kombinationen vorgenommen, in welchen Pascal sich wohl weniger wiedererkennen würde als im Buch der Port-Royalisten von 1670, die seines Geistes Genossen gewesen sind. Pascals „Apologie des Christentums“ wird niemand aus dem glänzenden Trümmerfelde erstehen lassen; wir müssen uns mit dem Notbau von 1670 oder den bloßen Materialien der Handschrift begnügen.

Zwei Grundgedanken ziehen sich durch die Pensées: die menschliche Vernunft ist von unreibarer Schwäche, und die christliche Religion ist von wunderbarer Herrlich-

keit. Im Kampfe gegen die Vernunft ist sein vornehmster Bundesgenosse Montaigne. Die Wunder der Religion zeigt er auf Grund einer Auslegung des Bibeltextes, bei der seine Phantasie kein Hindernis geschichtlicher oder philologischer Kritik kennt. Diese Religion ist dem Verstande unsägbar, ihre Wunder sind unbegreiflich: „die Dunkelheit unserer Religion beweist ihre Wahrheit“. Im Widerstreit zwischen Glauben und Denken schlägt sich Pascal auf die Seite des Glaubens, des bald angsterfüllten, bald jubelnden Herzensglaubens, und geht in unerbittlicher Folgerichtigkeit so weit, daß menschliche Denken so gering zu schätzen, daß er in der Vernunftwidrigkeit des Wunders den Beweis seiner Wahrheit sieht: *Credo quia absurdum*. Er schwelgt förmlich in der Aufdeckung solcher Vernunftwidrigkeiten. Pascals Skeptizismus ist nur eine Form und Waffe seines inbrünstigen Glaubens: die Vernunft führt zur Verzweiflung, und diese führt zum Glauben. Es gilt, im Menschen die Überzeugung von der eigenen Beschränktheit zu wecken, dann wird er, eine reife Frucht, in den Schoß des Glaubens fallen. „Geht hin, tut als ob Ihr glaubet, nehmt Weihwasser, hört die Messe u. s. f. Das wird Euch dummi machen (vous abêtira) und Euch auf natürliche Weise zum Glauben führen.“ Glauben ist die große Angelegenheit unseres Daseins. Die Ideen des ehemaligen Kartesianers Pascal haben sich verschoben. Hatte früher das wissenschaftliche Interesse dem Glaubensinteresse die Wage gehalten, so ist es jetzt völlig zurückgetreten. „Ich denke, man soll die Meinung des Kopernikus nicht weiter verfolgen.“ Der optimistische Gedanke des menschlichen Fortschritts ist dem

nefischem Pessimismus gewöhnen. Am Menschen ist alles erbärmlich, seine Vernunft, seine Natur. Seine einzige Güte ist, daß er, ein entthronter König, dieser Erbärmlichkeit sich bewußt ist.

Diese strenge jansenistische Weltanschauung hat in Dantreis den statthaussmus lange in Schach gehalten und in der Literatur viele Spuren zurückgelassen, nicht nur bei Männern jansenistischer Bildung wie Racine, sondern auch bei Geistlichen wie Bourdaloue und Bossuet und Weltleuten wie La Rochefoucauld. Sie bildet den vollständigen Gegensatz zur Weltanschauung der Renaissance, deren Naturevangelium und Individualismus sie die mittelalterliche Lehre von der Sündhaftigkeit der Natur und von der Autorität in neuer Formulierung entgegenstellt. Die Krankheit ist für Pascal der natürliche Zustand des Christen. Heidisch erscheint ihm das *Mens sana in corpore sano*. Er erklärt das Ich als hässlich wert (*Le Moi est haïssable*). In ihm hat die rückläufige Bewegung ihren Höhepunkt erreicht und einen Ausdruck von unvergleichlicher Mächtigkeit gefunden. Die Logik des Philosophen, die Erregung des Peters, die Phantasie des Poeten vereinigen sich in den sprachgewaltigen Bruchstücken dieses Prosagedichtes, um den Leser nicht sowohl zu gewinnen, als gleichsam zum Kriegsgefangenen Gottes zu machen.

Wie in der herrschenden Literatur die Autorität an Stelle des Individualismus tritt, mag das Beispiel Balzacs zeigen. Er gehörte in seiner Jugend zu den Kreisen der Libertins. Mit Théophile de Viau hatte er 1615 eine Reise nach Holland gemacht. Gern wäre er in den Dienst

der Republik — auch um den Preis eines Glaubenswechsels — getreten. In kritischen Zeiten verleugnete er dann Théophile feige (1623). Er warf sich zum Hüter der Autorität auf, wobei ihm die Erinnerung an die holländische Reise wiederholt sehr unbequem wurde. Er schwor alle opinions particulières ab und erklärte, daß „wie ein Wassertropfen leichter verdirst als der ganze Ozean, die persönlichen Meinungen nie so gesund sein können, wie die Meinungen der Allgemeinheit.“ In predigtähnlichen Abhandlungen verwandte er seine pompöse Rhetorik auf die Darstellung der Gemeimplätze christlicher Unterweisung (Socrate chrétien in zwölf Discours, 1652).

Auch auf anderen Gebieten der Literatur tritt die Autorität dem Renaissancegedanken entgegen.

Jene Fableleien vom trojanischen Ursprung und der biblischen Genealogie der Franken, mit welchen die Forschung des sechszehnten Jahrhunderts aufgeräumt zu haben meinte, werden von der Geschichte schreibung von neuem aufgenommen. Scipion Duplessy tadelst in einer prahlrißchen Vorrede (1619) die Schwächen seiner Vorgänger, aber er nimmt — obwohl „il y a peu d'apparence en de telles fictions“ — ihre genealogischen Märchen wieder auf und stützt damit seine „Allgemeine Geschichte Frankreichs“ (1621 ff.) romanhaft und rhetorisch im Dienste des Absolutismus zu. Th. Blaïs führt in seiner Histoire généalogique des rois de France (1630) die französischen Könige auf Adam, ja auf Gott selbst zurück — „des ignorants et des médisants seuls pourraient en douter.“ Diese Fableleien

werden zu politischen Dogmen des Absolutismus. Die Wissenschaft, die sie bekämpfte, gilt als aufrührerisch. Des alten Pasquier gelehrte Recherches sind verpönt. Der Fall Ch. Sorels ist typisch: Als Sorel 1628 in seinem *Avertissement sur l'histoire de la monarchie française* alle Angriffe wieder auffrischte, welche die Forschung des sechzehnten Jahrhunderts gegen die leichtgläubige und rhetorische Geschichtsschreibung erhoben hatte, wurde er verwarnt. Er richtete an Richelieu einen Brief voller Entschuldigungen und Versprechungen, reinigte sein Avertissement und schrieb seine *Histoire de la monarchie française depuis Pharamond* (1629 bis 1633) wie die andern. Dafür folgte er seinem Onkel Ch. Bernard 1636 im Amt als historiographe de France und ward einer der vielen offiziellen Geschichtsschreiber, welche die Aufgabe hatten, die Person des Königs zu verschönern und im Staube der Archive oder im Lärm des Feldlagers neue Rechtstitel des Absolutismus zu konstruieren.

Schon im sechzehnten Jahrhundert sehen wir die Stimmung beginnen, die sich gegen die individuellen Freiheiten der gelehrten Spracherneuerer wendet. Ihr leiht, nach 1600, Malherbe sein autoritäres Wort. Dann bildet sich eine grammatische Literatur, welche diese Stimmungen und Auflerungen programmatisch formuliert. Die sprachliche Diskussion hört auf, ein Vorrecht der Gelehrten zu sein, und wird vor das Forum der Gebildeten, besonders auch der Damen, gezogen. Die Schriftsprache wird der freien Behandlung des Einzelnen entrückt und bis ins Detail fest bestimmt. Die Autorität

der *opinion générale* tritt an die Stelle der Freiheit der *opinion particulière* in sprachlichen Dingen.

Berühmten Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts wird der Prozeß gemacht. Ein *D'Audigier* korrigiert 1609 Amyots *Théagènes et Charieléa*. *Mézière* weist in seinem *Discours de la traduction* (1635) demselben Amyot zweitausend Irrtümer und Sprachwidrigkeiten nach. Im nämlichen Jahre sieht Mademoiselle *de Gournay* sich gezwungen, in einer Neuauflage der *Essais Montaignes* Ausdrücke zu ändern, „qui semblaient un peu revêches au goût de quelques douillets du siècle“, und 1637 erscheint bei Serch ein geradezu verstümmelter Montaigne. Der Grammatiker *A. Oudin* lehnt es in seiner *Grammaire française rapportée au langage du temps* (1637) ausdrücklich ab, ältere Schriftsteller zu zitieren: puisque notre langue est entièrement réformée depuis quelque temps. Die Academie folgte ihm darin, wie wir gesehen haben.

Der einflußreichste Wortführer dieser puristischen Richtung ist *Claude Faure, Sieur de Baugela*s (1585—1650) aus Meximieux in der Bresse, der, obgleich savoyischer Untertan, während vierzig Jahren in der französischen Hofgesellschaft lebte und hier, ein Leistungstreter, Sprechweise und Meinungen seiner Umgebung aushörchte. Diese letzteren denunzierte er dankbaren Neugierigen gegen Belohnung; jene offenbarte er einem dankbaren Publikum in seinen *Remarques sur la langue française, utiles à ceux qui veulent bien parler et bien écrire* (1647). In der Vorrede definiert er den maßgebenden Sprachgebrauch, *le bon ou le bel usage*, dessen

bescheidener Protokollsführer er sein wolle, als „die Sprechweise des gesunden Teiles des Hofes, insofern sie mit der Schreibweise des gesündesten Teiles der lebenden Schriftsteller übereinstimmt“. La plus saine partie de la cour ist damals ein stehender Ausdruck. Und unter „Hof“ versteht Baugelas auch „einige Personen“ der hauptstädtischen Gesellschaft (ville), die mit Hofkreisen in Verührung kommen und an deren Schliff (politesse) teilhaben. Eine dritte Autorität neben Hof und Autoren erkennt er in den Sprachkundigen (les gens savants en la langue). Die Mitarbeit des Volkes (le peuple) als „des Vertreters des schlechten Sprachgebrauchs“ wird ausgeschlossen und damit der Verjüngungsquell populärer, technischer und dialektischer Rede verschmäht. Neue Wortbildungen werden verboten. Der höfische Sprachgebrauch soll der ausschließliche Beherrscher der Sprache sein. Seinen Entscheidungen gegenüber müssen Vernunftgründe verstummen. Gegen ihn kann kein Bedauern über Sprachverlust aufkommen. Das Empfinden des Einzelnen hat sich der Mehrheit zu fügen. Wie in Dingen des Glaubens muß der Einzelne auch in Sprachfragen sich hüten, „seinem eigenen Sinn zu folgen, der immer und in jedem Ding uns verdächtig sein muß, sobald er dem allgemeinen Empfinden zuwiderläuft“. Mit dem Sprachgebrauch verhalte es sich wie mit dem Glauben: man müsse ihm blindlings anhängen, ohne Gründe der individuellen Vernunft geltend zu machen. Da, wo der „gute Uetus“ selbst schwankt (usage douteux), sollen die Sprachkundigen angerufen werden. Sie werden behutsam das Für und Wider abwägen, sich nach Analogien umsehen

und den Wohlklang befragen, um eine jachte Entscheidung zu treffen. Sprachgeschichtliche Erörterungen lehnt Baugelas ab und verkennt deshalb nicht selten den wahren Charakter der Erscheinungen, was ihn zu irrtümlichen Auffassungen, zu falschen Generalisierungen und willkürlichen Unterscheidungen verleitet. Seine grammatische Schulung ist unzureichend, seine Beobachtungen zu wenig systematisch. Die Auswahl der behandelten Probleme ist dadurch bedingt, daß er nur Sprachversehen behandelt, die sich auch bei guten Autoren finden. Hierin aber meint er wirklich vollständig zu sein. Diese Autoren jeweilen zu nennen, hält er für unsinn, und Lebe und e nennt er überhaupt nicht mit Namen. Die französische Sprache sei zur Zeit en sa perfection; deshalb sei der Zeitpunkt gekommen, ihr Regeln für alle Zeiten zu geben. Er behandelt die Sprache, besonders auch für Damen, als eine Angelegenheit des gesellschaftlichen Anstandes. Man soll auch im familiären Verkehr, ja im Umgang mit Dienstboten dem schönen Sprachgebrauch huldigen. Baugelas befolgt sein Programm mit unerschrockener Konsequenz; in den 547 lose aufgereihten Remarques über Grammatik, Aussprache, Schreibung, Synonymik, Stilistik, Rhetorik, die sein Buch bilden.

Wohl erscheint ihm die Abneigung des Hofes gegen das Wort poitrine, das wegen der Verbindung poitrine de veau in Mißachtung und außer Gebrauch gekommen sei, als töricht; wohl bedauert er das Verschwinden des „guten und schönen Wortes“ magnifier — „schade drum, doch ist der Habs thramatisch und verlangt Gehorsam“. — Am Hofe sagt man infolge einer augenscheinlichen Ver-

wechselung recouvert im Sinne von recouvré ('wieder-erlangt'): Baugelas wird mit dem Hörer sagen: *J'ai recouvert la santé.* — Die Regel der Sprachgelehrten will, daß de seinem Beziehungswort immer unmittelbar vorangehe. Also: „*l'avis de presque tous les casuistes*“ n'est pas bon et il faut que l'on écrive: „*de tous les casuistes*“. Daß der Gedanke darunter leidet, das zu erwägen, meint er, sei eigentlich nicht seine Sache. Das altfranzösische Erbe freien Sprachgebrauchs wird zugunsten der starren Regel konfisziert: dem Adverb *tout* wird vorgeschrieben, wann es e oder es annehmen soll: *der accord du participe passé* wird in Paragraphen detailliert, das sogenannte *adjectif verbal* vom *participe présent* geschieden usw., und so wird der Grund zu jenem Regelwerk gelegt, das dem Leben der französischen Sprache Schaden getan und den muttersprachlichen Unterricht zu unfruchtbaren Distanzleien gezwungen hat, gegen die heute die Unterrichtsverwaltung mühsam ankämpft.

So ward die Beschäftigung mit der Sprache zur aufdringlichen Sprachmeisterei. Das literarische Idiom wurde von einer minutiosen grammatischen Kritik eingengt, in den Schnürleib höfischer Rede gezwängt und der Blutarmut überliefert.

Baugelas gab den herrschenden Anschauungen den glücklichsten unpersönlichen Ausdruck. Seine Remarques fanden eifrige Kommentatoren, und die Akademie legte sie noch 1704 wieder auf. Vergebens wies Le Baye in seinen vier Briefen an Maudé (1647) auf „die erstaunliche Menge von Redewendungen hin, die Baugelas abschaffen will“. Die von Malherbe und Baugelas

vertretene und von den preziösen Kreisen geförderte Richtung blieb Sieger. Die Grammatiker holen von nun an ihr Wissen bei Baugelas; die Schriftsteller studieren ihn. Corneille verbessert nach ihm die „fehlerhafte“ Sprache seiner Jugendverse.

Anderthalb Jahrhunderte lang wird die literarische Kritik in Frankreich den Charakter grammatischer Nörgelei und puristischer Kleinrämerei tragen, und noch heute lastet auf der französischen Schulgrammatik die engherzige und unwissenschaftliche Art dieser Sprachmeisterei.

Es war ein charakteristischer Zug der Renaissance, daß mit Palliijn, Montchretien und andern auch die Fachwissenschaft und Technik literarische Form gefunden und die Sprache dieser Gebiete literarisches Bürgerrecht sich erworben hatte. Im Purismus des starren siebzehnten Jahrhunderts ging dieses Bürgerrecht wieder verloren.

Die Gewalttätigkeit der höfischen Bevormundung der Sprache tritt mit besonderer Deutlichkeit in der Übersetzungsliteratur hervor, die, Amhotz Beispiel folgend, in ihrer Travestierung des antiken Lebens immer weiter geht. Der Text der römischen Geschichte des Florus wird in der behaglichen Übertragung des Bischofs Coefeteau (1574—1623) zur Glossé. Malherbe beruft sich in seiner Übersetzung des 23. Buches des Livius (1616—21) auf „den Geschmack des Louvre“, setzt an Stelle des speziellen und technischen Ausdrucks den allgemeinen oder die modische Metapher und ändert gelegentlich den Text des Originals, wo es den modernen Leser verlezen könnte. Er faßt seine Übersetzungsprosa

als eine Beispielsammlung zu seiner puristischen Sprachkritik auf.

Perrot d'Ablancourt (1606—64) übersetzt während dreißig Jahren Tacitus (1640 bis 50), Arrian (1646), Xenophon (1648), Cäsar (1650), Lucian (1654), Thukydides (1662) u. a. „Ich lege sie nach unserer Art zurecht“, sagt er und versteht darunter, daß er die Gedanken der Originale, wo sie ihm nicht interessant oder modern genug erscheinen, unterdrückt oder umgestaltet, daß er die Sätze, um sie harmonisch ausklingen zu lassen, mit eigenen Erfindungen und Fadheiten schmückt. So überträgt er, was Tacitus von den Germanen sagt: litterarum secreta viri pariter ac feminae ignorant mit: Man versendet und empfängt dort keine Liebesbriefe (on n'y donne et on n'y reçoit point de poulets). Dies galant aufgeputzte Altertum der Übersetzer füllte dann die Köpfe der Romanschriftsteller und dramatischen Dichter.

So wurde gewaltsam die Ursprünglichkeit unterdrückt und die Rede im Dienste einer mühelosen Gemeinverständlichkeit nivelliert. Es trat der Gemeinplatz an die Stelle der charakteristischen Eigenart. Das ist ein Grundzug des Klassizismus.

Vom Altertum bleibt dabei nur das literaturfähig, was diese modernisierenden Übersetzer und die Romanschreiber für die allgemeine Bildung als dekoratives Material retteten: Geschichte, Moral und Mythus, ein Salonaltertum, eine antiquité mondaine, deren stereotype Figuren zu förmlichen literarischen Marionetten wurden — eine Spielerei, die später Boileaus zornigen Widerspruch erfahren und überdauern wird. —

Eine politische Literatur, welche die Grundfragen des staatlichen Lebens erörterte, gibt es in dieser Zeit nicht mehr. Es gibt nur eine politische Tagessliteratur, die zu Jahrbüchern (*Mercure françois*, seit 1614) zusammengefaßt wird, Gelegenheitschriften (*livrets*), Pamphlete, die sich gegen einzelne Persönlichkeiten richten, oder Traktate, welche den Ruhm der herrschenden Staatsform verkünden. Richelieu wird viel angegriffen. Über Mazarin ergießt sich in der Frondezeit eine Flut von Pamphleten, deren Zahl fast 6000 ist.

*Balzac Le Prince* (1631) und posthumer *Aristippe ou de la cour* (1658), sowie eine Reihe politischer Briefe (*discours*) stellen das Ideal des Herrschers und seines Ratgebers dar und enthalten in glänzender Rhetorik die Gemeipläze der absolutistischen Doctrin.

Am 30. Mai 1631 erscheint, vier Quartseiten stark, unter dem Titel *Gazette* die erste französische Zeitung (Wochenblatt), ein Unternehmen des spekulativen Dr. Renaudot, der sich dabei auf das Beispiel beruft, das benachbarte Länder schon gegeben hätten. Am Schluß des Jahres vereinigt Renaudot die einzelnen Nummern durch Neudruck zu einem Bande, den er Ludwig XIII. dedizierte. Die *Gazette de France* war von Anfang an offiziös. Eine Kritik der Regierung lehnt Renaudot a lime ab: est-ce à moi d'examiner les actes du gouvernement? Sowohl Richelieu als der König selbst inspirierten nicht nur diese *Gazette*, sondern lieferten ihr Artikel. Diese Zeitungsartikel sind Ludwigs XIII. Anteil an der Literatur seines Landes.

Die Renaissance hatte auf der Spur des Altertums die Briefliteratur geschaffen. Aus ihren inhaltreichen Briefsammlungen sprach die Wissbegierde, die allen Interessen freudig sich öffnet, und Klang der Anspruch der Persönlichkeit, nach eigenem Empfinden zu urteilen. Jetzt überwiegt die Form über den Inhalt. Unter Balzacs Feder wird der Brief zum formgequälten Gemeinplatz, er wird entindividualisiert. —

So ist auf dem ganzen Gebiete des geistigen Lebens die nämliche Entpersönlichung zu beobachten. Nicht eine kräftige Individualität erscheint als die Blüte der Bildung, sondern eine glatte Soziabilität. Der Gesellschaftsmensch, der in allen Konventionen zu Hause ist, und hinter dessen äußerer Korrektheit allestanten und Ecken der Persönlichkeit verschwinden, der sogenannte honnête homme, ist das Ideal der Zeit. Der Titel eines zeitgenössischen Bade-mecums gibt seine wahre Lebenskunst also an: *L'honnête homme ou l'art de plaire à la cour* (von Nic. Faret, 1630). Er, der Saloumensch, ein Typus und nicht ein Individuum, ist der Gegenstand der Analyse für den Moralisten, den Historiker und der literarischen Kunstübung für den Dichter. Der honnête homme ist auch das Publikum der Literaten und Künstler. Er ist insbesondere die Welt der Poeten: seine Gefühle spricht die Dichtung aus, und für ihn spricht sie dieselben aus. Die Dichtung wird eine Angelegenheit gesellschaftlicher Bildung.

Forscher und Künstler werden das Opfer dieser Entpersönlichung. Pascal bezeichnet als die Hauptkrankheit des Menschen seine unstillbare Wissbegier (*curiosité inquiète*). Gegen die Forscherkrankheit der vaines curio-

sités wird sich dann auch Bossuet wenden. Sie zu heilen vermag nach ihm nur das *sacrificium intellectus*: le seul remède est de savoir se détacher de son propre sens. Dieses Opfer habe der Katholik zu bringen. In den Eingang seiner monumentalen Geschichte des Protestantismus wird Bossuet 1688 die Worte setzen: Le propre de l'hérétique, c'est à dire de celui qui a une opinion particulière, est de s'attacher à ses propres pensées, et le propre du catholique, c'est à dire de l'universel, est de préférer à ses sentiments le sentiment commun de toute l'Eglise.

Und der Verskünstler Malherbe beschränkt sich nicht darauf, gegen die Ungebundenheiten, die Zuchtlosigkeiten der Dichtung des sechzehnten Jahrhunderts zu reagieren und Auswüchse zu beschneiden, sondern er wirkte für Aufhebung jeglicher individueller Freiheit des Ausdrucks. Was die dichterische Sprache dabei an Klarheit, grammatischer Richtigkeit und rhetorischem Ebenmaß gewann, verlor sie an Farbe, Stimmung und Leben. Sie verlor jene Eigenschaften, deren die Lyrik bedarf. Die literarische Reaktion, welcher Malherbe und später Boileau ihr barsches Wort liehen, ging der lyrischen Dichtung aus Leben.

Die Dichtung des *sechzehnten* Jahrhunderts hat ihr bestes in der Lyrik gegeben; der Klassizismus des *siebzehnten* Jahrhunderts besitzt keine Lyrik. Der Klassizismus bedeutet eine Rhetorifizierung der Literatur; seine Poesie ist stilisierte Poesie. Die Strenge der rhetorischen Form und die wundervolle Stilisierung dieser Dichtung wird durch besondere Regeln geordnet und

gesichert. Die Kodifikatoren und Hüter dieses Regelapparats, dieser literarischen Auftandslehren, gewinnen eine herrschende Stellung im Reiche der Poesie. Regelfenntnis und Eloquenz bringen Dichter ruhm.

In diesem Gegensatz spiegelt sich der Widerstreit der beiden Zeitalter des Individualismus und der Autorität, die hier einander gegenübergestellt worden sind.

---

## Pierre Corneille.

Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Es war eine Zeit bewegten literarischen Lebens, als Pierre Corneille um 1630 in die Literatur seines Landes eintrat. Es gärtete überall. Lebhafte literarische Kämpfe waren im Gange oder bereiteten sich vor.

Die Renaissanceliteratur des 16. Jahrhunderts lag in Trümmern, und aus dem Chaos suchte neues Leben sich zu gestalten. Unter der Führung Malherbes war die Lyrik — oder was sich so nannte — bereits diszipliniert. Die Dramatik aber wuchs noch wild.

Die von der Renaissance geschaffene, dem Altertum nachgeahmte Dramatik, *Tрагödie* und *комедия*, sind von Anfang an nicht sehr lebensfähig gewesen. Sie blieben wesentlich Buchdramatik, und um 1625 sind sie nicht nur von der hauptstädtischen Bühne, sondern sie sind fast bis auf den Namen verschwunden. Die herrschenden dramatischen Formen waren damals *Farce*, *Pastorale* und *Tragikomödie*.

Die *Farce* diente mit ihren Derbheiten und Unsauberkeiten dem niedrigen Scherz. Eine etwas feinere Lustspielhandlung pflegte schäferlich eingekleidet und nach Arkadien oder in die französische Hirtenlandschaft des

Forez verlegt zu werden. Und die italienische Mode der dramatischen Schäferei ward so mächtig, daß die in einer phantastischen Hirtenwelt schwelgende *P a s t o r a l e* geradezu die Komödie verdrängte. *T r a g i k o m ö d i e* hieß damals ein Stück, in dessen bunter Handlung alle Stände und alle Stimmungen sich mischten, deren ungebärdige Fülle keine zeitliche noch örtliche Beschränkung duldet: das freie romantische Schauspiel, so recht das Gegenstück zur feierlichen, handlungsarmen und regelhaften Tragödie, die denn auch von ihm aus der Gunst des schaulustigen Publikums verdrängt worden war.

In der Zeit vor Corneille beherrschte der fruchtbare und bühnengewandte *A l e x a n d r e H a r d y* seit mehr als zwei Jahrzehnten das Theater. Er war ein Praktiker, der keine andre dramaturgische Rücksicht kannte als die des Erfolgs. Er dramatisierte mythologische Stoffe, Romane, Novellen in Tragikomödien und Pastoralen, deren Handlungen Jahre umfassen und deren Schauplatz zwischen „Paris, Rom und Konstantinopel“ wechselt. „Als ich anfing,“ erklärt Corneille selbst, „da leitete mich außer meinem gesunden Menschenverstand das Vorbild des seligen Hardy — der zwar fruchtbar aber künstlos war — und einiger Moderner, die eben aufzutreten begannen und die nicht regelhafter waren als jener.“ Diese „Modernen“ der zwanziger Jahre sind Racan, Jean de Mairet, Rotrou, Gombaud, Rayssiguier, Du Ryer, Georges de Scudéry, in deren aufstrebende Reihen nun Corneille tritt.

Auf der Bühne dieser Zeit herrschte noch die mittelalterliche Art der Inszenierung: sämtliche von der dra-

matischen Handlung verlangten Ortslichkeiten sind von Anfang nebeneinander dargestellt (Durtaposition). Diese kombinierte Szene vereinigt, wenn nötig, Paris, Rom und Konstantinopel (*scène à compartiments*), und der Übergang der Handlung von einer Ortslichkeit (*compartiment*) dieser „ambulatorischen Szene“ zur andern ist Sache einer Geste, eines erläuternden Wortes und weniger Schritte. Keine Pause ist nötig. Kein Vorhang braucht zu fallen. Höchstens werden gelegentlich Verstehtücke vorgeschnitten oder weggezogen, durch die ein altes Kompartiment verdeckt oder eine neue Perspektive eröffnet werden soll. Eine solche *scène à compartiments* ließ dem Autor im Wechsel des Handlungsschauplatzes völlig freie Hand. Sie verführte ihn leicht zu wildem Handlungsgemisch und bot dem Auge des Zuschauers nicht nur ein buntes, sondern auch verwirrendes Bild. Die Schaulust des Theaterpublikums liebte diese Buntheit, und der „irreguläre“ Hardy diente ihr in seinen Tragikomödien und Pastoralen gerne.

Und nun jetzt eine neue Entwicklung bei der Pastorale ein. Diese Hirtendramen, in denen die Salonn Welt (die *société polie*) mit ihrem galanten Treiben sich spiegelte, fingen an, sich zu verfeinern. Die Derbheiten Hardys treten zurück. Künstlerisches Streben macht sich, viel mehr als in der verwilderten Tragikomödie, geltend. Zu den berühmten italienischen Vorbildern wie *Tasso's Aminta* und *Guarini's Pastor fido* (1590) gesellen sich andre wie *Bonarelli's Fili di Seiro* (1607). Diese italienischen Stücke erschienen der französischen Salonn Welt insbesondere deshalb so vornehm, weil sie im eleganten

Aufbau ihrer Handlung das Maß der Tageseinheit beobachteten, wofür sie sich auf die Autorität des Altertums berufen konnten. Die gänzliche Unregelmäßigkeit der französischen Pastoralen befriedigte zwar die große Menge des Publikums, erschien aber den Salonästhetikern als unsehn und inferior. Und so erhob sich um 1628 in den Konventikeln der hauptstädtischen *société polie* die Forderung der *règle des vingt-quatre heures* — wie man sagte — als einer neumodischen Eleganz.

Das Bechikel dieser „neuen Erfindung“ bildete die *italianisierende Pastorale*.

Der erste französische Autor, der sich dieser Salontkritik beugte, war Mairé mit seiner *Silvanire* (1629). Diese Pastorale wurde in den Salons freudig begrüßt, auf der öffentlichen Bühne aber ohne Beifall gespielt. Das Publikum und die Schauspieler lehnten die Fessel der neuen Zeitregel ab. So wurde der Streit um die Regel zu einem Kampf zwischen den Salonästhetikern und der Bühne, zwischen den doctes, die sich auf Italien und auf Aristoteles beriefen, und den ignorants, die nur ihr eigenes Gefallen befragten — zwischen Theorie und Praxis.

Inmitten des heftig entbrannten dramaturgischen Streites griffen andre wie Rotrou auf die *Tragödie* von Senecas zurück und bearbeiteten sie unbekümmert um die Zeitregel. Von dieser *Seneca-Renaissance* angeregt, schrieb auch Mairé eine Tragödie, *Sophonisbe* (1634) und batte ihre einfache Handlung *dans les vingt-quatre heures*.

Der Erfolg dieser Sophonisbe schwelzte den Strom der Tragödiendichtung, der in Frankreich seit fast zwanzig

Jahren verjügt war. Von 1635—36 schrieb fast jeder der jungen Dichter sein regelrechtes Trauerspiel. Auch der irreguläre *S e u d é r n* genügte, wie er erklärte, den doctes durch einen César, um dann durch die Unregelmäßigkeit einer Didon (1637) wieder „das Volk zu befriedigen“.

Diese „regelrechten“ Tragödien beobachten aber nur die Zeiteinheit. In der Behandlung des Ortes sind sie noch frei. Es genügt ihnen, die tragische Handlung innerhalb von Grenzen zu halten, die binnen vierundzwanzig Stunden leicht durchmessen werden können, so daß die compartments, die z. B. Thronsaal, offene Halle, Gefängnis, verschiedene Gemächer bezeichnen, als in einer und derselben Stadt liegend gedacht sind.

So ist mit dem Jahre 1635—36 der Sieg der Vierundzwanzigstundenregel zwar gesichert, aber die alte kombinierte scène à compartments besteht noch weiter, wenn auch durch die Beschränkung der Handlungszeiten naturgemäß eine Vereinfachung der Handlungsszenen gegeben war. Die theoretische Forderung einer Ortseinheit (*unité de lieu*) wird von den „réguliers“ erst nachträglich erhoben, und, um auf der Bühne wirklich durchzudringen, braucht sie noch lange Jahre, so daß der Kampf um die unité de lieu noch dauert, nachdem der um die unité de temps mit dem Siege der „réguliers“ geendet hatte.

Dies sind die bühnengeschichtlichen und dramaturgischen Verhältnisse, unter denen Pierre Corneille auftrat.

Corneille ist am 6. Juni 1606 zu Rouen im Schoße bürgerlicher Wohlhabenheit geboren. Er besuchte ein

Jesuitengymnasium und studierte Jura. Er wandte sich der Verwaltung zu und kaufte 1628 zwei Ämter, die ihm ein ordentliches Auskommen sicherten. Reimen lehrte ihn, wie er selbst sagt, die Liebe. Auf ein Liebesverhältnis führt er selbst sein erstes Theaterstück *Mélite* zurück, ohne uns indessen über den Anteil von Wahrheit und Dichtung zu unterrichten. Er nennt *Mélite* eine pièce comique. Ihre Originalität besteht darin, daß sie eine verwinkelte Lustspielhandlung einerseits ohne die traditionellen Figuren der Posse und ihre rohen Scherze und andererseits ohne die pastorale Bekleidung darstellt. Von der Pastorale sind die Namen (*Tirsis usw.*) und einige Züge der Liebesromantik übrig geblieben.

Die Schäferlandschaft des Forez aber hat dem Pariser Salon Platz gemacht, wohin ja das gesamte Treiben und die zierliche Kirschneiderei der Pastorale, die Corneille getreulich befolgt, längst wiesen. Der Dichter übergab das Stück dem Schauspieler Mondorff, der eben im Begriff stand, von Rouen nach Paris überzusiedeln und der im September oder Oktober 1629 mit *Mélite* in der Hauptstadt auf das glücklichste debütierte. Der kecke Griff in das elegante hauptstädtische Leben, den der Dichter getan, gefiel. Höchstens warf man ihm einige provinzielle Vertraulichkeiten (z. B. die Küsse) und die Unkenntnis der neuen Zeitrege vor. Corneille beeilte sich, seine dramaturgische Bildung zu ergänzen und brachte 1632 ein zweites Stück zur Aufführung, *Clitandre*, das insofern eine Neuheit war, als es die Zeiteinheit mit dem buntesten Handlungsreichtum der Tragikomödie zu verbinden suchte. Die Zeitregel, so sagt der Dichter in der

Vorrede, verführe dazu, die Erzählung (den Botenbericht) an die Stelle der gespielten Handlung treten zu lassen. „Wer aber erwägt, wie sehr die Handlung den langen und langweiligen Berichten überlegen ist, wird begreifen, daß ich es vorgezogen habe, die Augen zu ergözen, statt die Ohren zu ärgern.“ Man sieht: des Dichters Neigung gilt dem Handlungssreichtum alter Hardyscher Schule.

Der Mißserfolg des sehr unglücklichen Clitandre führte Corneille zum Pariser Lustspiel zurück. *La veuve*, *La galerie du Palais* (bei den Mode- und Buchhändlerläden unter den Arkaden des Justizpalastes), *La suivante*, *La Place Royale* (das Stelldichein der eleganten Welt) folgen sich rasch von 1632—34. Corneille nennt sie, nach Mairets Vorgang, comédies. Sie behandeln in modischer gewandter Sprache galante Intrigen der vornehmsten Welt und fesselten durch diese Sprache und Aktualität das vornehme Publikum. Es sind dramatisierte Romanzenen; doch ist von Sittenbeschreibung kaum zu reden. Unter Berufung auf die Bedürfnisse der modernen Bühne sucht Corneille in seinen Vorreden der Zeitregel einige Konzessionen abzuzwingen (z. B. die fünf Alte gleich fünf Tagen zu behandeln). Richelieu wird auf ihn aufmerksam und gewinnt ihn als Mitarbeiter für sein Haustheater. Doch hat der Dichter seinen ständigen Wohnsitz noch in Rouen.

Das Tragödienjahr 1635 forderte auch von ihm ein Opfer: *Médée*. Er entlehnzt Einzelheiten (z. B. den romantischen Drachenwagen) bei Euripides, folgt aber im wesentlichen der rhetorischen Medea des Römers Seneca.

Seine Tragödie ist ein dramatisiertes Klagespiel der verlassenen Medea, eine Deklamation über ihre Zauberrache an Kreusa und Jason, der als ein unsagbar elender Kerl erscheint. Neben der Liebe Jasons für Kreusa geht die des Königs Aegeus zur nämlichen Schönen her, und diese unglückliche Erfindung des Romödiendichters Corneille wird zur ergiebigen Quelle galanter Trivialitäten, die den tragischen Stoff entstellen. Zwischen Salouredensarten und übertriebenem Pathos schwankt Corneille hin und her und schafft ein sehr unerfreuliches Stück.

Die Illusion comique (1636) ist ein regelloses dramatisches Ragout, das der Verfasser selbst eine comédie nennt. Das schauspielsehe Publikum zollte dem wunderlichen Opus einen Beifall, den wir nicht mehr verstehen.

Einiger Freunde wie Rotrous Beispiel und Rat führten den nach einer befriedigenden Kunstform suchenden Corneille auf das spanische Theater. So lernte er des Valencianers Guillermo de Castro Drama von den „Jugendtaten des Cid“ (*Las mocedades del Cid*, 1612) kennen. Es ist eine dramatisierte Biographie des spanischen Nationalhelden Rodrigo, el Cid, vom Tage seines Ritterschlages zu Burgos bis zu seiner achtzehn Monate später erfolgenden Verheiratung mit Jimena, der Tochter des von ihm im Zweikampf getöteten Grafen Gormaz. Die Mocedades sind voll epiischer Züge ausgeprägt nationalen Charakters, die für ein französisches Publikum wenig Reiz haben konnten. Sie setzen die in den Romanzen überliefererten Höhepunkte des Jugendlebens des Cid in Szene, wobei Castro mit glücklicher Erfindung die Liebe des Cid und der Jimena zur Folie des

Zweikampfes mit Don Gormaz macht und so die Reihe der biographischen Geschehnisse zum Drama erhebt.

Corneille beschmiert die epischen Partien, milderte, ja tilgte den spanischen Erdgeschmack<sup>1)</sup>, schälte aus der biographischen Hülle den eigentlichen Kern heraus, den Konflikt zwischen Liebe und Pflicht im Herzen des Cid und der Chimène, und machte so aus der dramatischen Biographie eines Nationalhelden das Drama einer jungen Liebe: *Le Cid*, tragicomédie (gedr. März 1637).

Das Stück beginnt, hausbacken und komödienartig, mit der Erörterung von Heiratsplänen. Auch die Väter, Don Diègue und Graf Gormas sprechen davon, entzweien sich, und der alte Diègue wird von Gormas durch einen Backenstreich tödlich beleidigt. Diègue beauftragt seinen jugendlichen Sohn Rodrigue, am stolzen Grafen Rache zu nehmen. Da Rodrigue Chimène liebt, so blutet sein Herz ob dieses Auftrages (I. Akt), aber entschlossen fordert er den Grafen heraus und besiegt ihn. Ein Leichnam trennt die beiden Liebenden. Chimène überträgt, den Tod im Herzen, die Rache für ihren Vater dem König Fernand (II. Akt). Rodrigue wünscht durch Chimènes Hand zu sterben. Von Entsetzen und Liebe bestürmt,

<sup>1)</sup> Als Jimena im spanischen Stück vor den König tritt, um Rache für den getöteten Vater zu verlangen, hält sie als Wahrzeichen ein in sein Blut getauchtes Taschentuch in der Hand (*un pañuelo lleno de sangre*). Corneille hat auch diesen herben Zug nicht zu bringen gewagt, was ich nur deshalb hier ansühre, weil zweihundert Jahre später noch einmal ein Taschentuch der französischen Bühne Schwierigkeiten bereitet hat: das mouchoir Des-demonas in Bignys „Othello“ von 1829. So winkt zu Anfang und am Ausgang der klassischen Dramatik ein verhängnisvolles mouchoir!

weist sie ihn zurück. Ehe dem König Zeit zum Handeln vergönnt ist, wird die Stadt Sevilla über Nacht von einer Maurenflotte überrascht, in deren Überwindung Rodrigue sich als Held zeigt und den Namen *Cid* (Herr) gewinnt (III. Akt). Der Retter des Vaterlandes hat die Rache des Königs nicht mehr zu fürchten. Chimène wendet sich an die versammelten Ritter und verspricht in einer letzten Anstrengung ihre Hand dem, der den Rodrigue im Zweikampf besiege (IV. Akt). Don Sanche, der diesen Preis zu gewinnen unternimmt, wird überwunden, und Chimène widerspricht nicht länger dem König, der ihre Verbindung mit dem Cid wünscht (V. Akt).

Corneille hat mit meisterlichem Griff diesen Widerstreit zwischen Liebes- und Lebenslust der Jugend und dem bittern Ernst der schwerer entsagungsreicher Pflicht aus dem spanischen Original gezogen. Er hat ihn verinnerlicht, daß nationale Interesse durch das allgemein menschliche erject, ohne den Glanz spanischer Romantik aufzugeben. Aber er hat seine *Tragédie* in die neue règle des vingt-quatre heures eingewängt und dabei nicht nur die Ereignisse unmätrlich häufen und zu kleilichen Auskunftsmittheiln (z. B. der ungeschicklichen Verlegung des Schauspiels von Burgos nach Sevilla) greifen müssen, sondern vor allem die Ungeheuerlichkeit nicht vermieden, die darin liegt, daß Chimène dem Mörder ihres Vaters ihre Hand reicht, während dessen kaum erkaltete Leiche noch im Hause liegt. Den Bühnenschauplatz hat Corneille im Sime der überlieferten kombinierten Szene gestaltet. Der Palast des Königs, die Wohnungen der Chimène und einer Infantin (also drei compartments)

liegen nebeneinander an einem freien Platz (der Straße). Die Handlung geht zwanglos, wenn auch vielleicht nicht immer mit ausreichender Deutlichkeit von einem Compartiment zum andern über<sup>1)</sup>.

Trotzdem Corneille sehr viel Handlung ausgeschieden, ist sein Stück beinahe so umfangreich wie das des Spaniers. Corneille hat eben das spanische Drama in ein rednerisches Thema umgebildet. Die Rhetorik tritt bei ihm in die Lücke. Ihre Trägerin ist in erster Linie die Infantin Urraque mit ihrer Vertrauten. Während bei Castro die Liebe der Urraca zum Cid duftig und halb versteckt neben der der Jimena sich hinzieht, ist sie bei Corneille zu einer aufdringlichen und störenden Nebenliebe geworden, die zu jenen galanten Gesprächen führt, die wir schon aus Corneilles Komödien kennen. Sie hat früher den Widerspruch gereizt, und 1734 hat ein Monathmus die Figur der Infantin im Cid gestrichen, ohne mehr als vier Zettelverse zur Ausgleichung des Zusammenhanges nötig zu haben! Bis 1872 ist der Cid nur in dieser verkürzten Form aufgeführt worden.

Der Spanier ist indessen nicht nur reicher an Handlung, sondern er ist dem Franzosen auch in deren Führung überlegen. Wie viel mehr szenischen Instinkt verrät der Duellauftakt bei Castro, während er bei Corneille rhetorisch effektvoller ist. Beim Spanier tritt Rodrigo auf den

<sup>1)</sup> Für die moderne Inszenierung mit Kulissenwechsel eignet sich der Cid gar nicht. Dieser Wechsel wirkt viel zu unruhig und bleibt doch auch konventionell. Es wäre richtiger, wenn auch heute der Cid mit der alten Bühneneinrichtung der scène à compartiments gespielt würde.

Grafen Gormaz zu, während aus den Fenstern des Palastes, von banger Ahnung erfüllt, Urraca und Jimena die drohenden Mienen der beiden sich Begegnenden beobachten. Rodrigo wird beim Anblick des geliebten Mädchens schwankend und zögert. Da tritt aus der nächsten Tür sein unglücklicher greiser Vater, um ihn anzuseuern, und nun entwickelt sich eine Szene voll leidenschaftlichen Lebens. Worte der Rache, des Stolzes, der Liebe kreuzen sich, bis Rodrigo dem angstvollen Flehen Jimenas zum Trotz zum Schwert greift. Bei Corneille treten der Graf und Rodrigue allein auf, und ihre stolzen Reden folgen sich ununterbrochen, Schlag auf Schlag, meist in antithetischem Ebenmaß. — Und der Rhetorik Corneilles ist es nicht gelungen, die Szene, da Vater und Sohn nach dem Racheduell sich wiedersehen (III, 6), so schön zu gestalten, wie sie im spanischen Stücke geraten ist.

Von der Lyrik des Spaniers hat Corneille die Stanzen Rodrigos (I, 6) in künstvoller Nachbildung herübergenommen. Die Preziosität Castros hat er als gelehriger Schüler mit Vorliebe gepflegt.

Den tragischen Konflikt hat Corneille verschärft. Er trägt die Farben greller auf. Bei ihm weiß der alte Diègue um die Liebe seines Sohnes, als er ihn gegen den Grafen schickt; bei ihm tritt Rodrigue vor Chimène mit dem vom Blute des Erschlagenen triefenden Degen. Corneille zeigt jetzt schon jenen Hang, der ihn später völlig beherrschen wird, Handlung und Figuren ins Übermenschliche zu übertreiben. Auch für den Cid bedeutet dies eine Einbuße an Wahrheit. Doch ist vom Leben der Mocedades noch genug übrig geblieben, um die Zeitgenossen

wie die Offenbarung einer neuen Kunst zu bezaubern. Hatten andre, wie Tristan in Mariamne (1636), bereits Seelenkämpfe ergreifend dargestellt, so verklärte im Cid diesen Kampf sympathische Jugendlichkeit. Die schmerzlich erregten Gefühle der von Lebenslust schwelenden und vor Lebensentzagung gestellten Jugend, die von den Flügeln einer künstvollen, männlichen, um nicht zu sagen prahlserischen, Sprache getragen waren, bebten in den Herzen der Zuhörer nach. „Schön wie der Cid“, ward zum geflügelten Wort, seit im Januar 1637 Corneilles romantisches Drama zur Aufführung gekommen war. Richelieu ließ es zweimal in seinem Haupttheater spielen, so wenig wahr ist es, daß er gegen den Cid politische Bedenken hatte.

An diesen Erfolg heftete sich Missgunst und Widerspruch, um so mehr als Corneille in einer scherhaften poetischen Epistel, die er jetzt (Ende März) drucken ließ, mit seiner dichterischen Selbständigkeit prahlte und im gleichzeitigen Drucke seines Stükcs des spanischen Vorbildes keine Erwähnung tat. Es beginnt der „Streit um den Cid“, der mit etwa vierzig Pamphleten und Broschüren sich bis zum Jahre 1638 hinzieht. Scudéry erscheint an der Spitze der Gegner. Mairet ergreift zuerst das Wort zum Vorwurf des Plagiats. Richelieu selbst war durch Corneilles unbescheidenes Auftreten verletzt und wünschte eine Zurechtweisung. Scarron finden wir an der Seite Mairets. Sorel aber nimmt Partei für Corneille, während Rotrou vermitteln will. Der irreguläre Duval wirft ein umfängliches Manifest der freien Hardyschen Bühne in den Streit.

Zwei Dokumente charakterisieren die beiden Phasen, in denen der Kampf verlief: die Observations Scudéry's (Mai) und die Sentiments de l'Académie sur la tragicomédie du Cid (Dezember 37).

Scudéry erklärt, die Handlung des Cid sei für eine Tragikomödie zu wenig verwickelt und spannend; ihre Wahrscheinlichkeit sei durch die Beobachtung der aristotelischen Zeitregel — „excellente quand elle est bien entendue“ — verletzt; ihre Führung sei ungeschickt und urteilslos; Chimènes Benehmen sei moralisch verwirrend; die Inszenierung verrate geringe Bühnenkenntnis — ein Vorwurf, der eigentlich die Regie angeht; — die Sprache sei schlecht und oft unfranzösisch; die guten Verse seien aus dem Spanischen übersetzt. Scudéry wirft also Corneille nicht zu große Freiheit, sondern vielmehr ungenügende Ausnutzung der Freiheit der Tragikomödie in Handlungsbuntheit und Szenenbehandlung vor: Scudéry's persönlicher Angriff auf Corneille ist zugleich eine Verteidigung der alten Freiheit der Tragikomödie.

Durch einen offenen Brief ersuchte er die junge Akademie, sich in der Streitfrage auszusprechen. Corneilles Einwilligung wurde erlangt, denn der Kardinal drang selbst auf einen akademischen Richterspruch. Er griff mehrfach bald mildernd, bald verschärfend in die Redaktion des akademischen Gutachtens ein. Noch besitzen wir den Entwurf in Chapelains Schrift, zu dem, wie zu einem Schüleraufsaß, Richelieus Hand Bemerkungen wie: il ne faut point dire cela si absolument hinzugefügt hat.

Die Akademie sucht in ihren Sentiments augenscheinlich Corneille gerecht zu werden. In vielem stimmt sie Scudéry bei (z. B. in der Beurteilung der Chimène, im Tadel mancher Ausdrücke). Oft aber lehnt sie seine Überreibungen ab. Was ihn indessen noch weniger befriedigen konnte, war der grundätzliche Entscheid der Akademie, der zu ungünsten der freien Tragikomödie ausfiel. Die Akademie macht nicht, wie er, die Tradition des romantischen Dramas, sondern sie machte die aristotelische Zeitregel zur Grundlage ihres Urteils und erklärte die Fabel des Cid als dramatisch ungeeignet. Sie nannte, wie Scudéry, Corneilles scène à compartiments unklar, riet aber nicht, wie er, zu größerer Freiheit der romantischen Bühne, sondern verlangte als Konsequenz der Tageseinheit auch strenge Ortslichkeit. Der Dichter, sagt sie am Schluß ihres Gutachtens, der sich so sehr bemüht hat, die Zeiteinheit zu beobachten, „hätte sich ebenso gut angelegen sein lassen sollen, die Einheit des Ortes zu erreichen, die ebenso unerlässlich ist wie jene“.

Damit war, obwohl der Pamphletkrieg noch fortduerte, der Streit um den Cid, den ein Irregulärer begonnen, im Sinne völliger Regelhaftigkeit beendet. Die bunte Tragikomödie Hardys war akademisch verurteilt! Corneille fügte sich. Aber seine Herzensneigung galt doch der Verurteilten und brach bald wieder durch, wenn er auch zukünftig den nun unmodisch gewordenen Namen tragicomédie vermied und seinen Cid selbst in den späteren Ausgaben (seit 1648) tragédie nannte. —

Der Cidstreit hatte Corneille eine schmerzliche Erstürmung gebracht, die seine dichterische Arbeit für zwei

Jahre unterbroch. Erst zu Anfang 1640 fand (im Haus ihres Vaters) ein neues Stück von ihm zur Aufführung: die Tragödie *Horace* und dann in rascher Folge *Cinna* 1641, *Polyeucte* (1642/43), *Pompée* (1643), *Le menteur* (1644), *Rodogune* (1646), *Théodore* (1646), *Héraclius* (1646/47), *Don Sanche d'Aragon* und *Andromède* (1650), *Nicomède* (1651), *Pertharite* (1652), deren Daten freilich im einzelnen nicht ganz feststehen.

Inzwischen hatte der Dichter sich verheiratet. Die Erziehung seiner sechs Kinder brachte ihm keine Ersparnisse; jürgen. Das väterliche Erbe, kein Einkommen als Beamter und als Autor schützten ihn davor. Er hat nicht nur, wie das damals üblich war, durch Widmung seiner Werke und schmeichelhafte Huldigungsexemplaren sich Geschenke und Pensionen gewonnen, sondern er hat es auch verstanden, aus dem Bühnen- und Martierfolg seiner Werke sich ein sicheres Einkommen zu schaffen, indem er Schauspielern und Verlegern gegenüber mit Nachdruck und Geschick die finanziellen Errfolge seiner Arbeit verfolgte. Er gehört zu den ersten, die dazu beigetragen haben, der schriftstellerischen Arbeit diesen würdigen Weg des Verdienstes zu öffnen. 1647 wurde er in die Académie aufgenommen. In den Wirren der Frondekriege verlor er seine Ämter, und der Misserfolg seines *Pertharite* bewog ihn 1652, auch von der Bühnenarbeit zurückzutreten, da er „zu alt geworden sei, um noch in der Mode zu sein“.

Was ihm diesen Entschluß erleichterte, war eine Arbeit, die er damals eifrig betrieb: die Übersetzung der *Imitation Christi*. Sie erschien 1651–56: eine Paraphrase

von über 13000 Versen, deren zierlich geschnitzte Sprache nicht selten der Hauch des Glaubens erwärmt und bewegt, und die ihm einen großen buchhändlerischen Erfolg brachte. Corneille reiht ihr später noch manches Stück aus Bibel, Liturgie und Andachtsbüchern an. Viel metrische Kunst, viel poetisches Kunsthandwerk findet sich in dem Strophendichtum dieser frommen Verse, deren Nachempfindung indessen nicht ebenbürtig ist. So schlicht und innig die Prosa der Imitatio, so rhetorisch ist die gereimte Umschreibung, und wenn z. B. jene zum Herrn sagt: non mihi nocebit quidquid venerit tribulationis super me (III, 17), so heißt es bei Corneille prahlreich:

Fais pleuvoir des douleurs, fais pleuvoir des misères,  
 Fais-en sur moi fondre un amas:  
 Rien ne pourra me nuire, et dans les plus amères  
 Je ne verrai que des appas.

Darin besteht Corneilles Originalität.

Dann machte sich der Dichter an eine Revision seiner dramatischen Werke zum Zwecke einer Neuausgabe, wobei er manche ängstliche Änderung vornahm. Diese Ausgabe erschien 1660. Drei dramaturgische Abhandlungen leiteten sie ein, und jedem Stück war ein Examen (kritische Be- trachtung) vorausgeschickt. Während er so mit seinen Lieblingsfiguren beschäftigt war, traf ihn die versühre- ri sche Einladung des mächtigen Ministers Fouquet, zur Bühnentätigkeit zurückzuföhren. Da erwacht in dem alternden Poeten mit Macht ein dichterischer Johannistrieb, und während der nächsten fünfzehn Jahre schrieb er noch elf Stücke von Oedipe (1659) bis Suréna (1674).

In der teuren Hauptstadt, wohin er seit 1662 übergesiedelt war, empfand er die Last seiner Familie schwerer, um so mehr als die Ungunst der Verhältnisse zur Herabsetzung und 1674 zur Unterdrückung der königlichen Pension führte. Doch findet sich sein Name seit 1682 wieder auf der Liste der Pensionäre. Die Fabel von der Armut des greisen Dichters beruht auf einem gefälschten Briefe. Corneille starb am 1. Oktober 1684. —

Corneilles tragische Kunst zeigt am besten *Horace*. Drei Brüder aus dem römischen Geschlecht der Horatier sollen gegen drei Brüder aus dem albanischen Geschlechte der Curiatier kämpfen, und je nach dem Ausgang dieses dreifachen Zweikampfes soll Rom oder Albalonga Herrscherin sein. Der Waffengang wurde, wie *Livius* berichtet, dadurch besonders furchtbar, daß einem der Curiatier die Schwester der Horatier, Camilla, angelobt war. Corneille verschrecklicht den Konflikt nun noch dadurch, daß er den ältesten der Horatier, den eigentlichen Helden, mit der Curiaterin Sabine verheiratet sein läßt. Bei Corneille wird der Kampf zum förmlichen Familienkampfe. Gatten- und Verlobtenliebe ist die Folie, auf der die übermenschliche Größe des römischen Patriotismus sich abhebt. Corneilles Stück ist ein dialogisiertes Paradigma zum Römerideal der Balzac'schen Briefe.

Der Kampf selbst findet hinter der Szene statt. Auf der Bühne, welche die Vorhalle des Hauses der Horatier darstellt, vernehmen wir die heroischen Worte des greisen Vaters der Horatier, die Klagen der unglücklichen Frauen, die den schwankenden Kampf begleiten. Aus diesem Kampf lehrt der älteste Horatier, Sabinus Mann, als

Sieger und einzig Überlebender zurück. Jubelnd empfängt ihn der Vater. Er denkt nicht daran, daß er zwei Söhne und den Verlobten seiner Tochter verloren hat. Er schilt diese Tochter, die bei der Kunde gebrochen zusammenfällt. Elternliebe, Kinderglück . . . das zählt in diesem brutalen Rom Corneilles nicht. Die Klage und Verwünschung der armen Camille reizen den vom Blute der überwundenen Schwäger triefenden Horace so, daß er auf die Schwester stürzt und die Fliehende niederrichtet (4. Akt). Im fünften Akt erscheint der Retter des Vaterlandes als Schwesternmörder vor Gericht und wird freigesprochen. Diese Gerichtsszene ist ein Anhänger, daß die Einheit der Handlung zerstört, dem Dichter aber willkommene Gelegenheit gibt zu sentenziösem Gerede über Politik, nach Senecas Rezept.

Die Tragödie ist reich an machtvollen, glänzenden, stellenweise hinreißenden Versen. Auch sind Corneille ergreifende Szenen gelungen, wie die zwischen Bruder und Schwester. Aber das Reden und Redenmüssen führt auch zu argem komödienhaftem Füllsel. Da ist ein Römer, Valerius, der als Nebenliebhaber Camille umschwärmt. Da behandeln Camille und Sabine, während ihre Brüder draußen sich schlachten, in einer förmlichen prächtigen Ruecke-Szene das jeu-parti, wer mehr verliere, die Frau oder die Braut. Durch ein Mißverständnis wird während des Kampfes das Reden auf der Bühne in die Länge gezogen und variiert. Sicherlich entspringen daraus glänzende Verse, aber das seelische Leben der Sprecher ist einfarbig, grobschlächtig; sie bewegen sich wie an Schnüren gezogen.

Corneilles Kunst geht auf starke Wirkung aus. Er neigt zur Darstellung des Schrecklichen, Unmenschlichen und verbrämt es mit zierlicher Galanterie. Er schildert gewaltige innere Erschütterungen ohne feinere Seelenmalerei. Er behandelt das Ganze rhetorisch, und hier stehen ihm glänzende Verse zu Gebote.

*Cinna oder die Milde des Augustus* ist eine Tragödie mit glücklichem Ausgang. Der Ort ist insofern etwas freier behandelt, als durch Kulissenwechsel bald das Gemach des Kaisers, bald das der „liebenswürdigen Furie“ Emilie dargestellt wird, die ihrem Rachebedürfnis alle menschlichen Regungen unterordnet und auch die Liebe dienstbar macht. Das Stück hat eine treffliche Exposition und enthält von Corneilles Tragödien das meiste innere Leben.

Das Beispiel der spanischen Heiligendramen (*comedias de santos*) weckte in Frankreich (um 1640) die „christliche Tragödie“ wieder auf. Corneille folgte der Strömung und schrieb seinen Polyeucte, in dem er den unmenschlichen Heroismus antiker Christen darstellt, die den Märtyrer Tod mit Wollust aufsuchen: ein undramatischer Stoff, der aber zu klangvoller Deklamation reiche Veranlassung gibt. In den vierundzwanzig Stunden der Handlung vollziehen sich rückweise gewaltige seelische Erschütterungen. Die Gattin des Helden, Pauline, in der ein edles Menschentum verkörpert erscheint, vertauscht ihre Menschlichkeit, als sie Christin wird, mit starrem Fanatismus.

Auf dem hauptstädtischen Theater bürgerlich die Märtyrertragödien ein. Die Entsetzlichkeiten, die Cor-

neille in seiner Théodore, vierge et martyre häuft, gewinnen ihnen indessen mehr Gegner als Freunde.

In der Mort de Pompée kehrt Corneille zur rhetorischen Ausmalung des römischen Heroismus zurück. In Rodogune gibt er eine Tragödie der Herrschucht. Ein Blutstrom fließt durch das Stück; an seinen Ufern blühen die zierlichsten Redeblüümchen. In Horace und Cinna hatte sich Corneille, der Senecaschen Trauerspieltradition folgend, mit einer einfachen Handlung begnügt. Seine ursprüngliche Neigung zu stofflicher Spannung macht sich bereits im Polyeucte wieder fühlbar; in Rodogune lässt er ihr freien Lauf: das tragische Ereignis aus der syrischen Geschichte, das er bei Apian findet, macht er nach Herzenslust verwickelt und schrecklich. Und nun gibt es auf dieser Bahn kein Halten mehr für ihn. Unentwirrbar ist der Knoten in Héraclius, empereur d'Orient. Hoch gehen die Wogen in Nicomède, dessen jugendliche Gestalt an den Helden Eid erinnert, während an seiner Seite die Figur des orientalischen Despoten vor lauter Corneillescher Übertreibung ins Komische überschnappt. In Don Sanche kehrt er zur Benützung des spanischen Theaters zurück und schreibt auf den Spuren Lopes eine Tragikomödie, der er den modischeren Namen comédie héroïque gibt: die Königin von Spanien schenkt ihre Liebe einem Abenteurer, wobei sich dieser Ruy Blas schließlich als Königsjohn entpuppt. Die „verdächtige Wahrheit“ Alarcóns bearbeitet er in einer Le menteur betitelten Komödie, die eine unterhaltende Reihe von Verwicklungen vorführt, in die sich der lügnerische Held verstrickt. Das Stück hat Corneille ganz mit Unrecht den

Ruhm eingetragen, in Frankreich das Charakterlustspiel begründet zu haben. Der Menteur ist eine elegant geschriebene Poëse, die ohne die höheren Mittel der Burleske und Unflättereи Lachen erregen soll, die aber keine Behandlung eines seelischen Problems bedeutet. Das Charakterlustspiel zu schaffen, blieb einem Größeren, Molière, vorbehalten.

Zu den drei Abhandlungen und den Examens von 1660 trägt Corneille seine Dramaturgie im Anschluß an den von den Italienern kommentierten und vielfach mißverstandenen Aristoteles vor. In's Regelneß verstrickt, ist er bemüht, mit Drehen und Wenden sich eine sehr bescheidene Freiheit der Bewegung zu retten, denn „die Regeln verbannen so viel Schönheit aus unserm Theater“. Aber der Mangel an Entschlossenheit, ja Aufrichtigkeit macht sein Bemühen ebenso unerquicklich als fruchtlos. Er erweitert die Zeitregel auf dreißig Stunden und macht eine Theaterfiktion zur Grundlage der Orts-einheit: die Bühne soll ein Vorzimmer darstellen, auf das die Wohnungen der verschiedenen Helden münden und in dem sich jeder so benehmen darf, als ob er in seien vier Mauern wäre. Die Liebe, die er als Galanterie versteht, verweist er als eine zu schwächliche Leidenschaft aus dem Zentrum des Trauerspiels an die Peripherie, wo sie als Schmuck Verwendung finden soll. Tragische Leidenschaften sind in seinen Augen nur der Ehrgeiz, die Rachsucht, der Glaubenseifer usw., die höhere Interessen in Bewegung setzen und mit „größtem Unheil drohen als mit dem Verluste eines Liebchens“. Flüchtig spricht Corneille einmal die Erkenntnis aus, daß Furcht

und Mitleid des gewöhnlichen Zuschauers durch eine Tragödie, die, statt Fürsten und Helden, jenesgleichen (des personnes médioeres) behandelte, mehr erregt würden. Diese Erkenntnis ist aber steril geblieben. Das bürgerliche Trauerstück entstand in Frankreich erst hundert Jahre später.

Die elf Werke der letzten fünfzehn Jahre sind höchst unglücklich. Zwar findet der Dichter immer wieder einzelne schöne Verse des Heroismus; doch ist das alles. Eine Schöpfung will ihm nicht mehr gelingen. Haltlos schwankt er zwischen den dramatischen Formen seiner Neigung und denen der Mode hin und her, schreibt Tragikomödien, die er *comédies héroïques* nennt (Pulchérie), schafft einen modisch girrenden *Oedipus* und *Attila* und stellt, seinen eigenen dramaturgischen Lehren zum Trotz, die Galanterie ins Zentrum der Tragödie. Angstlich hängt er den Mantel nach dem Wind, um des Erfolges, welcher der neueren Kunst seines jüngeren Bruders Thomas, Quinaults und Racines schon windt, selbst teilhaftig zu werden. Er bietet das Bild greisenhafter Impotenz, die bald starr am Alten festhält, bald modischer als die Mode sein will und darüber zur Karikatur wird. —

Corneilles Kunstuübung ist charakterisiert durch seine Neigung zum alten bunten, handlungsreichen romantischen Drama (*tragicomédie*). Seine Entwicklung als Tragödiendichter ist die Geschichte dieser seiner Neigung, d. h. ihres Konfliktes mit engen Kunstgesetzen. Er empfindet zeitlebens die Kunstgesetze als eine Fessel seines Talentes; aber ihm fehlt der Mut zur entschlossenen Auf-

Lehnung. Er erschöpft sich in kleinlichen Kompromissen. Er leidet an einem schweren Mangel künstlerischer Selbständigkeit.

Früh weisen ihn die Verhältnisse auf Seneca, dessen Rhetorik ihm durch den pathetischen Ton und den sentenziösen Inhalt sympathisch ist — Seneca, den Boileau, nicht ohne einen Seitenblick auf dessen Schüler Corneille, un déclamateur amoureux de paroles nennt. Der eigenen Neigung aber folgt Corneille darin, daß er die vierundzwanzig Stunden seiner Tragödie mit möglichst bunter verwickelter Intrige erfüllt, die sich nun freilich in diesen engen Zeitschränken nicht zu wirklicher Handlung ausleben kann, sondern einfach wieder zu rhetorischer Materie wird. Senecas schreckliche Katastrophen lehren ihn, neben dem Verwickelten auch das Entsetzliche zu suchen. Und so kompliziert er die Handlung nicht nur, sondern verschreckt sie auch. Der Größe des tragischen Unglücks entsprechend, wachsen ihm auch die Figuren: sie werden überlebensgroß (von „unwahrscheinlicher Größe“, wie er selbst sagt), und mit der Menschlichkeit geht ihnen das Leben verloren. Daß er die Liebe mißverstand, ist ihm weniger dadurch verhängnisvoll geworden, daß er sie nun aus dem Zentrum der Tragödie ausschloß, als dadurch, daß er sie als galantes Ornament, als Arabeske, überall am Rande der tragischen Handlung glaubte anbringen zu müssen. Corneille kann sich keinen dramatischen Helden ohne Galanterie denken: diese Vorstellung ist ein Erbe der Komödie. So füllt er seine tragédies mit den Redeblumen der modischen Galanterie und schafft eine Mischung von Schrecklichkeit und Ländelei,

die uns heute, besonders in seinen späteren Stücken, als Geschmacklosigkeit erscheint und verlegt.

Weder seine szenische noch seine psychologische Kunst ist hervorragend. Er arbeitet nicht mit seinen Mitteln. Seine Kunst hat etwas Grobes, Marktshreierisches. Sie ist im wesentlichen eine an verwinkelten Schrecklichkeiten geübte Rhetorik im Mund übermenschlicher Helden. Zu den großen Poeten gehört er nicht. Corneille, der beredte Deklamator des Heroismus, ist am glücklichsten da, wo sich zum Heroismus feurige Jugendlichkeit gesellt, wie im Cid.

Der große Poet des französischen Trauerspiels ist nicht Corneille, sondern Racine.

Freilich beginnt Racine 1664 in der Manier des alten Corneille. Er dramatisiert die Schrecklichkeiten der英雄ischen Geschichte und verbrämt sie mit Galanterien. Allmählich aber gelangt er zur Darstellung wahren Lebens und füllt dann fast ein Jahrzehnt mit Werken hoher Poesie. Das deklamatorische Wesen starrer senecaischer Helden ist ihm ebenso zuwider wie die verwinkelte Handlung — beides lehnt er als unmaturallich ab, d. h. er lehnt Corneilles Übertreibungen ab. Racine hatte Griechisch gelernt und damit den Weg über Seneca hinaus zum hellenischen Theater gefunden. Er dichtete in dem Gedanken: „Was würden Homer und Sophokles sagen, wenn sie meine Verse läsen?“

Racine sucht den Mikrokosmos widerstreitender Gefühle in schwankenden Menschen darzustellen, welche die letzten Stunden vor einer Katastrophe durchleben. Seine subtile Kunst vermeidet jeden rauen Handlungsvorgang

auf der Bühne als etwas Unseines. Die materiellen Hilfsmittel der Züzenierung treten zurück. Die Einheit des Ortes und der Zeit ergibt sich aus der vereinfachten dramatischen Aufgabe von selbst. Die „Regeln“, die Corneille wie eine Fessel widerwillig trug, sind Racine natürlich.

Die Liebesleidenschaft, die Corneille als untragisch bezeichnete, rückt Racine in den Mittelpunkt. Er führt meist die Kriege einer Liebe vor. Die Anhänger Corneilles schalten das eine Alltäglichkeit. Racine stellt die Liebesleidenschaft, die ihm das Leben bot, im glänzenden Rahmen der Antike dar: Andromaque, Bérénice, Iphigénie, Phèdre: modernes Leben in tausendjährigen Fiktitionen. Er französiert die Antike, z. B. den Bericht des Tacitus über Nero — aber mit welcher Kunst weiß er das Erwachen des Verbrechers in Britannicus zu schildern! Haßt immer weißt er übrigens der Frau die Hauptrolle zu. Er hat die Tragödie feminisiert. Man schalt seine Kunst weichlich, indem man sie an Corneilles Rauheit maß.

Gewiß wird durch die überlieferte Einfleidung auch das Drama Racines mancher Ursprünglichkeit beraubt und ist Racines Sprache in den überlieferten Formeln der eleganten Diction gefangen. Aber aus diesem spröden Material haut Racine dramatische Kunstwerke, die nicht nur elegant und von vornehmer Einfachheit sind, sondern die mit ihren zarten und tiefen Seelenschilderungen uns ganz anders ergreifen als Corneilles Deklamationen, und deren biegsame Verse von lyrischem Wohlklang überfließen.

Die heftigen Angriffe, die Racine erfuhr, erfolgten immer im Namen der Corneilleschen Dramatik. Diese

beiden Dichter, welche in einem Alter zu nennen man gewöhnt ist, waren Vertreter ganz verschiedener Richtungen innerhalb der Tragödie.

Wie die Nachfolger sich zu ihnen gestellt haben, dafür ist das Beispiel Voltaires typisch: Voltaire pries Racine, hatte Athalie auf seinem Schreibtische liegen — aber er folgte Corneille. Gleich ihm priesen und bewunderten die andern Epigonen den genialen Poeten Racine als den großen Führer und erklärten, ihm nachzustreben — doch blieb seine Kunst ihnen unerreichbar, und sie griffen zu den billigeren Deklamationen und den gröberen Effekten Corneilles. Sie wandten sich vom Hellenentum Racines zum bequemeren Lateinertum Corneilles. Dieses blieb vorbildlich.

So hat Corneilles Kunst eine große geschichtliche Bedeutung — und sie hat heute wesentlich die eigene Bedeutung. Von Corneille gilt, wie von Malherbe, daß die Verhältnisse ihm eine geschichtliche Wichtigkeit gegeben haben, die über seine persönliche dichterische Qualifikation hinausgeht. Sie haben ihn um 1640 zum Markstein einer neuen Entwicklung gemacht und das Schicksal der rhetorischen Tragödie dauernd mit seinem Namen verbunden.

Solch ruhmreichem Namen gilt die Bewunderung, die das heutige Frankreich dem alten Corneille zollt:

Ses rides sur son front ont gravé ses exploits.

Diese Bewunderung fließt aus Tradition und Pietät. Sie flackert während einer Vorstellung des Cid oder des Horace bei einem jener lapidaren Verse, die Corneilles dichterischer Eloquenz so glücklich gelungen sind, in lautem

Beifall auf. Sie erscheint wie von diesen „geflügelten Worten“ getragen, die wie Fanfaren ertönen und die leicht entflammhbaren Herzen zu festlichem Jubel hinreißen:

Paraissez Navarrais, Maures et Castillans!'

Nicht als ein Dichter, der unvergängliche Menschen- und Lebensbilder geschaffen hat, fesselt und ergreift Corneille heute noch seine Landsleute, sondern als der poetische Rhetor des Heroismus.

---

## Dalembert.

Am 17. November 1717 hob ein Polizeikommissär auf den Stufen, die zum alten Baptisterium (Saint-Jean-Lerond) der Notredamekirche zu Paris emporführten, ein Findelkind auf, das er auf den Namen Jean-Baptiste Lerond taufen ließ. Die Mutter, die auf diese Weise die Frucht verbotener Liebe der öffentlichen Mildtätigkeit überantwortete, war die Marquise de Tencin. Glücklicherweise entschlug sich der Vater, der General Chevalier Destouches, ein Bruder des Dichters, nicht der Pflicht, für den Knaben zu sorgen. Der wurde bei einer wackeren Handwerkerfamilie untergebracht. Bei seinem Tode (1726) empfahl ihn der Vater der weiteren Fürsorge der Familie Destouches und vermachte ihm, den er im Testamente Chevalier d'Arémberg nennit, eine Rente von 1200 Livres. Über den Ursprung dieses Namens sind wir nicht näher unterrichtet. Der Knabe besuchte das für Söhne des Adels bestimmte Gymnasium des Quatre Nations, dessen Professoren Janzenisten waren. In den Anstaltsregistern führt er den Namen Lerond, „der von seinen Eltern Da rem berg genannt zu werden pflegt“. Auf die in dieser Schule genossene weltabgewandte Bildung wirft er später im Ar-

tikel Collège der Encyclopédie keinen freundlichen Blick zurück, und dem Andenken an den finsternen Geist und die marktschreierische Propaganda der Jansenisten — es ist die Zeit der Wunder der Kombinationäre — hat er nachher in seiner Aufsehen erregenden Schrift über die Jesuitenvertreibung (1765) Worte geliehen, die jene Schrift fast mehr gegen die Jansenisten gerichtet erscheinen lassen.

1735 wird er studiosus juris, nach zweijährigem Studium licencié en droit; doch plädierte er nie. Von einem vorübergehenden Medizinstudium wendet er sich endgültig der Mathematik zu, „die für mich eine Liebste geworden ist“. Schon 1740 erregt er das Aufsehen der Académie des Sciences durch eine Arbeit über die Bewegung flüssiger Körper. 1742 wird er ihr adjoint. Obwohl er bereits 1743 durch eine epochemachende Schrift über Dynamik sich als einen der ersten Geometer Europas erwiesen, durchläuft er nun langsam die Vorstufen zur eigentlichen Mitgliedschaft dieser Akademie, die ihn 1756 als überzähliges und erst 1765 als eigentliches Mitglied aufnimmt. Eine von der Berliner Akademie preisgekrönte Schrift über die Ursachen der Windströmungen (1746) setzt ihn in dauernde freundschaftliche Beziehungen zu Friedrich II.

Die mathematischen Arbeiten Dalembert's füllen 16 Bände. Daß seine bescheidene Rente ihn der Notwendigkeit überhob, durch Unterricht sein Brot zu suchen, erklärt es zum Teil, daß die Arbeiten, nach dem Urteil der Fachmänner, jene Schärfe und Luzidität der Darstellung vermissen lassen, die das Vornehmste ist, was docendo disicitur.

Weiteren literarischen Kreisen wird er 1751 bekannt, da er als Mitredaktor der Encyclopédie den Discours préliminaire dieses Unternehmens veröffentlicht. Im ersten Teil dieser Vorrede gibt er eine nach dem Muster Bacons gegliederte Übersicht über die menschlichen Künste und Wissenschaften, während der zweite Teil jenen berühmten Abriß der geistigen Entwicklung der modernen Welt seit der Renaissance enthält, der das stolze Manifest einer Zeit darstellt, die den Anspruch erhebt, die Vergangenheit geistig zu krönen.

1754 öffnen sich ihm die Pforten der Académie Française.

Neben den mathematischen hat er der Encyclopédie auch Artikel allgemeineren Inhalts geliefert, so insbesondere, unter dem Einfluß eines Besuches bei Voltaire in Genf, den Aufsatz Genève im VII. Bande (1757), der allgemeines Aufsehen erregte, weil darin die Freiheitlichkeit der Genfer Geistlichen gerühmt wurde, „die Servet näher standen als Calvin“, und der Stadt Genf der Rat gegeben wurde, dem Theater ihre Tore wieder zu öffnen. Dieser Artikel rief die ängstlich protestierenden Genfer Pastoren und Rousseau zugleich auf den Plan. Auf Rousseaus offene Lettre sur les Spectacles antwortete Dalembert geschickt; doch erkannte das Publikum, obwohl es dem letzteren sachlich recht gab, den Preis der Beredsamkeit dem ersten zu.

Als der Sturm gegen die Encyclopédie sich völlig entfesselte (1758), trat Dalembert, des Kampfes müde und für seine persönliche Sicherheit besorgt, zaghaft zurück. „Die Furcht vor dem Scheiterhaufen wirkt erüchternd“, schreibt er an den tadelnden Voltaire.

Auf Veranlassung Friedrichs II. arbeitet er seine *Eléments de philosophie* aus (1759), vorzüglich eine Darstellung der Logik, der Erkenntnislehre und der Moral, die zwar auf den Grundlagen der Aufklärungsphilosophie aufgebaut ist, indessen bei besonders verfänglichen Fragen beständig auf die Hilfe der Offenbarung verweist. Daß damit nicht seine wirkliche philosophische Überzeugung ausgesprochen ist, zeigen seine nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Briefe, besonders die Briefe an Friedrich II., in denen er als Mann des mathematischen Beweises an der Möglichkeit einer sicheren historischen und metaphysischen Erkenntnis zweifelt und als dieser Weisheit letzten Schluß den Wahlspruch Montaignes: Que sais-je? erklärt, — freilich nicht ohne dabei zum Diderot'schen Materialismus zu neigen. Wenn er vor der Öffentlichkeit nicht mit dieser seiner wahren Meinung hervortritt, so hat dies seinen Grund nicht nur in seiner persönlichen Zaghastigkeit, sondern auch in seiner Überzeugung, daß die einen schweren Fehler begehen, welche die religiösen Meinungen des großen Publikums durch stürmische Publikationen von heute auf morgen zu zerstören versuchen. Das plötzliche Licht blende und erscheine so als ein Übel, meint er; man sichere den Gang der geistigen Befreiung vielmehr durch eine besondere allmähliche Aufklärung. So ist ihm auch Freund Voltaire zu stürmisch. Um wie viel mehr mußte Diderot es ihm sein! Die Trennung der beiden Männer über der Arbeit der Encyclopédie hat ihren letzten Grund in einer starken Gegensätzlichkeit ihrer Naturen.

Einen Teil seiner wissenschaftlichen Aufsätze hat Da-

lembert 1759 unter dem Titel *Mélanges littéraires* gesammelt herausgegeben. Unter ihnen verdient besondere Hervorhebung sein „Versuch über die Schriftstellerwelt und die großen Herren“, in dem er die Unabhängigkeit des Schriftstellers preist, ihn vor der Gesellschaft der Großen warnt, wenn diese ihn nicht als ebenbürtig behandle und die persönliche Achtung, die ohne Protektion und Intrigue erworben werde, als den schönsten Lohn hinstellt. Und wohl darf man sagen, daß Dalembert, der den größten Teil seines Lebens in freiwillig beschränften Verhältnissen verbracht hat, zu diesen Lehren das praktische Beispiel fügte: sein Benehmen gegenüber Friedrich II., der ihm wiederholt, doch ohne Erfolg die Präidentschaft seiner Akademie anbot und den er 1762 in Berlin besuchte; seine Briefe an Katharina II., die ihn umsonst mit hohem Gehalt als Lehrer des Großfürsten Paul zu gewinnen suchte, und so mancher andere Fall, in welchem er sich frei von Strebertum gezeigt hat, sind Beweise dafür.

Seine wissenschaftliche Bedeutung, die Achtung, die man der Unabhängigkeit seiner Gesinnung und seiner Klugheit zollte, heben ihn, das berühmte Mitglied zweier Pariser Akademien, allmählich zu einer führenden Stellung. Er wurde *le chef visible de l'église philosophique*, eine Art Minister der Aufklärungsangelegenheiten. Seine Hand macht sich in der Laufbahn fast aller jungen Talente der Zeit bemerkbar. Er, der nicht protegiert sein wollte, liebte zu protegieren und tat es nicht ohne Selbstgefühl.

1772 ward er *secrétaire perpétuel* der französischen Akademie. Es reizte ihn, den Beifall der akademischen

Tribünen durch häufige Vorträge zu suchen. Erinnerungsreden auf verstorbene Akademiker zu schreiben (*Eloges académiques*), fuhr er als Sekretär mit erneutem Eifer fort. Er hat damit das Urteil der Nachwelt über diese seine Kollegen stark beeinflußt. Doch wird er bei aller Kunst der Darstellung nicht eigentlich beredt. Das Streben, zu unterhalten, gibt vielen dieser achtundsechzig *Eloges* den Charakter eines tändelnden Geplauders, verhindert den Verfasser aber nicht, damit einen aufklärerischen Kleinkrieg gegen die Überlieferung zu führen.

Zu plaudern freilich verstand er. Indessen war er kein Mann des Salons, da er der feineren gesellschaftlichen Art entbehrte und, wie Rousseau, wenn auch in geringerem Grade, seine gesellschaftliche Ungewandtheit mit einer gewissen Selbstzufriedenheit zur Schau trug. Solche Leute pflegen in den Ruf der Aufrichtigkeit zu kommen, und D'Alembert möchte ihn auch wirklich verdienien.

Auch als Schriftsteller fehlt ihm das sichere Gefühl für die Grenzen der feinen Form.

Seine Zeitgenossen nennen ihn kalt, und tatsächlich erinnert er in vielem an Fontenelle. D'Alemberts klugen Schriften fehlt die belebende Wärme. Doch hat seine Kälte offenbar mehr nur in der Unfähigkeit bestanden, seine Gefühle anderen zu zeigen. Daß er tief fühlte, beweist die Liebe, die ihm, dem Bierzigjährigen, Fräulein Léspinasse einflößte, und die den Rest seines Lebens erfüllte, indem sie Untreue und Tod überdauerte. Für sie hat er in den einsamen Augenblicken des tiefsten Schmerzes beredte Worte gefunden. Viele seiner literarischen

Arbeiten hat er gemeinsam mit der Freundin verfaßt, deren Schriftzüge mit den seinigen auf denselben Blättern abwechseln. Ja, vielleicht darf man sagen, daß der große Mathematiker Dalembert aus Liebe zu Fräulein Lesspine unter die Literaten gegangen ist.

Trübe Tage kamen nach ihrem Tode (1776) über ihn, und während ein qualvolles Leiden ihn langsam zum Ende führte (1783), sagte er: „Selig sind die, welche mutig sind, — ich bin es nicht“, ein Wort, das ebenso sehr seine Zaghastigkeit, wie seine Aufrichtigkeit illustriert.

In der Aufklärungsbewegung hat er eine bedeutende Rolle gespielt, indessen mehr infolge seines wissenschaftlichen Ansehens und seiner äußeren Machtstellung in der Schriftstellerwelt als durch die Leistungen, die im eigentlichen Sinne ins Gebiet der literarischen Produktion fallen. Er gehört nicht zu den grands écrivains de la France, obwohl ihm vor einigen Jahren die Buchhandlung Hachette in ihrer diesen Titel tragenden Biographien-Sammlung ein Denkmal — durch einen Mathematiker — hat setzen lassen.

---

## Jean-Jacques Rousseau.

Rousseaus Lehren sind auf dem Boden der sozialen, politischen, kirchlichen, künstlerischen und literarischen Zustände des ancien régime in Frankreich erwachsen. Sie wenden sich gegen die gesellschaftlichen Einrichtungen, gegen die Grundlagen der Staatswirtschaft, gegen die Monarchie, gegen die herrschende Kirche, gegen Musik und Literatur des überlieferten klassischen Systems. Sie decken sich vielfach mit den Lehren der sogenannten Aufklärer; in vielen Dingen gehen sie über diese Aufklärungstheorien hinaus; in nicht wenigen bekämpfen sie sie direkt.

So nimmt Rousseau in der Literatur der Zeit eine durchaus eigenartige Stellung ein.

Weim Frankreich, wo er fast sein ganzes Leben verbracht, seiner Schriftstellerei den Stoff lieferte und die zufällige Form gab, so war die Richtung seiner Gedanken im wesentlichen durch seine genferische Heimat bedingt. Zwar stammt die Familie Rousseau aus Paris, das sie im 16. Jahrhundert wohl aus konfessionellen Motiven verlassen. Aber in der Abzendenz Jean-Jacques' überwiegt das Genfer Blut. Rousseau ist nicht nur in Genf geboren (1712), er ist Genfer.

Mutterlos, ohne eigentliches Elternhaus, ohne Schulbildung ist er aufgewachsen; auch ohne daß jemand aus

seiner nächsten Umgebung ihm das Beispiel erster Pflichterfüllung gegeben hätte. Sein älterer Bruder geriet schlecht, lief davon und ist für seine Angehörigen früh verschollen. Er selbst zeigte ebenfalls Merkmale somatischer und psychischer Entartung. Ein körperliches Gebrechen des Kindes entwickelte sich später zur quälenden Krankheit des vierzigjährigen Mannes. Eine frankhaft gesteigerte Empfindungsfähigkeit verriet schon beim Kind ein gefährdetes seelisches Gleichgewicht.

Vom 12. bis 25. Jahr führt er ein unregelmäßiges Leben, bisweilen in guter, öfters in zweifelhafter und oft in schlechter Gesellschaft. In Hunger und Elend lernt er die Schrecken der Existenzlosigkeit kennen. Aus diesen Erfahrungen, die er in den Confessions offenherzig erzählt, rettet ihn seine bei aller Schwäche doch gute Natur, seine Freunde an edlen Genüssen, die Feinheit seiner seelischen Organisation, die ihn immer wieder höherem Streben zuführten, wobei der Frau von Warens, die ihm Schutz und Heimat gewährte, ein unbestreitbares Verdienst zufällt. In ihrem Hause holt er seine wissenschaftliche Bildung nach. Der Typus eines Autodidakten, studiert er als Fünfundzwanzigjähriger mit einem Eifer, der zu nervösen Erholungszuständen führt. Seine Versuche, als Erzieher tätig zu sein, misslingen.

1741 wendet er sich nach Paris, ohne zunächst festen Fuß fassen zu können. Ein 14 monatiger Aufenthalt als Sekretär des französischen Gesandten in Venedig (1743 bis 1744) macht ihn mit italienischer Literatur und Musik bekannt und gibt ihm politische Anregung. Er fasst den Plan, eine umfassende Staatslehre, Institutions poli-

tiques, zu schreiben. Später bezeichnet er seine Hauptwerke als Fragmente dieses größeren Werkes, das er nicht ausführte.

Seit 1744 ist er in Paris sesshaft. Er gründet mit Thérèse Levasseur und deren Familie einen Haushalt, den man nicht ein eigentliches Heim nennen kann, da er ihm ja seine fünf Kinder nicht anzuvertrauen wagte. Er findet eine behagliche und später recht einträgliche Stellung bei der hohen Finanz. In den ungefähr gleichalterigen Diderot und Dalembert, sowie in dem etwas jüngeren Fr. M. Grimm findet er Freunde. Er nimmt teil an den Zerstreuungen des eleganten Lebens der Hauptstadt, hat als dramatischer Dichter Erfolg, wird Mitarbeiter der Encyclopédie (Artikel über Musik und politische Ökonomie).

Da bringt das Jahr 1750 die berühmte Preisfrage der Akademie zu Dijon: Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à corrompre ou à épurer les mœurs. Die Frage versetzt ihn in unbeschreibliche Aufregung. Sein Inneres bricht wie ein Vulkan auf. Es ist eine Explosion von Empfindungen und Gedanken, deren Feuerschein ein grettes Licht über seine ganze weitere Lebensbahn wirft.

Der Discours, in welchem Rousseau die Frage behandelt, führt ihn plötzlich zur Berühmtheit, und nun nimmt er jene réforme somptuaire vor, durch die er dem gesellschaftlichen Leben den Krieg erklärt. Er gibt sein einträgliches Amt auf, legt sein Modelkleid nieder und zieht sich zurück, um vom Notenabschreiben zu leben. Er trägt die Allüren eines Sonderlings zur Schau. Eine Krise seines körperlichen Leidens begleitet diese Wandlung.

Zwischen wächst sein Ruf, besonders durch den mit Grimm gemeinsam geführten Kampf für die italienische und gegen die französische Musik, durch den Erfolg seines Singspiels *Le devin de village* und durch seinen zweiten Discours über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen (1755). Mit dieser zunehmenden Berühmtheit wachsen die Schwierigkeiten seiner selbstgewählten Sonderlingsstellung, wächst sein gesellschaftliches Mißbehagen inmitten der großen Stadt.

Als ein berühmter Mann besuchte er im Sommer 1754 seine Vaterstadt Genf. Er trat in den Verband ihrer Bürger und ihrer Konfession zurück und faßte den Plan, sich in Genf niederzulassen. Mancherlei Verstimmungen und insbesondere der Umstand, daß sich zur nämlichen Zeit Voltaire vor den Toren Genfs aniedelte, bewogen ihn indessen, die Bibliothekarstelle, die Genf für ihn bereit hatte, auszuschlagen und in Paris zu bleiben.

Da bot Frau von Epinay, Grimms Freundin, Rousseau das Gartenhäuschen (*L'ermitage*) als Wohnung an, das im Parke ihres Schlosses Chevrette, am Rande des Waldes von Montmorency, gelegen war. Im April 1756 zog Rousseau dort ein und es folgten Tage eines reinen ländlichen Glücks.

In dem Fünfundvierzigjährigen erwacht eine unbegrenzte Schaffenslust. Es stellt sich jene Schaffensleichtigkeit ein, die das sicherste Zeichen der Genialität ist.

In diesem weltfernen Waldhause sind die *Nouvelle Héloïse*, der *Contrat social* und der *Emile* im wesentlichen entstanden. Diese intensive schöpferische Arbeit überreizt ihn sichtlich. Allerlei Wünsche und Zumutungen seiner Freunde

und Gömer empfindet er als unberechtigte Eingriffe in sein Idyll. Missdeutungen, die seine Absonderlichkeiten erfahren, führt er auf die Lücke seiner Freunde zurück. Er glaubt sich von einem Komplott umgeben, verfolgt. Er bricht im Laufe weniger Monate mit seinen nächsten Freunden, Grimm, Frau von Epinay, Diderot, Dalembert, und schleudert auch dem fernen Voltaire eine Haßerklärung ins Gesicht.

Er erkennt in Voltaire den eigentlichen Inspirator jenes Artikels Genève der Encyclopédie (1757), der die Genfer Pastoren der Freidenkerei bezichtigt und der Stadt die Einführung des Theaters empfiehlt. Voltaire korrumpt in seinen Augen Genf durch Wort und Beispiel, und so entbrennt zwischen beiden der Kampf um Genf, in dessen Verlauf Voltaire das Geheimnis des Findelhauses der Öffentlichkeit preisgeben und Rousseau damit furchtbar verwunden wird (1765).

Zu Ende des Jahres 1758 siedelt Rousseau nach dem benachbarten Montmorency über, wo er häufig der Gast des Marschalls von Luxembourg ist. Die Nouvelle Héloïse erscheint 1761. Während er die Druckbogen des Emile korrigiert, packt ihn plötzlich der Verdacht, daß die Jesuiten den Druck seines Werkes zu verhindern bestrebt seien, daß sein Drucker von ihnen bestochen sei. Fassungslos überläßt er sich diesen Wahnsinnen, und seine vornehmsten Freunde und Gömer haben Mühe, diese schmerzvolle Erschütterung seines Innern durch den Nachweis der Grundlosigkeit seiner Befürchtungen zu beruhigen. In der wehmütigen Stimmung der Tage der Ermattung und Reue, welche folgen, schreibt Rousseau an den Herrn

von Malesherbes vier wundervolle Briefe, in denen er seines Lebens Glück und Unglück zu erklären unternimmt.

Das Erscheinen des *Contrat social* und des *Emile* zu Anfang 1762 erregt einen Sturm. Vor der drohenden Verhaftung flieht Rousseau nach der Schweiz. Aber Genf bedroht ihn ebenfalls, und Bern weist ihn aus. Da findet er im neuenburgischen Motiers, unter dem Schutz des Königs von Preußen und seines Statthalters, ein Asyl.

Hier arbeitet Rousseau an der Staatsverfassung, welche die Vorschriften von ihm zu erhalten wünschen. Auf den Hirtenbrief, den der Erzbischof von Paris hinter dem Flüchtigen her sandte, antwortet er mit einer flammanden Lettre à Christophe de Beaumont (1763) und gegen die Lettres écrîtes de la campagne, in welchen der Genfer Staatsanwalt Tronchin das Verhalten der Genfer Regierung zu rechtfertigen unternimmt, schleudert er seine Lettres écrîtes de la montagne (1764), die in Genf beinahe einen Bürgerkrieg entfesseln. Von diesen stürmischen Arbeiten erschöpft, wendet er sich botanischen Studien und musiktheoretischen Arbeiten zu. Auch fasst er den Plan, den Angriffen seiner Gegner eine Verteidigungsschrift entgegenzustellen, die rückhaltlose Auskunft über sein Leben gäbe: er beginnt seine Confessions zu schreiben. Sie werden 52 Jahre seines Lebens umfassen, und das zwölfe und letzte Buch wird er sechs Jahre später abschließen (1771).

Inzwischen begann es auch in seiner nächsten Umgebung, in Motiers, zu gären. Steinwürfe fielen gegen sein Haus. Die Petersinsel des Bielersees beherbergt ihn einige Wochen, bis Bern seinen Austrweisungsbefehl wiederholt. Er verläßt die „mörderische Schweiz“, um

sich mit einem neu gewonnenen Freund, David Hume, nach England zu wenden. Dort bezog er einen Landsitz in Derbyshire, den ihm ein Bewunderer zur Verfügung gestellt hatte. Doch fand der berühmte französische Guest in England nicht nur Bewunderer, sondern es drangen auch die Worte von Spöttern und Gegnern an sein Ohr. Andere Verdrießlichkeiten schürten das glimmende Feuer des Misstrauens. Von neuem schlagen die Flammen des Verfolgungswahns über dem Unglücklichen zusammen, und in trauriger Flucht verläßt er im Frühjahr 1767 das Land. Er irrt in Frankreich von Versteck zu Versteck. Im Sommer 1770 darf er in Paris Wohnsitz nehmen. Das Aufsehen, das seine Anwesenheit erregt, läßt bald nach. Dem Argernis, das er durch Vorlesung seiner Confessions bereitet, macht die Polizei durch ein Verbot dieser Vorlesung ein Ende. Sie nährt damit von neuem seinen Verfolgungswahn. Als unglücklichsten Tagen stammen jene Briefe, in welchen er mit seinen besten Freunden bricht, und jene drei Dialoge: Rousseau juge de Jean-Jacques (1772—1776); aus ruhigeren Tagen jene träumerischen Erinnerungsgänge durch sein Leben, die er Les rêveries d'un promeneur solitaire betitelt (1776 bis 1778). Als Trosterin begleiten ihn durch diese Zeit Musik und Botanik. Er komponierte und sang unermüdlich. Nachdem sein Dictionnaire de musique vollendet, schreibt er zu Anfang der siebziger Jahre das Dictionnaire de botanique und einen musterhaften Leitfaden des botanischen Anschauungsunterrichts.

Am 2. Juli 1778 starb er eines plötzlichen, doch natürlichen Todes zu Ermenonville bei Paris auf dem Landsitz

eines seiner Gönner. Seine Reste ruhen seit 1794 neben denen Voltaires im Pantheon zu Paris. —

Als Rousseau in die französische Literatur eintrat (um 1750), da widerhallte sie vom Feldgeschrei des philosophischen Naturalismus und des Individualismus. Es herrschte eine der überlieferten zwangsreichen Kirchenlehre feindliche, vernunftmäßige Zergliederung aller Anschaunungen und Lehren auf allen Lebensgebieten. Der Mensch sollte von den Fesseln, in welchen Kirche, Staat und Gesellschaft seinen Geist geübt, befreit werden; er sollte seine natürlichen und persönlichen Lebensansprüche frei entfalten dürfen unter der Führung der von allen Hemmnissen befreiten, durch keine kirchlichen, staatlichen, gesellschaftlichen Rücksichten gebundenen Vernunft: *la raison!* Man predigte eine völlig neue Ordnung des Lebens, in welcher der Mensch, des Gängelbandes der Tradition ledig, seiner eigenen natürlichen Entwicklungsfähigkeit (*perfectibilité*) überlassen, eine unübersehbare Bahn zu einer immer vollkommeneren, reineren, glücklicheren Kultur durchlaufen würde: ein Evangelium der Weltfröude, des Bildungs- und Kulturstolzes.

Diesem bildungstolzen Zeitalter schleuderte der 38jährige Rousseau die Herausforderung ins Gesicht: Auf Eure Zivilisation, Eure Wissenschaften und Künste braucht Ihr nicht stolz zu sein. Der Weg, den sie führen, ist nicht ein Weg aufwärts zu höheren reineren Lebensformen, sondern ein Weg abwärts zum Verderben der Menschheit. Das Menschheitsparadies liegt nicht vor Euch, wie die Propheten der Perfektibilität lehren, sondern

unwiederbringlich hinter Euch. Jene raison, die Euch was anderes vorgaukelt, ist eine Verführerin; jene perfectibilité ist ein Fluch. Rousseau lehrt ein Evangelium des Weltjahrmarktes.

So entsteht aus der weltfreudigen Lebensanschauung der Aufklärung als Gegenjaz die welschmerzliche Rousseaus. In seiner ersten „Rede über die Wissenschaften und Künste“ (1750) will er — die historische Behandlung rasch beiseite schiebend — beweisen, daß Wissenschaft und Kunst, dem Laster entsprungen und ihm dienstbar, dem Glück der Menschheit hinderlich sei. Das Glück liege in der Tugend, und über diese unterrichte die Stimme des Gewissens ohne wissenschaftlichen noch künstlerischen Firlefanz. Doch sei, wie die Verhältnisse einmal liegen, an eine Ausrottung von Kunst und Wissenschaft nicht mehr zu denken; man müsse sich mit einer Beschränkung begnügen. Gegenwärtig sehe es in der Welt aus, als hätte man Angst, es könnte zu viele Bauern und zu wenig Philosophen geben. Und doch sollte nicht Arethi und Plethi studieren, sondern nur die Begabtesten, und die sollten nicht Stubenmenschen, sondern Menschen des werktätigen Lebens sein.

Bedeutender und origineller als diese noch vielfach schülerhafte Deklamation ist die zweite „Rede über die Ungleichheit“ (1755). Rousseau beginnt mit einem Idealbild des glücklichen Naturzustandes der Menschheit, das Voltaire zu dem Scherze bewog, man bekomme ordentlich Lust, auf allen Bieren zu gehen. Infolge der perfectibilité haben sich aus der glücklichen, in völliger Gleichheit lebenden Masse der Naturmenschen einzelne mit

entwickelterer Denkkraft empor und strebten, ihre Lebenslage auf Kosten der andern zu verbessern. Sie traten in den „Zustand der Reflexion“ ein, der „unnatürlich“ ist. „Der Mensch, der nachdenkt, ist ein verdorbenes Geschöpf.“ So entstand Ungleichheit. Es entstand das Eigentum, diese Quelle alles moralischen Übels, denn „die Früchte gehören allen und die Erde gehört niemand“. Es entstanden Staatsvertrag, Läbrigkeit, Gezeze, Alleinherrschер. Mit stürmischer Beredsamkeit redet er den Besitzenden, Herrschenden, angejichts der „hungrigen Menge, die des nötigsten entbehrt“, ins Gewissen. Ausdrücklich lehnt Rousseau für seine Darstellung das Studium der geschichtlichen Fakta ab. Voraussetzunglos, bloß auf Grund seiner Ideen über die menschliche Natur errichtet er ein Gebäude von Hypothesen. Nicht Geschichte, sondern einen Roman schreibt er: Den Roman des Sündenfalls, der den Menschen aus dem Eden der Gleichheit vertrieb, zu dem es nun keine Rückkehr mehr gebe. Die Zivilisation hat des Menschen Glück unwiederbringlich zerstört. Es kann sich nur darum handeln, noch weiteren Verfall aufzuhalten.

Diese pessimistische Auffassung der Zivilisation lenkt den Blick unwillkürlich zu einem modernen Systematiker, der auf andern Grundlagen, aber mit der nämlichen Kühnheit und Voraussetzunglosigkeit den Roman des Verfalls der Menschheit geschrieben hat: Gobineau.

Aus solchem Gedankengang heraus ist Rousseaus „Brief über die Theateraufführungen“ (1758) geschrieben: Das Theater ist eine Blüte der Zivilisation, ist eine Schule schlechter Sitten, woran Schauspieler und Dichter (z. B. Molière, insbesondere sein „Misanthrop“) in gleicher Weise

Schuld tragen. Bereits verdorbene Großstädte wie Paris mögen ihre Theater haben. Ja Rousseau wahrt sich ausdrücklich das Recht, für solche Theater selbst zu schreiben. Über Genf, das bisher theaterlos gewesen sei, ermahnt er leidenschaftlich, sich vor dieser Pest zu hüten und in allerlei unschuldigem Spiel, ja in alkoholreicher Geselligkeit die sonntägliche und abendliche Erholung von der Arbeit zu suchen.

Von dem nämlichen Wunsche, den Menschen nach Möglichkeit vor weiterer Kulturinfektion zu bewahren, ist auch Rousseaus Emile (1762) getragen. Er stellt gleichsam das Fazit der beiden Discours dar, mit welchem ihn Rousseau selbst zu einer Einheit zusammenstellt. Rousseau erklärt, er habe in seiner kurzen Erziehertätigkeit einsehen lernen, daß er ein schlechter Praktiker sei. Er lasse deshalb die Praxis, das heißt die Frage der Ausführbarkeit, außer Betracht und gebe in Emile nur „Traumbilder eines Phantasten“. Sein Zögling Emil ist ein Abstraktum, mit welchem er seine Konstruktionen vornimmt, wie der Geometer mit seinen Figuren. Aber diese Erziehungsgeometrie ist durch die Einbildungskraft des Poeten belebt und mit der leidenschaftlichen Beredsamkeit des Priesters vorgetragen. Sie wird zum förmlichen Roman. Emile ist ein Protest gegen die Schulmeisterei, die manie enseignante et pédantesque, die in den „lächerlichen Einrichtungen, die man Gymnasien nennt“, das Kind mit Kenntnissen vollpfropft und darüber die eigentliche Erziehung zum Menschen vernachlässigt. „Es handelt sich weniger darum, zu unterrichten, als zu leiten.“ Rousseau gibt eine förmliche „Erklärung der Menschen-

rechte des Kindes". Er hat übrigens nur die Erziehung des Reichen im Auge, die es zu vereinfachen gilt. An Volkschulung denkt er nicht, da er ja überhaupt bildungsfeindlich ist.

Rousseau begleitet Emil von seiner Geburt an bis zur Verheiratung. Der Säugling wird nicht von einer Amme, sondern von der Mutter ernährt. Die freie Bewegung seiner Glieder darf kein Wickelband hemmen: Natur! Natur! Doch werden die natürlichen Erzieher des Kindes — die Eltern — durch einen Hofmeister ersetzt und seine natürliche Gesellschaft — andere Kinder — fern gehalten. Bis zum zwölften Jahre erhält Emil kein Buch; er lebt ein rein auf Sinneserfahrung gegründetes Leben (*dans la dépendance des choses*), ohne zu wissen, was Gehörjam ist, sondern einzig von der materiellen Notwendigkeit geführt, indem er sich an den Dingen stößt. Diese „Dinge“ werden vom Erzieher kunstvoll verteilt, so daß sich für den Knaben immer neue Erfahrungen ohne irgendwelche Moralpredigten ergeben. Der Erzieher sichert sich das Einverständnis der ganzen Umgebung, um durch eine Reihe von pädagogischen Theatercous das Kind wie aus einem Versteck zu leiten. Mit dem 12. Jahre beginnt naturwissenschaftlicher Anschauungsunterricht. Emil erhält den Robinson zur Hand, lernt ein Handwerk, damit er auf sich selbst gestellt sei, wenn er von der nahenden sozialen Umlöhlung ins Leben hinausgeschleudert wird. So ist, nach Rousseau, Emil mit 15 Jahren ein Junge, der zwar von Moral, Metaphysik, Geschichte nichts kennt, der aber klare und richtige Vorstellung hat und weiß, was er tut. Jetzt, da der Knabe in die körperliche und seelische Krije

eintritt, heißt es, die erwachenden Leidenschaften — nicht unterdrücken, denn die Natur ist ja gut, sondern zu seinem Besten lenken. Es werden ihm die Menschen zunächst aus der Ferne gezeigt. Er lernt die Moralbegriffe kennen und wird über Gott im Sinne der Naturreligion unterrichtet. Mit 18 Jahren wird Emil in die Gesellschaft eingeführt. Er beschäftigt sich mit Literatur, die Rousseau aber gering schätzt als Spielerei bezeichnet. Dann wird eine Frau für Emil gesucht, die auch eine élève de la nature sei. Das letzte fünfte Buch schildert romanhaft diese femme de l'homme, Sophie. Nachdem Emil zwei Jahre auf Reisen gegangen, vermählt er sich, und der Erzieher verabschiedet sich nach 25 jähriger Tätigkeit.

Der Grundgedanke des Emile ist: Erziehung des Menschen zur Immunität gegenüber gesellschaftlicher Infektion. Der jugendliche Mensch soll als homme de la nature heranwachsen. Da er von Natur ja gut ist, so gilt es einfach, die Verderbnis der Zivilisation von ihm fernzuhalten („negative Erziehung“). Schutz seiner natürlichen Güte und Vortrefflichkeit! Von einer Stärkung des Willens, einer Erziehung zur Pflicht ist nicht die Rede.

Rousseaus Emil ist der idealisierte Rousseau.

Trotz vieler Entlehnungen ist das Werk in hohem Maße originell und persönlich. Durch die Kühnheit des ganzen Baues, die Unerbittlichkeit der Forderungen, die Eindringlichkeit der harmonischen Sprache erschien es wie eine Offenbarung und jetzt die Gemüter in die heftigste Auseinandersetzung.

Eine Stelle des Emile erregte besonders Bewunderung und Verdammung. Im vierten Buch, da von Emils

religiöser Erziehung die Rede sein soll, nimmt Rousseau Veranlassung, das Glaubensbekennnis mitzuteilen, das einst ein savoyischer Vikar einen armen, flüchtigen jungen Genfer in Turin gelehrt habe, „bei Sonnenaufgang, auf einem Hügel über dem Po, zu dem die Alpenkette herüber-schaute“. Die Grundlage dieser profession de foi du viaire savoyard, die sich gegen die Materialisten wendet, ist das Gefühl (*le sentiment intime*). Der verneinenden Vernunft der Zeitgenossen setzt Rousseau das bejahende Herz entgegen: Ich fühle, daß Gott ist und daß er gut ist. Also muß auch die Natur gut sein. Wo sie es nicht ist, sondern das Übel, moralisches oder physisches, herrscht, da stammt es vom Menschen her:

Die Welt ist vollkommen überall,

Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Den Bibelglauben verschmäht Rousseau; die Offenbarung lehnt er ab. Er glaubt nur an die Offenbarung seines Herzens. Man fühlt seine Stimme vor Erregung zittern. Rousseau ist religiös, aber unkirchlich.

Die Enzyklopädisten spotteten des savoyischen Vikars; aber Voltaire, dem Rousseaus gefühlsselige Art sonst herzlich zuwider war, pries ihn als Bundesgenossen im Kampfe gegen den Atheismus. Über der Unkirchlichkeit des Bekennnisses übernahm er, daß Rousseaus Gottesglaube aus einer ganz anderen Quelle floß als der seine und daß auch hier Rousseau sein Widerpart war.

Von der Schule Rousseaus sind heute noch diejenigen, die, von Herzen religiös, mit den Dogmen der Kirche nicht einverstanden sind; die das Wesentliche des Gottesdienstes im Kultus des Herzens sehen und die Kirche

deshalb freier gestaltet sehn wollen (undogmatisches Christentum).

Der Roman, den Rousseau einige Monate vor dem Emile hatte erscheinen lassen, trägt den dreifachen Titel *Julie ou la nouvelle Héloïse ou lettres de deux amants habitants d'une petite ville au pied des Alpes* (1761): die Geschichte der Liebe eines plebeijischen Hauslehrers (Saint-Preux) zu seiner vornehmen Schülerin (Héloïse), in Briefen, mit Naturschilderung aus den Alpen. Die beiden Helden sind „schöne Seelen“, das heißt edelgesinnte und feingebildete Menschen mit rührseligen, schwachen Herzen. Sie schreiben sich von Leidenschaft durchglühte Briefe, die dem Ganzen einen Ithischen Charakter geben. Rousseau legt die ganze Erregung seines 45 jährigen Herzens, das eben einen Nachsommer der Liebe erlebte, in die Geständnisse der beiden Briefschreiber. Aber Julie ist einem anderen als Gattin bestimmt, dem älteren, trefflichen Wolmar, und nach dem ersten Teil (120 Briefe) mit seinen heißen Ergüssen folgt ein kühlerer zweiter Teil, der uns statt der irrenden, jugendlichen Geliebten die treue, hingebende Gattin und Mutter zeigt und das schuldlose Zusammenleben zu dritt, Julie und Wolmar mit St.-Preux, unter vielen lehrhaften Ausführungen über Erziehung und Landleben, Moral und Glauben, schildert. Aus diesem Idyll stirbt Julie plötzlich weg, ein Opfer der Mutterliebe bei der Rettung ihres Kindes. Dieser lehrhafte zweite Teil ist eine Art moralischen Schutzbaches für den ersten.

Diese Frauenbiographie, die Lehr-, Wander- und Meisterjahre eines Weibes darstellend, hat ihr äußerest

Vorbild in den Romanen des Engländer Richardsons, den Rousseau als Poet nachahmte und weit übertraf. Unter dem Einfluß des Rousseauschen Romans entstand Goethes „Werther“ (1774), von dem sein Verfasser wenig später (1777) launig sagte, daß er mit der Nouvelle Héloïse zusammen die „Gründuppe der Empfindsamkeit“ darstellt.

„Werther“ steht als Kunstwerk über der Nouvelle Héloïse. Er ist einheitlicher, lebenswahrer und duftiger zugleich.

Rousseau machte sich im Ermitage auch daran, die Herzenschwärmerie schöner Seelen in ein förmliches System zu bringen und eine Morale sensitive (Ethik der Empfindsamkeit) zu schreiben, deren Entwurf verloren ist.

Obwohl Rousseau im Eigentum eine Hauptquelle unseres Unglücks sieht, verlangt er nicht seine nachträgliche Abschaffung, sondern nur seine gleichmäßige Verteilung. Es soll weder Bettelhaftigkeit noch Üppigkeit geben. Der Staat soll nicht Armenhäuser bauen, sondern den Bürger verhindern, arm zu werden. Da die ganze gegenwärtige staatliche Ordnung zugunsten des Besitzenden sei, so gelte es, durch andere Steuergesetze, durch Einführung eines steuerfreien Existenzminimums, einer progressiven Einkommensteuer, durch Luxussteuern, diesen Zustand zu mildern. Rousseau ist weit von sozialistischen Lehren entfernt, aber seine Urteile und Vorschläge sind einer leidenschaftlichen Interpretation fähig und haben diese Interpretation gefunden, so daß allerdings der Sozialismus Anregung von ihm empfangen hat. „Das Eigentum ist die wahre Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft und das wahre Pfand der bürgerlichen Verpflichtungen“

heißt es in dem Aufsatz *De l'économie politique* (1755), den Rousseau für die *Encyclopédie* geschrieben. Das ist auch der Standpunkt des berühmten *Contrat social ou principes du droit politique* (1762). Der „Staatsvertrag“ ist eine politische, nicht eine soziale Schrift. Ihre Vorrede zeigt, daß Rousseau seine Augen auf die kleine Republik Genf, einen Stadtstaat, gerichtet hält. Wenn er sich auf dem Titel *citoyen de Genève* nennt, so will er sich damit gleichsam das Recht wahren, als Ausländer im monarchischen Frankreich republikanische Gesinnung zu vertreten. Seine Lehre geht gegen die Monarchie.

Das Buch gilt der Erörterung der Frage: „Welches ist die Grundlage des menschlichen Staats und was läßt sich von diesen Grundlagen aus über die vorteilhafteste Ausgestaltung der politischen Einrichtungen sagen?“ Die Schrift behandelt also die Frage nach der besten Staatsform und beantwortet sie dahin: Es ist der Volksstaat mit allgemeinem Stimmrecht, obligatorischem Referendum, häufigen Volksversammlungen ohne parlamentarische Vertretung und mit einer aus der Volkswahl hervorgegangenen, jederzeit abberufbaren Regierung, die aus den Tüchtigsten des Landes besteht. Das Ideal wäre freilich die reine Demokratie ohne jegliche Regierung. Aber nur „ein Volk von Göttern“ könnte ihr genügen. Dabei schwebt Rousseau für Frankreich die Einrichtung kleiner Bundesstaaten vor (*système fédératif*), die freilich nur durch eine Revolution erreicht werden könnte, über die er sich vorsichtig äußert. Aber Rousseau ist revolutionär.

Diese Lehren werden in vier Abschnitten dargelegt. Der erste handelt vom Wesen und Ursprung des Staates.

Nicht auf Grund geschichtlicher Forschungen, sondern rein theoretisch wird der Staat auf einen Vertrag zurückgeführt, laut welchem jeder einzelne seine sämtlichen Rechte an die Allgemeinheit abgetreten habe, um sie von dieser Allgemeinheit auch wieder garantiert zu erhalten: Eigentum, Leben, Unabhängigkeit. Von dieser Allgemeinheit (le souverain), die in Majoritätsbeschlüssen ihren Willen kund gebe, abhängen, aber nur von ihr abhängen, heiße frei sein. Mit dem Staatsvertrag ist an Stelle des Naturzustandes, in welchem der Einzelwille herrscht, der politische Zustand getreten. Der Mensch ist darin also denaturiert. Weigert er sich, seinen Einzelwillen dem des Souveräns zu unterwerfen, so wird er dazu gezwungen: Man wird ihn zwingen, frei zu sein.

Der zweite Abschnitt erörtert die unveräußerliche Souveränität des Volkes, die im Notfall auch über das Leben der Bürger verfüge, behandelt die Gesetzgebung, welche die Freiheit und Gleichheit aller zum Ziel habe, und die Stellung des Gesetzgebers.

Der dritte Teil spricht vom Wesen der Regierung, deren Mitglieder einfach beauftragte Kommissionäre des souveränen Volkes seien.

Der vierte Abschnitt, dem besonders Rousseaus Arbeit von 1759—1761 galt, handelt von den Mitteln, den Staat zu befestigen, wobei namentlich die Frage von Religion und Kirche besprochen wird. Der moderne Staat besitze einen Feind, den der antike nicht gekannt habe: das Christentum. Am gefährlichsten sei es in der Form des Katholizismus. Aber auch die von Herrschergelüsten freie,

rein innerliche Religion der Evangelien sei staatsfeindlich, da des Christen Vaterland nicht von dieser Welt ist, deren Elend und Thrannei er ergeben trägt. Der Staat muß also, da er der Religion bedarf, eine seinem Wesen entsprechende religion civile selbst aufstellen. Ihre Dogmen werden sich auf den Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit, die dem Guten Glück und dem Bösen Strafe bringen wird, beschränken, die Heiligkeit des Staatsvertrags und der Gesetze lehren und die Unduldsamkeit ächten. Im übrigen soll das religiöse Herzensbekennniß des einzelnen völlig frei sein. Wer die Dogmen der bürgerlichen Religion nicht annehmen will, wie zum Beispiel der Katholik, der soll als staatsfeindlich verbannt werden. Wer sie „nachdem er sie mit dem Munde bekannt hat, durch seine Taten verleugnet, der soll mit dem Tode bestraft werden“.

So verbindet Rousseau Demokratie und Glaubenszwang.

Der *Contrat social* ist ein festgefügtes Gebäude politischer Konstruktion, ein Buch politischer Geometrie, dessen Lehrsätze wie Blitze zünden und dessen Worte: citoyen, liberté, égalité, peuple souverain in einem Strahlenglanze erschienen. Man findet ihr Echo in den verfassungsmäßigen Erklärungen des jungen amerikanischen Freistaats von 1776 und in der Erklärung der Menschenrechte von 1789, in den Verfassungen von 1791 und 1793 wieder. Alle revolutionären Parteien beriefen sich auf Rousseau, um Grundsätze oder Vorwände für ihr widersprechendes Handeln zu finden. Rousseaus Ideen leiteten die friedliche und die blutige Regenerationsarbeit. Der Nachweis,

daz Rousseau eine Reihe seiner Gedanken bei andern gefunden, und daz insbesondere der Gedanke des Staatsvertrags 2000 Jahre älter ist, rauben auch diesem Buche seinen Ruhm der Originalität nicht. Erst Rousseaus schriftstellerischer Meisterschaft und der Energie seiner Behandlung ist es gelungen, die Lehren der Volksouveränität zu einer treibenden Kraft im Staatsleben zu machen.

Während in Frankreich die Revolutionäre Rousseaus Schüler waren, waren es in Deutschland die politischen Reformatoren.

Der Rückschlag, der auf die Revolution folgte, hat in Frankreich dem Andenken Rousseaus neue heftige Feindschaften gebracht. Der spätere Liberalismus von der Schule Lamartines hat Rousseau als den grand anarchiste de l'humanité bekämpft. Auch die demokratische und die sozialistische Schule, insofern sie ihre Ansprüche historisch begründen, lehnen Rousseaus Konstruktionen ab. Gewiß ist die Zeit vorüber, da diese Konstruktionen eine unmittelbare Wirkung auf die Wandelung unserer Institutionen ausüben. Aber als ein mächtiges Denkmal in der Entwicklungsgeschichte der abendländischen Völker wird das Buch immer unser Auge auf sich ziehen, und immer wieder wird seine Lehre von der Volksouveränität in einzelnen und mit einzelnen aufblitzen und wie ein Scheinwerfer sein Licht über die wechselnden politischen Bahnen der modernen Völker werfen.

Rousseau ist ein ideengeschichtliches Phänomen. Aus den Tiefen des Volkes aufgestiegen, hat er einer Gesellschaft, die dieses Volkes vergessen und die Brücke zu dem abgebrochen hatte, was ursprünglich, natürlich, allgemein

menschlich ist, ins Gewissen geredet: Es gibt viel wichtiger, erhebendere, wahrere Dinge als die Ihr da treibt in Eurer städtischen, abgezirkelten, geckenhaften Exklusivität. Es gibt eine Solidarität, die auf der Natur beruht. Da sind die starken Wurzeln unserer Kraft!

Wenn es wahr ist, daß die größte Tat der modernen Zeit die Entdeckung des sozialen Gewissens ist, so ist diese Tat in erster Linie Rousseau zu danken. Wie sagte es Kant?

„Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe, darin weiter zu kommen. . . Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses alles könnte die Ehre der Menschheit machen und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurechtgebracht. Dieser verblendete Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren und würde mich viel unnützer finden als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Be trachtung allen übrigen einen Wert geben könne: die Rechte der Menschheit herzustellen.“

Und wie viele andere hat er mit dem nämlichen Geiste erfüllt! Von Frankreich, Italien, England nicht zu reden: die deutschen Stürmer und Dränger, Hamann, Herder, Goethe, Schiller, Fichte usw. Die einen blieben seinem Geiste zeit ihres Lebens verfallen; andere wie Goethe gingen durch Rousseau hindurch und entwickelten sich weiter, immer dankbar des Führers ihrer Jugend gedenkend und immer wieder Anregung aus ihm schöpfend. Goethe ist fast in jeder Richtung seiner universalen Tätigkeit Rousseau verpflichtet, und wenn er als Jüngling „Werther“ ohne

Rousseau nicht würde geschrieben haben, so würde er als Greis „Dichtung und Wahrheit“ ohne die Confessions uns wohl auch nicht geschenkt haben.

Und die Geisteswellen, die Rousseaus Worte erregten, schlagen eben jetzt lebhaft an die Pforten des Orients und fließen mit den Werken Tolstois wieder zu uns zurück.

Als Rousseau den Französen ihre in Formalismus verknöcherte Musik vorhielt; als er unter ihnen als Prediger der Natur, der Alpenlandschaft, des Landlebens, der Demokratie auftrat und ihnen in seiner brüskten Art unmödliche Dinge in unmödlicher Rede sagte, da schalteten sie ihn einen Fremden, der nicht zu ihnen gehöre, einen Ausländer, einen Genfer, einen Allobrogen. Er fand kein Französisch, hieß es, dieser Schweizer aus Genf, und Voltaire höhnte über die Nouvelle Héloïse als über einen roman suisse.

Die Schweiz darf ihn um so mehr als den ihrigen in Anspruch nehmen, als es gewiß das provinzielle, protestantische Genf gewesen ist, das Rousseau geformt hat, aus dessen Geist er geboren ist als Suisse romand.

Und zu der nämlichen Zeit, da dieser Genfer gegen die geistigen Fesseln Frankreichs kämpfte, haben in der öst-schweizerischen Hauptstadt Zürich Bodmer und Breitinger ihren siegreichen Kampf gegen Gottsched und den Klassizismus geführt. Die Schweiz hat damals die weltbeherrschende französische Kultur von zwei Seiten, der welschen und der deutschen, angegriffen. Sie ist in jenen Jahren in doppeltem Sinne eine Führerin gewesen, in Genf und in Zürich, eine Führerin im literarischen Befreiungskrieg Deutschlands.

Gerade in dieser Verbindung von Germanentum und Romanentum liegt ihre Eigenart. In dieser Eigenart hat sie an dem Kulturleben der großen Staaten teilgenommen, die sie umgeben, und sich dessen weder undankbar noch unwürdig erwiesen, weder damals noch heute.

Von Rousseau scheidet man nicht ohne Wehmut. Er zeigt das Bild eines Menschen, das heißtt eines Kämpfers, der auf unsere Nachsicht um so mehr Anspruch hat, als er ein Kranker war. Auf seiner frankesten psychischen Veranlagung ist seine ideengeschichtliche Bedeutung erwachsen; sie hat ebenjowohl zu seinem Ruhm, wie zu seinem Irresein geführt. Das Zündende und Aufregende von Rousseaus Schriftstellerei liegt in seiner zuchtlosen Empfindungsähnlichkeit. An den Flammen dieser Egregbarkeit hat sich die Fackel jener Meisterwerke entzündet, mit welchen er die Bahn der Menschheit für Jahrzehnte erleuchtet hat. Aber die Flammen haben auch über seinem Haupte zusammengefallen und viel edles Leben in ihm versengt.

Seine wunderbare Begabung führte ihn zu jenen unerhörten literarischen Triumphen, die seine Eitelkeit bis zum Größenwahn steigerten, und der brachte ihn in immer neue schmerzliche Konflikte mit der Außenwelt. Wo natürliche Gegnerschaft ihm erwachsen war oder seine Ansprüche Streit herbeigeführt hatten, da sah Rousseau ungeheuerliche, seinem Größenwahn entsprechende Komplotten, die es auf seine moralische Vernichtung abgesehen hätten. Sein Ruhm und sein Elend fließen aus derselben Quelle. Die Eigenart seiner Veranlagung ward sein Fluch: *genio e pazzia*.

Aber die Arbeit dieses Kranken wiegt die von Millionen Gesunder auf, deren biedere Gesundheit sie nicht zu solchen Errungen, aber auch nicht zu solchen Leistungen geführt hat. „Ströme lebendigen Wassers“ sind von ihm ausgegangen und über welsche und deutsche Lande geflossen. Wenn sie heute von der Oberfläche unseres Lebens verschwunden sind und sich in die Tiefen verloren haben, so braucht der Historiker keine Wünschelrute und braucht auch nicht lange zu graben, um sie zu finden. Er braucht sich nur zu bücken, um ihr geheimnisvolles Rauschen und Brausen in der Tiefe zu hören.

---

## Deutsche und Romanen in der Schweiz.

Vor zehn Jahren hat J. Zimmerli sich an die Aufgabe gemacht, die Grenze zu untersuchen, die auf schweizerischem Boden französische (welsche) und deutsche Sprache, frankoprovenzalischес *Patois* und alemannische *Mundart*, scheidet. Er hat die Ergebnisse dieser mühevollen Untersuchung, welche Gegenwart und Vergangenheit umfaßt und auf Grund mündlicher und urkundlicher Information an Ort und Stelle geführt worden ist, in einem umfangreichen Werke niedergelegt, das nun vollendet vorliegt<sup>1)</sup>. Diese Schrift über „Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz“ ist die Leistung eines unverdrossenen und sehr fundigen Forschers und bedeutet einen höchst wertvollen Beitrag zur Geschichte unseres deutſch-romanischen Vaterlandes. Der Sprachforscher, der Kulturhistoriker, der Politiker wird in gleicher Weise daraus lernen können, und in einem Lande, wo ein mehrsprachiges souveränes

---

<sup>1)</sup> Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz von Dr. J. Zimmerli; I. Teil: Die Sprachgrenze im Jura; II. Teil: Die Sprachgrenze im Mittellande, in den Freiburger Wadtländer und Berner Alpen; III. Teil: Die Sprachgrenze im Wallis. Basel und Genf, 1891—99.

Volk seines eigenen Glückes Schmied ist, muß ein solches Buch über das Zusammenwohnen deutscher und welscher Elemente von allgemeinem Interesse sein. Es gibt über Verhältnisse, die für das Schicksal unseres Landes nicht gleichgültig sind, unparteiischen entwicklungsgeschichtlichen Aufschluß.

Auf diesem grundlegenden Werke beruht die folgende Darstellung, in welcher zu der reichen Ernte, die Zimmerli eingebracht hat, noch eine Nachlese eigener Überlegungen und Interpretationen gefügt ist, ohne daß diese Ahren der Nachlese von den Garben des Schnitters geschieden wären.

## I.

Zimmerli ist 1890 zu einer linguistischen Wanderrung aufgebrochen, die ihn zunächst durch den Berner-Jura, nach Biel und von hier dem linken Ufer des Sees und der Zihl entlang bis zum neuenburgischen Saint-Bleïse geführt hat. Das Resultat dieser ersten Forschungen hat er 1891 veröffentlicht in einem Bande, der über die sprachlichen Verhältnisse von etwa siebzig jurassischen Ortschaften Aufschluß gibt (Seite 1—80) und auf sechzehn Tabellen für neunzehn romanische Dörfer (z. B. Charmoille, Sohhières, Grandval, Court, Tavaunes, Orvin, Diesse, Lignières) die Lautung von etwa 450 Wörtern zusammenstellt, eine Vereinigung von über 8000 Patoisformen, die reiche linguistische Belehrung in sich schließt.

Diese Sprachgrenze, die auf eine Länge von etwa 80 Kilometern den Jura erst kreuzt: Charmoille —

Mervelier — Frinvillier, dann seinem Rücken entlang läuft bis zu den Höhen über Ligerz (deutsch) und bei Neuveville zum Ufer des Bielersees heruntersteigt, um diesem und der Zihl zu folgen, fällt ziemlich mit der heutigen Grenze zwischen dem galloromanischen Steinhaus und dem dreifässigen Haus der alemannischen Nordschweiz zusammen. Man darf sich diese heutige Sprachgrenze im Berner und Neuenburgischen Jura indessen nicht als eine Linie vorstellen, welche französische und deutsche Sprache so scharf schiede, wie dies z. B. nach den Forschungen von Constant This für Elsass-Lothringen der Fall ist. Allerdings sind die alemannischen<sup>1)</sup> Ortschaften, die an unserer jurassischen Sprachgrenze liegen, meist rein deutsch (ausgenommen Welshentrohr, Grenchen, Biel und Umgebung, wo die Einführung der Uhren-Industrie bedeutende französische Einwanderung zur Folge gehabt hat); aber die romanischen Gemeinden längs der Sprachgrenze weisen meist erhebliche deutsche Minderheiten auf, so daß für sie die Zweisprachigkeit fast als Regel gelten kann. Die Sprachgrenze des Jura stellt demnach eine Zone dar, die von doppelsprachigen romanischen Dörfern gebildet wird.

Diese Doppelsprachigkeit führt stellenweise zu einer starken Sprachmischung: Das Französische dieser Dörfer wird mit vielen deutschen Ausdrücken durchsetzt, am meisten in Sognière und in Romont (bei Bauffe-

<sup>1)</sup> Ich brauche den Ausdruck Alemannen, alemannisch im Sinne von Deutschschweizer, schweizerdeutsch, ohne Rücksicht darauf, ob die betreffenden Gebiete als ursprünglich alemannisch oder als erst nachträglich alemannisiert zu gelten haben.

lin), wo man Verba, wie furer (Feuer anmachen), graser (mähen), groter (geraten), goueter (besser werden), Sätze wie soli a goueté (daß hat sich gebessert); a faut ahinquer setu teher (man muß diesen Wagen „anhunken“ und hybride Bindungen wie fereconter (sich verrechnen), déchtopfer (die Verstopfung beseitigen) findet.

Das Französische dringt also heute nur an einzelnen Punkten (industriellen Zentren) in deutsches Sprachgebiet vor; das Deutsche aber sickert fast auf der ganzen Linie ins romanische Gebiet durch.

Diese Erscheinung hängt einerseits mit allgemeinen Ursachen zusammen; andererseits kann sie von rein örtlichen topographischen, politischen, kirchlichen, wirtschaftlichen Faktoren bedingt sein. Halten wir uns hier, wo für das Detail kein Raum ist, an ihren allgemeinen Charakter: der romanische Einwanderer kommt im Dienste der Industrie mit Vorliebe in städtische Gemeinden herüber; der deutsche Auswanderer geht als Bauer, Knecht, Handwerker, Kleinhändler, Dienstbote hinüber und nimmt die vom industriell gewordenen Romanen verlassenen Posten ein, besonders auch auf dem Lande, und häufig genug bezieht der deutsche Pächter einzam gelegene Bauernhöfe. Es ist, als ob sich in diesen wirtschaftlichen Verhältnissen noch der alte Gegensatz zwischen der gesellschaftlichen Natur des Weltschen und der individualistischen des Germanen ausspräche.

Unter diesen Umständen ist die sprachliche Position des Romanen im deutschen Gebiet stärker, als die des Deutschen auf romanischem Boden. Der romanische Industriearbeiter lebt in starken Kolonien zusammen,

sein Erwerb leidet durchaus nicht unter seiner Fremdsprachigkeit, und außerhalb der Fabrik tritt er als Käufer, d. h. als der sprachlich Überlegene auf. Der deutsche Bauer, Handwerker, Dienstbote, der über den romanischen Boden hin zerstreut lebt, ist hingegen als Verkäufer seiner Produkte oder als Arbeitnehmer in seinem Erwerb sprachlich durch seine französische Mundtschaft und seinen französischen Arbeitgeber bedingt.

Dieser Tatbestand läßt erkennen, daß der herüberkommende Franzose seine sprachliche Eigenart leichter bewahren kann, als der hinüberziehende Deutsche die seine. Der wirtschaftliche Charakter der deutschen Einwanderung in jurassisches Gebiet läßt das Deutschtum dieser Einwanderer als besonders gefährdet erscheinen. — Die Einwanderung dauert immer noch lebhaft an. In einzelnen protestantischen Teilen des Berner Jura hat sie dazu geführt, daß im Jahre 1888 ein gutes Drittel der Wohnbevölkerung deutscher Muttersprache gewesen sein soll. —

Bekanntlich sind in der welschen Schweiz die Patois bei weitem nicht mehr so lebendig, wie es die Mundart heute noch bei uns ist. Die französische Schriftsprache ist in der Verdrängung des Patois viel erfolgreicher gewesen, als die deutsche Schriftsprache gegenüber unserer alemannischen Mundart. In der welschen Schweiz wird mit Hülfe der Volkschule gegen das Patois ein planmäßiger Kampf geführt, von dem wir weit entfernt sind.

Le régent dit aux enfants de parler français entre eux, sagte ein Maire zu Zimmerli, mais ces b.... se remettent à parler patois dès qu'ils sont sortis de la

classe. Ertappt sie der Lehrer dabei auf der Straße, so bestraft er sie. Er selbst spricht in seiner Familie und mit den jungen Leuten im Wirtshaus französisch.

Beschleunigend oder verzögernd greifen in diesen Kampf gegen das Patois die wirtschaftlichen Faktoren ein: die industrielle, an großen Verkehrs wegen wohnende Bevölkerung gibt das Patois rascher auf, als die bäuerliche, der Bezirkshauptort rascher als das abgelegene Dörfllein. Im Elsгау (Bruntruterland) ist der Dialekt noch viel vitaler als im Münster - oder St. Gallental, wo er teils ganz verschwunden ist, teils nur noch als Sprache (eine Art Geheimsprache!) der ältern Generationen lebt. So herrscht in der bäuerlichen Ballée (Delsberger Gebiet) noch das Patois, in Delsberg selbst aber ist es fast ausgestorben.

Auch diese Verhältnisse schwächen die sprachliche Position des Alemannen im Zusammenwohnen mit dem Romanen. Die Treue, mit der wir Alemannen an unserer Mundart hängen, die ein Stück unserer nationalen Art ausmacht, bedeutet sprachlich eine Inferiorität gegenüber unseren romanischen Landsleuten, die ihr Patois zu Gunsten einer mächtigen *christ sprache* aufgeben, die demjenigen, der sie beherrscht, die ganze Welt erschließt.

Im Wettbewerb zwischen Volksmundart einerseits und der Weltsprache anderseits wird diese immer einen großen Vorsprung haben.

Ein weiterer Grund, der in diesem sprachlichen Wettbewerb zu Ungunsten des Alemannen in die Wagschale fällt, ist seine größere Anpassungsfähigkeit. Der Germane ist fremdem Wesen offener als der Römane und ent-

eignet sich in fremder Umgebung leichter seiner sprachlichen Eigenart.

Diese Assimilationsfähigkeit, verbunden mit den vorhin genannten wirtschaftlichen und sprachlichen Faktoren, führt zu der Erscheinung, daß der in romanischem Gebiet angesiedelte Deutsche keine entschiedenen und ausdauernden Anstrengungen macht, für seine Kinder sich eine deutsche Schule durch Privat- oder Gemeindemittel zu sichern. Der Staat aber trägt den sprachlichen Minderheiten in seiner Volksschule keine nennenswerte Rechnung, auch im Berner Jura nicht. Da kommt es denn wohl vor, daß in Ortschaften, wo durch die Einwanderung die deutsche Minderheit zur förmlichen Hälfte sich erhoben hat, wie in Sonnhières und Péry, oder geradezu zur Mehrheit geworden ist, wie in Envelier (23 Schüler), Escher (56 Schüler), doch ausschließlich französische Schulen bestehen. Das sind allerdings Mißverhältnisse, welchen zu steuern die bernische Unterrichtsverwaltung die Opfer nicht scheuen sollte<sup>1)</sup>. Sie zur Abhülfe zu veranlassen, wäre frei-

<sup>1)</sup> Ich lasse diesen Passus, wie ich ihn vor elf Jahren auf Grund der Ausküsse und Eindrücke Zimmerlis redigiert habe, bestehen, um hier hinzuzufügen, daß mir heute auf Grund amtlicher Informationen die Dinge anders erscheinen. Ich glaube nicht mehr, daß der bernischen Unterrichtsverwaltung eine Unterlassungsfürde vorzuwerfen ist.

Das größte dieser Dörfer ist Péry mit 245 Schülern (im Jahre 1910) in fünf Klassen. Der Kreisschulinspektor, ein Deutschberner, dem dieses Grenzdorf untersteht, erklärt, daß eine richtige Ausscheidung der Kinder in deutsch und welsch gar nicht möglich sei, da in vielen, ja beinahe in allen Familien, beide Sprachen gesprochen

lich in erster Linie Sache dieser Gemeinden selbst, d. h. ihrer deutschen Bewohner, denen hiefür die starken romanischen Minoritäten des deutschen Biel und seiner Umgebung das Beispiel liefern: in Bözingen, Madretsch, Biel haben diese die Einrichtung französischen Unterrichts oder ganzer französischer Klassen und Schulen erreicht. In Biel zählte 1890 die französische Volkschule 1094 und die deutsche 1409 Schüler.

Die wirtschaftliche und mundartliche Inferiorität und die Widerstandslosigkeit der nach dem weichen Jura auswandernden alemannischen Elemente führt dazu, daß diese Deutschen in partibus Romanorum rasch romanisiert werden: ihre Kinder werden zweisprachig (alemannisch im Hause, französisch in Schule und Öffentlichkeit), die Enkel sprechen nur noch französisch. In der zweiten Generation ist der Alemannen verwischt und die deutsche Minderheit verschwindet, wenn sie nicht durch neue Einwanderung gehalten wird.

Die Einwanderung erheblicher französischer

werden: „Es besteht keine deutsche Schule in Pery und es wird auch von keiner Seite eine solche verlangt. Sie würde keinem wirklichen Bedürfnis entsprechen und mehr schaden als nützen.“

In den andern drei doppelsprachigen Gemeinden Sohieres, Envelier und Echert könnten die Kinder nur im Moment des Schuleintritts sprachlich geschieden werden; nachher verwischen sich die Unterschiede völlig. Eine solche Scheidung ist aber schon deshalb unpraktisch, weil die Bevölkerung zu wenig festhaft ist. Envelier z. B., das 1890 23 Schüler zählte, hatte 1906 deren nur noch 8; heute sind es wieder 24. Auf diesem labilen Boden und in diesen kleinen Verhältnissen lassen sich mit Nutzen keine doppelten Schuleinrichtungen schaffen.

E l e m e n t e aber, die seit fünfzig Jahren in einem bestimmten industriellen Orte (Biel) sich konzentriert, ist wirtschaftlich und sprachlich besser gesichert, widerstrebt der Assimilierung und schafft sich den Rückhalt guter französischer Schulen. Auf diese Weise hat sie Aussicht, durch weiteren Nachschub eine sprachliche Mehrheit zu entwickeln, und so wird Biel wohl zu einer überwiegend französischen Stadt werden<sup>1)</sup>.

Von den Faktoren, welche heute die Sprachbewegungen bestimmen, bleibt noch ein hervorragender zu nennen, dessen Wirkungen unsere Nachkommen besser werden übersehen können als wir: die Eisenbahn. Die Eisenbahn importiert nicht nur einflussreiche Beamte, sondern sie schafft völlig neue wirtschaftliche Beziehungen. Ein großer Teil des Berner Jura, das Birstal in erster Linie, ist durch die Eisenbahn in größere Nähe von Basel gerückt worden. Die Bahnangestellten sind fast ausschließlich deutsch; in Delsberg ist ein deutsches Bahnhofsviertel entstanden. Das Land ist eine wirtschaftliche Dependenz der deutschen Rheinstadt geworden, und aus diesen Verhältnissen kann im Laufe der Zeit eine entscheidende sprachliche Verschiebung erwachsen.

Eisenbahnen sind sprachliche Heerstraßen.

<sup>1)</sup> Die Entwicklung der Schulverhältnisse während der beiden letzten Jahrzehnte scheint diese Voraussicht nicht zu bestätigen. Im Jahre 1910 waren von den 3252 Schülern der 84 Bieler Primarschulklassen 1933 deutsch und 1319 französisch. Das heißt: im Jahre 1890 betrug der Anteil der französischsprechenden Kinder 44% und heute nur noch 40%. Die Bevölkerungsbewegung zugunsten des Französischen scheint also ihren Höhepunkt überschritten zu haben.

## II.

Die deutsch-französische Sprachgrenze unseres Vaterlandes ist das Resultat der Völkerwanderung (IV.—VI. Jahrhundert).

Das gallische Helvetien war während einer mehrhundertjährigen Römerherrschaft römisiert worden, d. h. es hatte römische Sprache und Kultur angenommen. Über diese blühende gallorömische Zivilisation Helvetiens segte seit der Mitte des III. Jahrhunderts eine Welle der germanischen Völkerbrandung nach der andern. Der stärker ausgezogene Norden und Osten der helvetischen Hochebene litt dabei mehr als der Westen, dem die Nähe des römischen Galliens einen kräftigeren Rückhalt gab. Dieser verheerte Norden und Osten fiel schließlich den Alemannen anheim, während im Westen die Burgunder sich festsetzten. Diese beiden germanischen Ansiedelungen hatten verschiedenen Charakter. Die Alemannen nahmen ein von der römischen Kultur verlassenes Land in Besitz; die Burgunder ließen sich inmitten einer dichteren gallorömischen Bevölkerung nieder, d. h. sie wurden von der römischen Militärverwaltung bei den Bewohnern gleichsam einquartiert und diese hatten ihnen die Hälfte bis zwei Drittel ihres Besitzes abzutreten. Diese Durchsetzung des gallorömischen Grenzlandes mit Burgundern hatte augenscheinlich den Zweck, dieses Grenzland — gleichsam als eine helvetische Mark — gegen germanische Einfälle wehrhafter zu machen: es wird ein burgundischer Wall errichtet, der den Zugang zum südöstlichen Gallien schützen soll.

Auf diese Weise treten die Burgunder in den römischen Kulturverband ein, ihre Interessen werden römische und nach wenig mehr als einem Jahrhundert hat das Römerstum diese burgundischen Lebensgenossen absorbiert.

Im Jahre 486 brach der Frankenkönig Chlodwig die Römerherrschaft in Nordgallien und legte damit den Grundstein zu dem mächtigen Frankenreich, dem bald auch die Alemannen und dann, um die Mitte des VI. Jahrhunderts, auch die verrömerten Burgunder, sowie Räten einverlebt werden. Um 550 steht ganz Helvetien unter fränkischer Herrschaft. Alle politischen Bande, die das Land einst an Rom gefesselt, sind endgültig durchschnitten; das römische Nationalgefühl erlischt; die römische Schriftsprache, das Hochlatein, wird zur toten Sprache, die auch den Gebildeten abhanden kommt. Was von römischem Wesen und römischer Rede durch die Jahrhunderte weiterlebt, bezeichnen wir mit dem Ausdruck romanisch. „Romanisch“ nennen wir sowohl die Gejämtheit jener Sprachen, die auf dem Boden des einstigen römischen Weltreiches in selbständiger Weiterentwicklung das Latein fortsetzen (Französisch, Provenzalisch, Italienisch, Rätsisch, Spanisch, Portugiesisch und Rumänisch), als auch jede einzeln dieser Sprachen.

Das unter fränkischer Herrschaft stehende Helvetien schloß zwei romanische Gebiete in sich: ein französisches (frankoprovenzalisch) im Westen und ein rätsches im Osten. Das italienische Tessinthal gehörte damals zum Reiche der Langobarden.

Soweit in diesem fränkischen Helvetien der alte burgundische Siedlungswall reichte, war es französisch;

wo die Alemannen saßen, war es deutsch. Welches war damals, vor dreizehnhundert Jahren, die Grenze zwischen diesem westlichen, französischen und dem mittleren, deutschen Helvetien?

Leider fehlen uns jegliche direkten Zeugnisse über den Siedlungsbereich der Burgunder und der Alemannen im schweizerischen Mittelland und im Jura. Was uns von ihren friedlichen und kriegerischen Beziehungen aus jener Zeit überliefert ist, ist zu spärlich und zu unbestimmt, um einen sicheren Rückschluß zu gestatten. Ethnographische, kulturgeographische (Häuserbau) und sprachliche Indizien (Personen-, Orts- und Flurnamen) sind teils selbst zu wenig präzis und unmissverständlich, teils darf, wie wir sehen werden, ihr Zeugnis nicht ohne weiteres gerade für diese älteste französisch-deutsche Periode in Anspruch genommen werden.

Bedenkt man, daß das waldreiche Land damals viel weniger dicht bevölkert war, und wie gewalttätig Krieg geführt und Besitz ergriffen wurde, so wird man sich diese Sprachgrenze des siebenten Jahrhunderts überhaupt nicht so fest und bestimmt denken, wie die heutige ist, sondern im einzelnen schwankender, rascheren Vor- und Rückstößen unterworfen.

Der ganze geschichtliche Habitus jener Zeit läßt uns indessen vermuten, daß die Sprachgrenze ums Jahr 600 erheblich weiter östlich verlief als heute, d. h., daß das burgundisch-romaniische Gebiet sich tiefer ins schweizerische Mittelland und auch ins Gebirge hinein erstreckte, als heute die französische Sprache reicht. Es besteht schon für diese älteste fränkische Zeit (VII.—IX. Jahr-

hundert) die Vermutung — die für die späteren Jahrhunderte zur Gewißheit wird — daß eine allmähliche Zurückdrängung des romanischen Elements, d. h. eine Verschiebung der Sprachgrenze und zwar nicht nur auf der französischen, sondern auch auf der rätischen Seite stattgefunden hat.

Der germanische Heil, den die Einwanderung der Alemannen in das römische Helvetien getrieben, sprengte immer mehr die beiden romanischen Flanken des Landes.

Als sicher darf gelten, daß um 600 das ganze Wallis bis zur Furka romanisch war und keineswegs als unwahrscheinlich, daß romanische Bevölkerung bis an die Alare saß. So ist Biel, um dieses herauszugreifen, damals romanesches Land gewesen. Die Ortsnamenform ist ja freilich deutsch (Bühl); aber ihr Typus (Flurnamentypus) verrät jüngere Bildung. Die älteste urkundliche Form Biela (1140), Bieline usw. zeigt überdies, daß die heutige romanische Lautung Biene diese älteste, etymologisch dunkle Form fortsetzt, so daß die deutsche Benennung Biel-Bühl eher eine volksetymologische Umdeutung des Namens darstellt. Aber wäre die deutsche Benennung auch älter und Biel als eine „germanische“ Siedlung anzusprechen, so wäre damit noch nichts entschieden. Denn mit „germanischer Siedlung“ ist nicht „Germanisierung“ gesagt, d. h. es ist damit keineswegs eine wirkliche Unterbrechung der römischo-romanischen Tradition erwiesen. Germanische Ortsnamen sind über weite Strecken romanischen Landes verbreitet, die nie wirklich germanisiert worden sind. Sie zeugen davon, daß einst

germanische Herren von römischo-romanischem Boden Besitz genommen haben und — ihr isoliertes Germanentum vor der romanischen Überzahl nicht haben behaupten können. All diese Ortsnamen auf -ingen (frz. -ange, -ens, -enges), -villare, -cohorte (frz. -villier, -velier, -court) usw., die in ihrem Material oder in ihrer Bildungsweise germanischen Charakter zeigen (z. B. Mervelier, Frégiécourt), beweisen nichts anderes. Sie sind die Grabinschriften einstiger germanischer, resp. deutscher Grundherren, die hier im romanischen Volkstum untergegangen sind.

Drei von germanischen Ortsnamen älterer Bildung scheint in der Westschweiz nur das Rhonetal zu sein; hier hat die germanische Besitzergreifung außer vielleicht im Namen des Val d'Hérens (Ering) nicht einmal eine solche Grabschrift zurückgelassen.

Auch im Tal des Tessin sind ächte altgermanische Ortsnamenbildungen noch nicht sicher nachgewiesen.

Gewiß werden diese Namensbildung der Forschung noch manche Auskunft zu geben vermögen, wenn einmal für jeden Typus das Verbreitungsgebiet in romani- schem und germanischem Land festgestellt ist und die eigentlichen germanischen Originalformen von romanischen Analogiebildungen tatsächlich geschieden sind. Heute besitzen wir solche Feststellungen erst für einzelne kleinere Gebiete, was uns gesicherte Schlussfolgerungen kaum gestattet. Zimmerli zeigt, daß die französische Schweiz in bezug auf die genannten Ortsnamenbildungen in drei Gebiete zerfällt: 1. Die -weiler Namen sind auf den Berner und den an-

grenzenden Neuenburger Jura beschränkt und bilden da fast ein Viertel des Bestandes. 2. Die -ingen Orte füllen das Mittelland der Kantone Waadt und Freiburg, finden sich in Genf und im Norden bis zum Berner Jura. 3. Der waadtländische und angrenzende Neuenburger Jura, sowie das freiburgisch-waadtländische Alpengebiet entbehren der -weiler und der -ingen Namen. In alle dem liegt ein Siedelungsproblem, das noch durchaus der Lösung harrt.

Legt somit ein germanischer Ortsname zwar Zeugnis ab von einstiger germanischer Siedlung, nicht aber von wirklicher Germanisierung, so verhält es sich mit den sogenannten Flurnamen anders. Der Ort kann nach dem fremden Herrn benannt werden, die Fluren werden von der einheimischen Bevölkerung benannt. Die Flurnamengebung ist eine Urkunde zur örtlichen Sprachgeschichte.

Wenn wir z. B. im deutschen Bözingen (bei Biel) neben deutschen zahlreiche romanische Flurnamen finden, so beurkunden eben diese romanischen Flurnamen, daß diese heute von deutschredenden Bauern bearbeitete Bözinger Erde einst romanischer Boden war.

Es ist eine Beobachtung, die wir auf der ganzen Sprachgrenzenzone machen können, daß eine nachhaltige Verschiebung der Sprache auch eine Veränderung der Flurnamengebung zur Folge hat. Die alten Flurnamen werden überetzt, volksetymologisch umgedeutet und umgesformt oder erzeigt; es ist dies ein höchst merkwürdiger, langsam verlaufender, durch Jahrhunderte sich hinzichen-

der Prozeß. So hat z. B. Frankreich keine keltischen Flurnamen mehr, während bekanntlich sein heutiges Ortsnamenmaterial vielfach keltischen Ursprungs ist.

Je nachdem der Umbildungsprozeß, dem die Flurnamen eines Landes unterliegen, heute mehr oder weniger weit vorgeschritten ist, werden wir das Alter der sprachlichen Verschiebung, als deren Folge er erscheint, anzusehen dürfen.

Es fehlt uns für diese chronologische Interpretation des Flurnamenzustandes nicht an Anhaltspunkten. Solche liefert z. B. der Germanisierungsprozeß, der seit dem Mittelalter am linken Ufer des Bielersees, in Winkel, Alferme, Tüscherr, Twann, Ligerz, Chavannes, vor sich geht und als dessen Träger der Weinbau erscheint. Als Besitzer der Twanner Reben treten schon im XIII. Jahrhundert weltliche und geistliche Grundherren der deutschen Schweiz auf, die ihr kostbares Besitztum wohl durch deutsche Hinterjassen bebauen ließen. Die Urkunden jener Zeit weisen bereits einige deutsche Flurnamen auf. Der Germanisierungsprozeß, der in Twann also spätestens im XIII. Jahrhundert begann, hat längst mit der vollständigen Verdeutschung des Ortes geendet -- sämtliche romanische Flurnamen hat er aber noch nicht zu verdrängen vermocht: noch heute besteht ihrer im Twanner Gemeindebann eine Anzahl.

Im benachbarten Ligerz, dessen Germanisierung etwa im XVI. Jahrhundert begonnen hat, und das erst seit etwa hundert Jahren völlig verdeutscht ist, sind die meisten Flurnamen noch heute romanisch.

Wir ersehen aus diesen Verhältnissen, daß ein Germanisierungsprozeß von 6—700 Jahren die ursprünglichen Flurnamen noch nicht völlig zu verdrängen vermocht und daß ein solcher von 3—400 Jahren den Flurnamenzustand noch nicht zur Hälfte umgewandelt hat. Man wird freilich diese Erkenntnis nicht ohne weiteres verallgemeinern dürfen; örtliche Umstände mögen den Abergang anderswo vielfach anders gestaltet haben. Doch darf sie zum Zwecke einer vorläufigen Orientierung als chronologische Richtschnur dienen, indem wir hinzunehmen, was das Wallis uns lehrt.

Das romanische Oberwallis ist in sehr früher Zeit, etwa im neunter Jahrhundert, von Deutschen (aus dem Haslital) in Besitz genommen und besiedelt worden. Zedenfalls ist es bereits im 12. Jahrhundert deutsch. Im obersten Teil des Tales, von der Furka bis in die Gegend von Brig, zeigen sich heute keine romanischen Flurnamen mehr. Die mehr als tausendjährige deutsche Herrschaft hat sie völlig zu verdrängen vermocht.

Wir werden also vorläufig sagen können:

Reste romanischer Flurnamen zeugen von einstiger romanischer Sesshaftigkeit. Soweit nach Osten wir heute romanische Flurnamen nachzuweisen vermögen, soweit zum mindesten reichte einst die burgundisch-romane Herrschaft. Wo romanische Flurnamen heute völlig fehlen, da saßen entweder von Anfang an Deutsche, oder da ist die deutsche Ansiedelung wenigstens ein Jahrtausend alt, d. h. da hat der Germanisierungsprozeß vor wenigstens einem Jahrtausend begonnen.

Wenn wir somit auf der Schweizerkarte eine Linie unmittelbar östlich von all den Ortschaften ziehen, die noch sichere Reste romanischer Flurnamen aufweisen, so erhalten wir damit die Grenze, die das romanische und das germanische Siedlungsgebiet im neunten bis zehnten Jahrhundert, sagen wir um 900, trennte.

Das ist die älteste einigermaßen sichere Gestalt der deutsch-französischen Sprachgrenze in der Schweiz, die wir noch zu erschließen vermögen.

Im Wallis, im Kanton Freiburg und im bernischen Seeland verließ ihre Linie erheblich weiter östlich als die heutige Sprachgrenze: Naters, Brig, Visp, das Saastal und Zermattertal, Raron, Pfaffen, Murten, Züs, Bözingen waren z. B. um 900 noch romanisches Land.

Für den Jura von Bözingen bis Charmoille stehen mir keine genügenden Angaben über die Flurnamen zur Verfügung. Zimmerli hat in diesem ersten Teile seiner Arbeit den Flurnamen leider noch nicht die Aufmerksamkeit zugewendet, die er ihnen später widmet, und die Namenssammlungen, die dem zweiten und dritten Teil einen so besonderen Wert verleihen, fehlen dem ersten.

So lückenhaft auch diese vorläufige Information ist, so reicht sie doch hin, um zu erkennen, daß das Deutsche dem Französischen auch seit dem Jahre 900 erhebliche Gebietsteile abgenommen hat, wie es sich im nämlichen Zeitraum auch im Osten auf Kosten des Rätoromanischen ausdehnte. Sehen wir, welches im großen und ganzen der Verlauf dieser sprachlichen Bewegung der letzten tausend Jahre gewesen ist.

## III.

Vier Jahre nach dem Erscheinen des ersten Teils seiner Untersuchungen ließ Zimmerli den zweiten folgen, der die deutsch-französische Sprachgrenze vom Fuß des Chaumont bis zum Oldenhorn darstellt. Der Band ist doppelt so stark, wie der erste; gegen 130 Ortschaften sind in Hinsicht auf ihr sprachliches Verhalten beschrieben; das historische Material, die Personen- und Flurnamenlisten sind reicher. Auf 14 Tabellen ist der Lautstand von 14 romanischen Dörfern (z. B. St-Albin, Mijery, Arconciel, Charmey, Ormont-dessous) übersichtlich dargestellt.

Dieser Teil der Sprachgrenze verläuft ganz durch landwirtschaftliches Gebiet. Zweisprachigkeit ist hier für die romanischen Grenzdörfer nicht, wie im Jura, die Regel. Jemand nennenswerte französische Einwanderung in deutsches Gebiet findet gegenwärtig nicht statt. Deutsche Pächter finden sich besonders in den Dörfern um Freiburg herum (Courtepin, Grolle, Belfaux, Corminboeuf, Villars, Marly, Ependedes, Ferriére usw.), in deren Bauernstand der Zug nach der benachbarten Stadt Lüdenschafft. In einzelnen dieser Dörfer wie Barberêche, Grange-Paccot, Givisiez, Petit-Marin bewirkt und erhält diese Einwanderung ansehnliche, wenn auch labile deutsche Minderheiten ( $\frac{1}{3}$ — $\frac{2}{5}$ ). Sie ist in ihrem Charakter örtlich bedingt und verschieden. Am einen Orte führt sie zu fester Gesetzhaftigkeit des prosperierenden deutschen Kolonisten (z. B. in Petit-

Marly); am andern strömt das deutsche Element ab und zu und erneuert sich stets (wie in Barberêche).

Die Staatschule trägt den deutschen Minderheiten keine Rücksicht. In Barberêche (400 Einw.) z. B., dessen zur Hälfte deutsche Flurnamen deutsche Sesshaftigkeit schon fürs Mittelalter bezeugen, gab es noch 1860 eine doppelsprachige Schule. Die Freiburger Regierung installierte 1860 einen französischen Lehrer, und seither ist die Schule einsprachig geblieben, obwohl 1864 die Gemeindeversammlung dem Lehrer eine Gehaltserhöhung verweigerte, da er kein Deutsch unterrichte. Heute sind denn auch die stabilen Elemente der Gemeinde romanisiert.

Älter als der romanisierende Einfluß der modernen Staatschule ist der der katholischen Kirche; sie erscheint seit Jahrhunderten an der Sprachgrenze als Bundesgenosсин des Französischen. Wo zum sprachlichen sich der konfessionelle Gegensatz gesellt, da sind vereinzelt deutsche Schulen aus Privatmitteln mit Staatsunterstützung gebildet worden (Courtepin, Freiburg, Ferrières). Sie werden den Romanisierungsprozeß bei ihren Schülern wohl verlangsamen, aber kaum verhindern. Die sesshaft gewordenen deutschen Elemente werden in der zweiten Generation verwelkt, insbesondere auch durch Einheiratung einheimischer Frauen, und die deutsche Minderheit verschwindet, wenn sie nicht aus neuer Einwanderung Nahrung zieht.

Die freiburgische Staatschule ist dem Patois feind und bekämpft es. Doch lebt es meist noch kräftig in den Bauernhöfen; nur in jungromanisierten Gemeinden, wie Barberêche, liegt es im Sterben.

In einzelnen Gemeinden bestehen hier Mißverhältnisse wie im Berner Jura. In Courtaillan (150 Einwohner), wo Französisch und Deutsch sich die Wage halten — die amtliche Sprache ist deutsch — gibt es nur eine französische Staatschule; das Dorf wird in absehbarer Zeit wesentlich romanisch werden. In Meyriez und Courgevau<sup>d</sup>, welche Dependenzen des deutschen Murten sind, hat das Deutsche die Überhand gewonnen; ja in Courgevau<sup>d</sup> ist die Umgangssprache der Kinder deutsch. Trotzdem sind Schule und Kirche französisch. Hier wird indessen die weitere Entwicklung sich zu Gunsten des Deutschtums vollziehen, weil Murten den Rücken deckt.

Wenn man die heutigen sprachlichen Bewegungen im freiburgischen Mittellande überblickt, so erkennt man leicht, daß von der katholischen Hauptstadt Freiburg romanisierende Einflüsse und von der protestantischen Provinzstadt Murten germanisierende Strömungen ausgehen. Murten ist ein Germanisierungszentrum, Freiburg ein Romanisierungszentrum, und wenn dem freiburgischen Einfluß, der zugleich derjenige der Zentralgewalt ist, einige zweisprachige Dörfer erliegen, so ist andererseits Murten im Begriff, das Deutsche nach Süden (Faoug, Courgevau<sup>d</sup>) vorzuschieben.

Vom Nordufer des Neuenburger Sees bis zum Oldenhorn verläuft die heutige Sprachgrenze nach Zimmerlis Feststellungen der Brone entlang nach dem Murtensee, steigt dort zwischen Faoug und Meyriez ans Land, erreicht die Saane nördlich von Barberêche, folgt diesem Fluß über Freiburg hinauf bis vor

Martigny und zieht sich von hier westlich von Pierrefortjcha und Giffers, die Gérine kreuzend, nach der Berra, um der Wasserscheide entlang die Höhe über Jaun zu erreichen. Zwischen Charmey und Jaun überschreitet sie das Tal, erreicht östlich von Abientjchen die Berner Nantongrenze und folgt ihr, Saanen von Château d'Ex, steigend von Crmont-d'Ex trennend, bis zum Oldenhorn.

Richten wir unsern Blick von diesen heutigen Verhältnissen zurück zur Sprachgrenze des zehnten Jahrhunderts, so sehen wir zunächst, daß im Laufe der letzten tausend Jahre drei erhebliche romanische Gebietsteile endgültig deutsch geworden sind: 1. das westliche bernische Seeland mit Yns als Zentrum, 2. die einstige Herrschaft Murten und 3. das obere Gérinetal mit Plaffchen.

Wie das sich fügte, darüber gibt uns die Geschichte nur recht lückenhafte Auskunft.

Sie sagt uns nicht, wie der Anfall des Seelandes, Plaffchens und des Gérinetals aus Deutsche sich vollzogen hat. Die Anfänge reichen sicherlich ins Mittelalter und vielleicht bis ins erste Jahrhundert zurück. Das aber wissen wir, daß dieser Vorstoß des Deutschen einst noch tiefer in romanesches Land eingedrungen ist, als die heutige Sprachgrenze vermuten läßt: Vom Gérinetal aus dehnte sich die deutsche Kolonialisierung südlich über die Höhen von Bonnefontaine aus bis in die Greherzer Talschaft La Roche (Zur Flüh) und sandte

ihre Vorposten auch westlich bis Praroman, Epen-des und Marly. In dieses ganze Gelände, das heute zusammen etwa 3500 Einwohner zählt, haben einst deutsche Ansiedler die deutsche Sprache getragen, und wir sehen sie da seit dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert neben dem Französischen bestehen. Wann die Kolonialisierung begonnen und wie sich im Laufe der Jahrhunderte das schwankende Sprachenverhältnis von Bonnefontaine bis La Roche und bis Marly gestaltet hat, darüber gibt die Volksgeschichte mir unsichere Auskunft. Ver einzelle deutsche Flurnamen finden sich bis an die Peripherie dieses Gebietes. Dicht sitzen sie von Bonnefontaine, wo sie überwiegen, bis La Roche, wo sie ein Drittel ausmachen. Auf dieser Linie ist also die deutsche Kolonialisierung am ältesten. Sie mag hier ins zwölftse Jahrhundert zurückgehen und zu förmlicher Germanisierung geführt haben. Indessen mußte dieser Landstrich, der an der Heerstraße von Bülle nach Freiburg liegt, romanisierenden Einflüssen immer sehr ausgeetzt sein, und so weit die geschichtlichen Zeugnisse zurückreichen (fünfzehntes Jahrhundert), sehen wir hier das Französische neben dem Deutschen erscheinen. Im achtzehnten Jahrhundert zeigt sich La Roche und Praroman wieder als wesentlich französisch und das neunzehnte vollendete die Romanisierung auch im übrigen Gebiet.

Ähnliche Verhältnisse zeigt, nördlich von Freiburg, die Gegend von Barberêche: mittelalterliche, starke deutsche Kolonialisierung, Vorherrschen deutscher Familiennamen — ohne endgültige Germanisierung. Denn in derselben Zeit, die uns diese deutschen Namen über-

liefert (Mitte des XV. Jahrhunderts), läßt eine Urkunde das Französische als die herrschende Sprache erkennen.

Die alte Herrschaft Murten erscheint schon im XIV. Jahrhundert mit deutschen Elementen durchsetzt. Zimmerli teilt zum Beweis ein kleines Verzeichnis von Einwohnern aus 1339 und ein umfangreicheres aus 1428 mit. Die Burgunderkriege lösen das Gebiet von Savoien ab und unterstellen es 1476 als gemeine Vogtei den Städten Bern und Freiburg. Der überwiegende Einfluß Berns führt zur Reformation und zu einem eigentlichen Germanisierungsprozeß. Das Städtchen Murten ist um 1700 noch doppelsprachig, hat deutsche und welsche Geistliche, Lehrer und „Lehrgötter“. Auch die Dörfer Jeus, Salvenach, Burg, Galmy sind damals noch stark romanisch und wir sehen den Rat der Stadt Bern „zur Pflanzung der deutschen Sprache, in welcher die Unterweisung des Heils diesem Volk leichter beizubringen“, deutsche Schulen einrichten und welsche unterdrücken. Das Deutsche ist auf diese Weise endgültig zur Alleinherrschaft gekommen, die, wie wir sahen, auch dadurch nicht gefährdet ist, daß 1803 Murten zum französischen Kanton Freiburg geschlagen wurde. Im heutigen Murten wird der einwandernde Römane germanisiert.

Neben dieser sprachlichen Verschiebung, die auf der Landschaft, vom Seeland bis zur Berra, zwischen 900 und 1900 vor sich geht, ist auch eine Sprachbewegung in der Hauptstadt zu erkennen.

Die Stadt Freiburg ist eine deutsche Gründung: der Herzog von Zähringen, Berchtold IV., setzte sie um 1177 als Vorwerk seiner deutschen Haussmacht an die

Grenze des romanischen Landes. Von Anfang an haben offenbar Deutsche und romanische Leute sich darin angesiedelt. Die Stadt gehörte zum Bistum Lausanne, und während das weltliche Regiment deutsch blieb, erscheint das kirchliche Element von Anfang an als überwiegend romanisch. Die weitere Entwicklung, die savoyische Herrschaft, begünstigte das Welschtum. Freiburg ward förmlich zweisprachig, und in seinen Straßen forderten sich die jungen Leute mit den Rufen „Alaman“ und „Roman“ heraus und lieferten sich eigentliche Schlachten, die den Rat zu Verwarnungen veranlaßten (1409). In dieser Zeit hielten sich Deutsche und Romanen in der rund 5000 Einwohner zählenden Stadt ungefähr die Wage. In der Hauptzache waren sie nach Stadtteilen geschieden: Schon damals war das auf der eigentlichen Saanehalbinsel gelegene Alu-Quartier, das noch heute überwiegend deutsch ist, der Sitz der Deutschen. Es war zugleich das wohlhabende Quartier, während die weitere Entwicklung der Verkehrsverhältnisse es seither wirtschaftlich isoliert und gelähmt hat.

Der Sturz der savoyischen Herrschaft und Freiburgs Anschluß an die damals durchaus deutsche Eidgenossenschaft (1481) gaben fortan der deutschen Sprache das Übergewicht. Deutsch ward die Sprache des Patriotismus; es wurde offiziell geschützt. Ein deutscher Ausländer zahlte, um in Freiburg das Bürgerrecht zu erwerben, eine geringere Einstandssumme als ein welscher Eidegnosse. Das Französische wurde aus dem öffentlichen Verkehr, aus der Straße und den Spielplätzen der Jugend durch förmliche Verbote verdrängt.

Anno 1600 erläßt der Rat an die geistlichen Lehrer die Mahnung „die Kindt zur Uebung tütscher Sprach zu wñsen und zu halten, derglychen, daß der welsche Rehen- gesang verboten, auch der Milch-, Senff- und Nuttlenkhouß in tütscher Sprach verrichtet werde“. Das Französische verschwand nicht, zog sich aber in die Häuslichkeit zurück. Von den Freiburger Damen sagt ein Franzose (Marc Lescarbot in seinem Tableau de la Suisse, 1620):

Et comme le parler du Suisse et du Français  
Leur est familier, elles prennent le choix,  
Au son du violon, de suivre la cadence  
Tantôt de l'Allemand, tantôt de notre France.

Fäsi berichtet (1766) aus Freiburg, daß „Personen, welche einen Vorzug vor dem gemeinen Mann haben wollen, besonders das Frauenzimmer, sich des Französischen bedienen“. Das achtzehnte Jahrhundert ist überhaupt dem Französischen günstig. Dürfen wir uns wundern, daß zu der Zeit, da die französische Aufklärungsliteratur sogar die Hauptstadt Preußens beherrschte, auch in einer doppelsprachigen Grenzstadt, wie Freiburg, die Gebildeten sich dem Französischen zuwandten und ihm so das moralische Übergewicht zufiel?

Der Sturm der französischen Revolution brachte in Freiburg das deutsche Patrizier-Regiment zu Fall. Französisch wurde die Sprache der neuen Verhältnisse; am Deutschen klebte die Erinnerung des verhafteten aristokratischen Regierungssystems. Die politischen Gegenseite gewannen in Freiburg durch die Macht der Verhältnisse eine sprachliche Färbung, welche durch die Befreiung des benachbarten Waadtlandes von bernischer Oberherr-

schaft noch schärfer wurde. So ward 1830 nach dem endgültigen Sturze des restaurierten deutschen Patriziats das französische ausdrücklich als Staatssprache erklärt, neben der freilich das Deutsche als zweite Amtssprache des Kantons zu Recht besteht. Die städtische Verwaltung selbst ist französisch.

Das numerische Verhältnis der beiden sprachlichen Elemente der Stadt Freiburg, die heute gegen 15 800 Einwohner zählt, ist in den letzten vierzig Jahren sich ziemlich gleich geblieben. Eine leichte Verschiebung zu Gunsten des Deutschen ist seit 1870 zu erkennen. 1888 waren angeblich 37 Prozent der Bewohner deutsch. In dieser Zahl kommt indessen das wirkliche Machtverhältnis nicht zum Ausdruck: Das Deutschtum steht noch unter dieser Verhältniszahl, da es die wirtschaftlich schwächere Bevölkerung in sich schließt. Dies zeigt sich z. B. darin, daß (1894) die französischen Klassen des Gymnasiums 219, die deutschen aber nur 62 Schüler zählen. Von der Gesamtschülerzahl des Gymnasiums (281) sind also nur 22 % deutsch<sup>1)</sup>.

Es ist augenscheinlich, daß die Zweisprachigkeit des städtischen SchulweSENS den vollständig französischen Behörden nicht recht liegt: ihre geringe Sympathie läßt sich in einzelnen Maßregeln erkennen.

---

<sup>1)</sup> Die Wohnbevölkerung der Stadt Freiburg hat sich von 1900 bis 1910 um 28,5% vermehrt und ist auf rund 20 300 gestiegen. Daß bei dieser Vermehrung das Deutsche nicht Not gelitten hat, ergibt sich aus den Frequenzziffern des Gymnasiums: Die Zahl der Schüler ist sich gleichgeblieben (280); deutscher Junge aber waren 1909 von dieser Gesamtzahl 82 oder 29%.

Der katholische Clerus der Stadt ist fast ausschließlich französisch und unter seiner Führung wird den deutsch-katholischen Minderheiten der einzelnen kirchlichen Quartiere nicht überall gebührend Rechnung getragen. Die seit 1889 bestehende, nach deutschem Muster eingerichtete Universität schien ein Zentrum germanisierenden Einflusses werden zu wollen, als die bekamten Ereignisse diese deutsche Position schwächten.

Das französische genießt heute in Freiburg den offiziellen Schutz, den die alte Regierung während Jahrhunderten dem Deutschen gewährt hat. Ein solcher offizieller „Schutz“ war und ist seiner Natur nach nicht ohne Härten. Das doppelsprachige Freiburg, die Hauptstadt eines überwiegend französischen Hinterlandes, ist offiziell unter den Zähringern deutsch, unter savoyischer Herrschaft französisch, in der alten Eidgenossenschaft wieder deutsch gewesen und ist in der neuen wieder französisch geworden, nachdem in dieser neuen Eidgenossenschaft auch die romanischen Sprachen als amtliche Sprachen des Bundes anerkannt worden sind. —

Betrachtet man diese sprachlichen Wandlungen in Stadt und Landschaft gemeinsam und im Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse des letzten Jahrtausends, so erkennt man leicht, daß sie wesentlich mit den großen Perioden der staatlichen Entwicklung zusammenfallen. Von diesen waren zwei dem westlichen Vordringen des Deutschthums günstig:

1. Das erste und besonders das zwölste Jahrhundert. Die Westschweiz (ein Stück des burgundischen Königreichs) fällt mit der burgundischen Krone an das deut-

ſche Kaiserreich (Konrad II., 1032); durch siegreiche Kämpfe gegen die burgundische Partei begründen die deutschen Zähringer ihre Herrschaft im ganzen Lande diesseits des Jura (1127—1218).

Das ist offenbar die Epoche, während welcher deutsche Kolonisten im See- und Mittelland, auf der ganzen Linie vom Bielersee bis zur Berra, auf romanisches Gebiet vorrückten, eine Bewegung, deren hochragendes Zeichen die Gründung der Stadt Freiburg ist.

Nach dem Aussterben der Zähringer gewinnt im Lande zwischen Jura und Aare der welsche Einfluß die Oberhand (Graf Peter von Savonen), setzt dem Vordringen des Deutschen ein Ziel und gefährdet die vorgeschobensten Posten wie La Roche, Praroman.

2. Die Kriege gegen Burgund und Savonen (1474 bis 1477), dem damals die Waadt, Freiburg und Murten gehörten. Daß die Macht Karls des Kühnen unter den Streichen der deutschen Eidgenossen zusammenbrach, ist ein weltgeschichtliches Ereignis und bestimmte auf Jahrhunderte die Verhältnisse Mitteleuropas. Der Fall Burgunds brachte das französische Grenzland unter die Herrschaft oder den Einfluß der deutschen Eidgenossenschaft und während des XVI. (Reformation), XVII. und XVIII. Jahrhunderts sicherte und vollzog sich der endgültige Anfall des Seelands, der Herrschaft Murten, Plassfehens und des obern Gérinetales an das deutsche Sprachgebiet, während in einer Reihe von Grenzgemeinden ein labiler Zustand der Zweisprachigkeit sich erhielt.

Französische Waffen sind es, welche 1798 die alte deutsche Eidgenossenschaft zu Fall bringen. Unter fran-

zösischem Einfluß steht die Periode der Helvetik (1798 bis 1803), die auch den romanischen Untertanenländern (Waadt, Tessin) ihre Freiheit und ihr sprachliches Recht gibt und jenen Verband schafft, der auf dieser neuen Grundlage der Freiheit und der Gleichberechtigung eine neue schweizerische Eidgenossenschaft darstellt. Im neuen Kanton Freiburg haben die politischen und kirchlichen Verhältnisse der letzten hundert Jahre dem Französischen den Vorraug in der Hauptstadt gesichert, während Murten als kirchliches und wirtschaftliches Germanifizierungszentrum wirksam geblieben ist.

Rechnen wir die freilich dunkle fränkische Zeit des frühen Mittelalters hinzu, so können wir sagen, daß das Vordringen des Alemannischen ins alte burgundisch-romanische Gebiet sich in drei Perioden vollzogen hat: in einer fränkischen, einer kaiserlich-zähringischen und einer deutsch-eidgenössischen. Jede dieser Perioden wurde durch einen Rückstoß des Welschtums abgelöst; doch haben diese Zeiten burgundischen, savoyischen, französischen Einflusses trotz kleiner Rückeroberungen eine allmähliche und erhebliche Verschiebung der Sprachgrenze nach Westen im Laufe der dreizehn Jahrhunderte nicht aufhalten können.

#### IV.

Den geschilderten Freiburger Verhältnissen ähnlich verlaufen die sprachlichen Verschiebungen im Wallis, die Zimmerli in ganz vortrefflicher Weise im dritten Bande darstellt. Reich ist das urkundliche Material, das er hier für etwa 40 Ortschaften beibringt. Zu einigen

Bemerkungen über die deutschen Mundarten des Oberwallis, fügt sich eine sehr dankenswerte Charakteristik der romanischen Patois, die von siebzehn Worttabellen aus dreizehn Dörfern unterstützt wird. Merkwürdige sprachliche Gebilde treten uns in diesen Walliser Patois entgegen, z. B. die Entwicklung eines velaren Verschlusslautes (k, g) hinter u, i oder statt u, i (in Diphthongen). Lat. *m a t u r u* (franz. *mûr*) ergibt hier *m a u k*, *maugra* (Pinsec); *duru* (franz. *dur*): *duk*, *dugra*. *Lièvre* lautet *ligvra*; *venir*: *venek* (St-Luc); *loup*: *lok*, *raison*: *regjon* (Evolène) usw. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch am Südabhang der Alpen im Aostatal und besonders mächtig im Rätischen Bergüns, Überhalbsteins und des Oberengadin z. B. *dükr*, *legvra*, *nyikr* in Samaden; *Iukf* in Bergün). Obwohl sie sporadisch auch im weiteren romanischen Sprachgebiet auftritt so bildet sie doch im wesentlichen einen charakteristischen Zug der romanischen Alpen sprache. Ein rechtsrhomisches Patois (Montana) zeigt statt des velaren den bilabialen Verschlusslaut: *maobr*, *maobra*; *dubr*; *vendup* (= franz. *vendu*) usw.

Auf einigen inhaltsreichen Blättern faßt *Zimmerli* schließlich die Resultate seiner langjährigen Untersuchungen zusammen und gibt dabei mancherlei Ergänzungen zu den früheren Bänden. —

Um's Jahr 700 war das Wallis noch ganz romanisch. Heute herrscht im ganzen oberen Teile des Tales bis Zizers die alemannische Mundart, die von deutschen Kolonisten über die Grimsel gebracht worden ist. Es besteht zwischen der Walliser Mundart und den Dialekten des Berner Oberlandes, sowie der alemannischen Kolonien

am Südfuße der Alpen (Gressoney, Macugnaga, Formazzatal, Bosco) und in Rätien (Überägen, Safien, Davos usw.) eine augenscheinliche nähere Verwandtschaft, die indessen der linguistischen Präzifierung noch bedarf. Augenscheinlich aber ist diese alemannische Alpensprache einheitlicher als die romanische.

Deutlich zeigen die Flurnamen des Oberwallis, daß die Germanisierung von der Furka bis Siders in drei Etappen verlaufen ist.

1. Von der Furka bis gegen Maters und Brig (d. h. in den beiden obersten Bezirken Goms und Mörel) fehlen heute die romanischen Flurnamen: bis hierher dehnte sich die erste deutsche Besitznahme aus.

2. Von Brig abwärts finden sich neben den deutschen auch noch einzelne romanische Flurnamen bis zur Einmündung der Lonza (Lötschental) und im Lötschenatal selbst (Bezirke Brig, Visp und Kanton).

3. Von der Lonza abwärts werden die romanischen Flurnamen häufiger, sie überwiegen schon in Leuk ( $\frac{2}{3}$ ); in Siders sind nur wenige germanische Flurnamen zu finden, und weiter talabwärts zeigt nur die Umgebung von Sitten noch ganz vereinzelte deutsche Formen.

Die Grenze zwischen der zweiten und dritten Etappe ist auch durch den Charakter der Ortsnamen markiert: am Eingang des Lötschentals, auf dem linken Ufer der Lonza, liegen die Dörfer Steg und Hohten, augenscheinlich deutsche Gründungen, wie sie weiter unten im Rhonetal nicht mehr zu finden sind.

Die erste deutsche Kolonialisierung in Goms und Mörel

fällt, wie wir gehört haben, noch in die fränkische Zeit, etwa ins neunte Jahrhundert.

Der neue Vorstoß des Deutschen, der bis zum Lötschen-tal reicht und dort zu den vorgeschobensten Gründungen Steg und Hohtenn an der Lonza führte, hat sich wahrscheinlich im XII. Jahrhundert vollzogen. Damals sind schon die Allodien von Raron und Brienz in einer Hand vereinigt, und das Brienzer Freiherren-geschlecht der Baron scheint sich um 1190 im Wallis festgesetzt zu haben.

An der Lonza also lag die deutsch-französische Sprachgrenze vom dreizehnten bis zum Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Diese Jahrhunderte sind erfüllt von Fehden, welche die oberwallisi-schen, überwiegend deutschen Bauerngemeinden gegen den Feudaladel und den Bischof von Sitten führten. Die eigentlichen Herren des Rhone-tales, denen diese Adelsgeschlechter Lehensfolge leisteten und in deren Hand die Investitur des Bischofs lag, waren die Grafen von Savoyen: die Herrschaft, mit welcher die Oberwalliser in Fehde lagen, war romanisch. Seit dem XIV. Jahrhundert findet Zimmerli das Vordringen deutschen Einflusses und deutscher Siedlung talabwärts (Gamperl, Turtmann) urkundlich erkennbar. Zu Anfang des XV. Jahrhunderts wird Sitten davon erreicht. Seine Bischöfe werden deutsch. Schon 1439 wird in der Gemeindeversammlung ein Aktenstück auch in deutscher Version mitgeteilt pro aliquibus qui romanum non intelligant.

Als nun die deutsche Eidgenossenschaft unter der Führung Berns den großen Krieg gegen Burgund und

Savoyen begann (1474), da zogen, unter Mithilfe des selben Bern, die Überwalliser gegen das erschütterte Savoyen, nahmen ihm das romanische, wohlhabende und volkreiche Unterwallis ab und machten daraus ein Untertanenland (1476).

Dadurch wird die deutsche Sprache talabwärts vorgeschoben und zwar ergreift sie zuerst die drei Hauptorte Leuk, Siders und Sitten. Diese zeigen schon im XVI. Jahrhundert ausgesprochene Zweisprachigkeit, während die zwischen ihnen liegende Landschaft romanisch ist. Stumpf (1548) und Simler (1574) bezeugen, daß man in Sitten, Siders und Leuk „die Sprach also vermischtet, daß man Teutsch und Welsch durcheinander redt“, während die bäuerliche Bevölkerung der Landschaft ein mundartliches Französisch spreche.

Wir haben also damals drei Germanisierungszentren in diesem mittleren Stück des Rhonetals. Als das wirksamste hat sich Leuk erwiesen: Die ganze Landschaft, in deren Mitte es liegt, von Gamprich bis Salgesch, ist im Laufe der Zeit vollständig deutsch geworden. Aber weder Siders noch Sitten haben das Französische weder innerhalb ihrer Mauern noch in der Landschaft verdrängen können. Ja es ist von ihnen überhaupt kein erkennbarer germanisierender Einfluß auf diese Landschaft ausgegangen, das Dorf Bramois ausgenommen, das eine wirtschaftliche Dependenz von Sitten ist.

Und doch herrschte in Sitten während des XVII. und XVIII. Jahrhunderts das Deutsche in der Verwaltung, in Kirche und Schule. Die Schulgeschichte der Stadt zeigt, daß das Französische damals bedrängt wurde, wie

in Freiburg. So wird z. B. 1679 den Schülern der Gebrauch des Welschen sub poena virgarum verboten. Von der Stärke der deutschen Einwanderung legt der Umstand Zeugnis ab, daß ein Familienverzeichniß von 1610 140 deutsche und nur 122 romanische Namen aufweist und daß noch heute von den 122 bürgerlichen Geschlechtern Sitten's die Hälfte deutsche Namen tragen. Um's Jahr 1800 sprachen von den 2200 Einwohnern Sitten's drei Viertel, im benachbarten Dorfe Bramois zwei Drittel deutsch.

Die Umnäherung von 1798 bedeutete eine Stärkung des unterwallisiischen französischen Elementes. Die Restauration stellte 1815 die Suprematie des Oberwallis wieder her. Aber 1840 lehnte sich das Unterwallis auf, stürzte die alte Regierung, und die beiden Landesteile einigten sich, dem Geiste der neuen Zeit entsprechend, auf eine Verfassung, welche den Grundsatz der proportionalen Vertretung in der gemeinsamen Regierung aufstellte. Damit wurde der Schwerpunkt des Kantons Wallis ins untere Tal verschoben. Von den 103 Abgeordneten des Großen Rates sind zwei Drittel französischer Zunge.

Dieser Wandel der Dinge hat natürlich den Fortschritten der deutschen Sprache ein Ziel gesetzt. Die Stadt Sitten, die im Begriffe war, eine deutsche Sprachinsel auf romanischem Boden zu werden, unterliegt einer rasch verlaufenden sprachlichen Rückbildung. Von ihren 5400 Einwohnern war 1888 zufolge der sprachstatistischen Resultate der Volkszählung nur noch ein Drittel deutsch, während dreißig Jahre zuvor der

deutsche Anteil noch mehr als 40 Prozent betragen hatte. Und daß tatsächlich die Re-Romanisierung der Stadt noch rascher verläuft, als diese Verhältniszahlen vermuten lassen, geht aus der Schulstatistik hervor: nur  $13\frac{1}{2}$  Prozent der schulpflichtigen Kinder besuchen heute die deutsche Abteilung der Volkschule, und auch diese deutschen Schüler sind in der Regel zweisprachig. Auf dem Spielplatz wird französisch gesprochen. Das Gymnasium ist ganz französisch.

Das Schichtal Sitten teilt das benachbarte Bramois<sup>1)</sup>.

Auch Siders, das vor hundert Jahren zu zwei Dritteln deutsch war und heute 84 Prozent seiner Kinder in die französische Schule schickt, ist in voller Verwelschung begriffen.

Im benachbarten Salgetsch aber, dem ersten ganz deutschen Dorfe, spricht sozusagen niemand französisch.

Im ganzen romanischen Rhonetal herrscht noch das Patois, dem die Schule den Krieg noch nicht erklärt hat. Familien, in denen die französische Schriftsprache gesprochen wird, sind auf dem Lande selten. In der Hauptstadt freilich ist das Patois verschwunden. In der Minderheit ist es auch in den neuromanisierten Gemeinden Bramois und Siders, und Einbußen erleidet es in den am großen Verkehrsweg gelegenen Ortschaften. —

<sup>1)</sup> Die vorläufigen Resultate der Volkszählung vom Dezember 1910 zeigen einen entsprechenden weiteren Rückgang des deutschen Bevölkerungsanteils. Der Bezirk Sitten zählt heute rund 12 000 Einwohner (die Stadt 6300), davon sind nur mehr ein Fünftel deutscher Muttersprache.

Überschauen wir die sprachlichen Schiebungen, die seit der Völkerwanderung im Rhonetal vorgegangen sind, so springt der Parallelismus freiburgischer und wallisischer Sprachgeschichte in die Augen. Auch im Wallis zerfällt das Vordringen des Alemannischen auf romanisches Gebiet in drei Zeiten: die karolingische, die kaiserliche und die der Burgunderkriege. Es scheint jeweilen die nämliche Hochflut deutschen Einflusses zu sein, welche ihre Wellen über das Mittelland wirft und in das Rhonetal sendet. Dem Mittelland wie dem Rhonetal hat dann der Umsturz von 1798, als eine Flut, die von Westen kam, den romanischen Rückstoß gebracht.

Auch im Osten des alemannischen Gebiets, in Rätien, ist die Germanisierung in ähnlichen Etappen, aber energischer verlaufen. Energischer, weil das schwächere rätische Sprachgebiet weniger Widerstand leistete. Rätien war einst fränkisch und erfuhr die Niederlassung fränkischer Grundherren mit ihren Dienstleuten. Rätien fiel ans deutsche Reich. Von der Reichsmacht begünstigt oder veranlaßt, legten sich alemannische (wallisische) Kolonien in seine Berge, an seine Pässe. Zu der Zeit, da die Wirkung der Burgunderkriege im Westen die französische Sprache zurückdrängte, trug die Reformation deutsches Wesen und deutsche Sprache nach Rätien.

Das neunzehnte Jahrhundert aber hat Rätien nicht wie der Westschweiz einen romanischen Rückstoß gebracht, sondern es hat im Gegenteil dessen endgültigen Anfall aus Deutsche in die nächste Nähe gerückt. Ein Rückstoß aus eigener Kraft war ausgeschlossen durch die Zver-

haftigkeit des Sprachgebietes und seiner Literatur; einen Rückstoß mit Hilfe Italiens verhinderte die politische und besonders die wirtschaftliche Entwicklung. Nachdem das Weltlin an Italien gesunken (1797), waren die italienischen Interessen Graubündens erheblich zurückgegangen. Das schweizerische Staatsleben ist in Bünden der Bundesgenosse der deutschen Sprache, und seit die Eisenbahn das Land mit der benachbarten deutschen Ostschweiz verbindet und es durch die Nord- und nicht durch die Südpforte mit dem Weltverkehr in Zusammenhang gesetzt ist, macht die Germanisierung unaufhaltbare Fortschritte. Das moderne Wirtschaftsleben zerstört auch in Bünden die bäuerliche Eigenproduktion und setzt den Bauern in ein Abhängigkeitsverhältnis zum deutschen Lieferanten. Des Lebens Notdurft zwingt den Räten die Sprache der deutschen Weltverkehrsstraße auf. Wie beschränkt sind Formen und Mittel der Existenz für denjenigen, der nur Romontsch spricht, wie beengt sind seine Bewegungen schon innerhalb der Grenzen des eigenen Kantons!

Nach den dünnen Ziffern der Sprachstatistik der eidgenössischen Volkszählungen von 1880 (37,794 Romontschen) und 1888 (37,036 Romontschen) scheint es freilich, als ob das Rätiische nur ganz wenig zurückgehe und als ob der Hauptgewinn dabei nicht auf das Deutsche, sondern auf das Italienische falle. Darnach wären 1888 in Bünden 46% deutscher, 39% rätscher, 14½% italienischer Zunge<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Nach den vorläufigen Resultaten der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 hat Graubünden unter rund 120 000 Einwohnern 37 225 erklärte Romontschen. Sie machen also offiziell heute nur noch 31% der Bevölkerung aus, während die Deutschsprechenden

Wie trügerisch diese Ziffern und wie hinfällig ihre Interpretation für die Sprachbewegung ist, zeigt die Mitteilung J. Weingarts, Oberexperten für die Rekrutenprüfungen, welche die „Neue Zürcher Zeitung“ seinerzeit gebracht hat. Den Rekruten wird die Wahl der Prüfungssprache freigelassen: diese folgenschwere Wahl wird für die wirkliche sprachliche Zugehörigkeit des Einzelnen entscheidendere Auskunft geben als die platonischen Erklärungen bei der Volkszählung. Nicht 46%, sondern 71% der bündnerischen Rekruten wünschten 1899 deutsch geprüft zu werden und nur 19,5% und nicht 39% wählten das Rätoromanische als Examenssprache (8,2% das Italienische).

So beziffern sich in Wirklichkeit die Fortschritte des Deutschen in Rätien.

Gewiß berührt dieses wirtschaftlich begründete Verschwinden des Romontsch manchen Bündner schmerzlich. Aber wenn er von seiner Regierung nicht wünscht, daß sie diesen sprachlichen Auflösungsprozeß offiziell fördere, so ist er anderseits viel zu einsichtig, um einen Sprachenkampf zu führen. Ein solcher Kampf würde den Sieg der lingua del pane über die lingua del cuore nicht verhindern, aber viel Bitterkeit schaffen. —

Wie das politische und das wirtschaftliche Leben Rätiens nach der deutschen Ostschweiz gravitiert, so dasjenige des Wallis nach dem Welschland. Der Schienenstrang führt durch die westliche französische Pforte des

---

auf rund 49% angewachsen sind. Die Hoch- und Tiefbautätigkeit hat auch hier einen wachsenden Zustrom italienischer Arbeiter zur Folge gehabt: 17,5% der Bewohner gaben Italienisch als Muttersprache an.

Tales, während in das östliche, deutsche Tor nur Bergstraßen münden. Im Wallis reist das französische gleichsam mit der Eisenbahn, das Deutsche mit der Postkutsche. Daß in Sitten die Romanisierung viel raschere Fortschritte macht als in der Stadt Freiburg, ist auch durch die exponierte Lage der Stadt gegeben: schauen doch Sittens Schloßtürme rings auf romanisches Land. Ist nun mit der Durchbrechung des Simplon das Wallis zu einer interromaniischen Weltstraße geworden, so wird die Romanisierung wohl auch die bedeutenderen Ortschaften des Oberlandes, Leuk, Visp, Brig ergreifen und aus ihnen Verwelschungszentren machen.

Gehemmt werden kann diese Entwicklung nur dadurch, daß ein dem französischen entsprechender deutscher wirtschaftlicher Einfluß im Oberwallis sich einstellte — durch eine direkt nach dem alemannischen Norden führende Bahn, wie die Lötschbergbahn. Über ihre sprachliche Wirkung wird eine zukünftige Volkszählung Auskunft geben.

Gewiß sind auch heute noch politische und kirchliche Faktoren in den sprachlichen Verschiebungen wirksam, aber weit überlegen ist ihnen der wirtschaftliche. Seit die mächtige Entwicklung des Weltverkehrs auch die abgelegenen Gebiete in seinen Bereich und sein Getriebe gezogen hat, ist die Bedeutung der politischen und kirchlichen Zugehörigkeit in sprachlichen Dingen erheblich geringer geworden. Auch der gewalttätige politische und kirchliche Zwang eines Polizeistaates würde gegen den wirtschaftlichen Einfluß einen dauernden sprachlichen Erfolg nicht haben. Verbindet sich aber die wirtschaftliche

mit der kirchlichen oder der politischen Macht, dann ist ihr gemeinsamer sprachlicher Sieg unaufhaltbar.

Zu unserem Lande der politischen und kirchlichen Freiheit wird die sprachliche Bewegung vom wirtschaftlichen Leben beherrscht, dessen Arterien die Eisenbahnlinien sind. So trägt auch die Gotthardbahn deutsche Sprache nach dem Tessin. Die Simplonbahn romanisiert, die bündnerischen Bahnen und die Linie Basel-Biel sind, wie die Gotthardbahn, Heerstraßen der deutschen Sprache.

## V.

Das Ergebnis dieser Betrachtungen ist, daß zur Zeit von einem Rückgang der deutschen Sprache in der Schweiz schlechthin nicht gesprochen werden kann. Wenn das Deutsche im Westen unseres Landes in einigen doppelsprachigen Positionen in die Minderheit gedrängt (Freiburg) oder ganz verdrängt wird (Sitten, Siders), oder das indutrielle Aufblühen der Stadt Biel eine Romanisierung zur Folge hat, so wird dieser Verlust durch den Anfall Rätiens mehr als gedeckt.

Die geschichtliche Betrachtung lehrt, daß an der westlichen Sprachgrenze, wo zwei mächtige Bewerberinnen einander gegenüberstehen, seit mehr als tausend Jahren abwechselnd bald die eine, bald die andere den Vorteil hatte. Der dauernde Vorteil aber liegt auf der Seite der deutschen Sprache, die sich trotz welscher Rückstöße über weite Strecken ursprünglich romanischen Landes ausgedehnt hat. Die Verhältnisse des neunzehnten Jahrhunderts sind der französischen Sprache günstig

gewesen. Aber die Eroberungen, die es ihr gebracht oder vorbereitet hat, liegen durchaus innerhalb des alten romanischen Landes.

Freilich ergibt die Sprachstatistik der Volkszählungen von 1880 und 1888, daß in diesen acht Jahren die französisch sprechende Bevölkerung der Schweiz verhältnismäßig mehr gewachsen ist als die deutsch redende<sup>1)</sup>. Wie wenig indessen in den Ziffern dieser Statistik ein sicheres Bild der gegenwärtigen Sprachbewegung erkannt werden darf, haben wir eben für Rätien gesehen. So zeigen diese Ziffern z. B. für den Kanton Wallis (wie auch für Genf) von 1880—1888 ein unverändertes Verhältnis der beiden Sprachen, während sie für den Kanton Freiburg (wie für die Waadt) sogar eine Zunahme der deutsch

<sup>1)</sup> Für die Gegenwart (1900—1910) trifft dies schon nicht mehr zu, wie die vorläufigen Ziffern vom 1. Dezember 1910 ergeben. Die ortsanwesende Bevölkerung der ganzen Schweiz betrug an jenem Tage 3 765 000 gegenüber 3 320 000 von 1900, was eine Gesamtzunahme von rund 13% binnen zehn Jahren bedeutet. An dieser Zunahme ist die deutsche Schweiz mit 286 000, die französische mit 65 000 beteiligt, was eine Zunahme des deutschen Anteils von 2 313 000 auf 2 599 000, d. h. um etwa 12½% und eine Zunahme des französischen Anteils von 731 000 auf 796 000, d. h. etwa 9% ausmacht. Die deutsche Bevölkerung ist also im abgelaufenen Jahrzehnt erheblich stärker gewachsen als die französische. — Wenn die über die ganze Schweiz zerstreute Einwanderung italienischer Arbeiter über 30% zugenommen und die Zahl der englisch, russisch usw. sprechenden Ausländer der alpinen Winterstationen sich mehr als verdoppelt hat, so sind das Bewegungen, die für den Sprachcharakter der Schweiz keine Bedeutung haben. Das Zurückbleiben des rätoromanischen Elements spricht sich darin aus, daß es inmitten der allgemeinen Bevölkerungszunahme von 13% nur um 3% zugenommen hat.

redenden Einwohner erweisen. Und doch ist gewiß im Wallis, das keine irgendwie erhebliche deutsche Einwanderung kennt, der Fortschritt des Französischen nicht zu leugnen!

Das allerdings ergibt sich mit Sicherheit aus den starren Ziffern der Statistik, daß im Kanton Neuenburg, besonders aber im Kanton Bern die Zahl der Deutschredenden einen relativen Aufschwung im Wachstum der Gesamtbevölkerung zeigt. Diese geringere Vermehrung der Deutschen ist nicht etwa durch Unfruchtbarkeit der deutschen Ehen zu erklären: die deutsche Ehe ist auch in der Schweiz fruchtbarer als die französische, und der Kanton Bern steht hier insbesondere obenan. Die Erklärung liegt vielmehr darin, daß der Deutschberner ins „Welschland“ auswandert und dort romanisiert wird.

Wie groß die Zahl der auf diese Weise romanisierten Deutschschweizer ist, das mit kunstvoller Um- und Ausrechnung der durchaus unverlässlichen sprachstatistischen Ziffern herauszubringen, unterlasse ich um so eher, als die Statistiker sich dabei selbst widersprechen. Die Zahlen, die sie im Dienste ihrer Sache gefunden haben, erwecken wenig Vertrauen. Grundlage, Methode und Resultat erscheinen in gleicher Weise zweifelhaft, wenn herausgerechnet wird, daß in den acht Jahren von 1880—1888 27 000 Deutschschweizer zu Welschen geworden seien<sup>1)</sup> — durchschnittlich etwa zehn pro Tag. So schnell schießen die — Franzosen nicht.

---

<sup>1)</sup> Der Kampf um das Deutschum, 10. Heft: Schweiz, von Prof. Dr. Hunziker, Aarau. München 1898. S. 31.

Halten wir uns, statt an solch trügerische Zahlen, an die bloße und unbestreitbare Tatsache, daß diese Auswanderung und Romanisierung alemannischer Elemente in erheblichem Maße stattfindet. Wir haben die Erscheinung längs der jurassischen und mittel-ländischen Sprachgrenze bereits konstatiert und auf ihre Ursachen hingewiesen. Es gilt, ihr noch etwas weiter nachzugehen und über diese Ursachen noch ein zusammenfassendes Wort zu sagen.

Während in der deutschen Schweiz nur wenige Tausende unserer französischen Landsleute leben, flutet das alemannische Element mächtig nach dem „Welschland“. Es ist dieses schweizerische Welschland einerseits dem sich stark vermehrenden Alemannen ein willkommenes inländisches Gebiet für seine wirtschaftliche Expansion, und andererseits gilt es für seine Jugend als praktische Sprachschule.

Der Germane ist nicht nur wirtschaftlich expansiver als der Römane, er legt auch auf fremdsprachliche Ausbildung seiner Jugend viel mehr Gewicht als jener, teils in der Absicht allgemeinerer Bildung oder vermehrter Erwerbsfähigkeit, teils weil es so Mode ist. So kommt es, daß neben den Tausenden, die in den französischen Kantonen eine Existenz suchen, Tausende junger Leute vorübergehend dorthin kommen, um Französisch zu lernen. Oft genug mag diese sprachliche Kur zur förmlichen Seßhaftigkeit des jungen Kaufmanns, Handwerkers, Kellners, des Dienstmädchen geführt haben, und in diesem Falle ist es doch ganz natürlich, daß diejenigen, die ausgezogen sind, um Französisch zu lernen, bei der neuen Sprache bleiben. Der Impuls, der sie zur

Welschlandfahrt trieb, wirkt dauernd nach, wenn sie seßhaft geworden sind.

Es sollen diese seßhaften und die fluktuierende alemannische Wohnbevölkerung ungefähr 13 Prozent der Einwohnerschaft des französischen Sprachgebietes ausmachen. Am wenigsten dicht sitzen die Deutschen im welschen Rhonetal, am dichtesten im Jura, speziell im Birstal. Zwischen 25 und 30 Prozent deutsch redende Einwohner sollen die bernischen Bezirke Delsberg, Münster, Courtelary, Neuenstadt, und die neuenburgischen Bezirke der Hauptstadt, des Val de Ruz und La Chaux-de-Fonds haben<sup>1)</sup>.

Den größten Teil dieser alemannischen Einwanderung deckt das nächstgelegene deutsche Gebiet: der Kanton Bern. Die Hälfte dieser einwandernden Deutschberner wendet sich nach dem Jura und zu gleichen Teilen zerstreut sie sich hier über die Gehöfte und lässt sie sich in den größeren Ortschaften nieder. In der Waadt und in Genf wendet sich die deutsche Einwanderung vorzüglich den Städten zu.

Es ist hier nicht der Ort, diese Bevölkerungsbewegung im weitern Zusammenhang zu betrachten. Nur darauf mag hingewiesen werden, daß dieser schweizerische „Zug nach dem Westen“ als Teil einer modernen Völkerwande-

---

<sup>1)</sup> Hier scheinen nach den Ergebnissen des 1. Dezember 1910 die Dinge sich so gestaltet zu haben, daß in den bernischen Bezirken das Verhältnis der deutsch redenden Bewohner erheblich gestiegen ist und reichlich 30% im Durchschnitt beträgt. Im Bezirk der Stadt Neuchatel sind 29% der Ortsanwesenden deutsch, während im Val de Ruz und La Chaux-de-Fonds es nur mehr 10—13% sind.

rung erscheint, die vom Osten her gegen das Frankreich der „*Infécondité*“andrängt. Der Wallischweizer wandert nach Frankreich, seinen Platz nimmt der Deutschschweizer ein, der seinerseits vom Reichsdeutschen ersehen wird. Es ist dies eine Bewegung, die in wenigen Jahrzehnten ganz neue Bevölkerungsverhältnisse bei uns geschaffen oder vorbereitet hat. Bereits ist in den Kantonen Genf, Neuenburg, Basel die kantonsfremde Wohnbevölkerung in der Mehrheit. Auch die konfessionellen Verhältnisse sind damit in Bewegung geraten: in den katholischen Kantonen, wie Freiburg, wachsen die protestantischen Minderheiten, in den protestantischen mehren sich die Katholiken (Basel, Zürich, Genf, Waadt, Neuenburg<sup>1)</sup>).

Wenden wir uns zum sprachlichen Charakter dieser Bewegung zurück.

Wir haben längs der Sprachgrenze das Patois überall bedrängt (mit Ausnahme des Wallis), aber doch vielfach noch recht kräftig gefunden. Weiter westlich, im neuenburgischen, waadtländischen, genferischen Gebiet ist das Patois stärker zurückgegangen. Nicht nur ist es in den Städten, nach welchen die deutsche Einwanderung sich besonders wendet, völlig erstorben, sondern es agonisiert in allen größern verkehrtreichenen Ortschaften, wie z. B. am Genfersee.

Die Mehrzahl der alemannischen Einwanderer findet sich also nicht dem Patois, sondern der französischen

<sup>1)</sup> F. Boumberger, *Déplacement religieux et national dans la population suisse, spécialement dans celle du canton de Fribourg*; Fribourg 1899.

Schriftsprache gegenüber, was ihre sprachliche Position, wie wir bereits konstatiert haben, erheblich schwächt. Auch darauf ist schon hingewiesen worden, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse überall, hier drängender, dort milder die Verwelschung fördern. Dasjenige Moment, von dem gemeinlich mit dem größten Eifer gesprochen wird, ist die unbestreitbare Leichtigkeit, mit welcher der Deutschschweizer seine sprachliche Zugehörigkeit preisgibt, d. h. der geringe Widerstand, den er der Verwelschung entgegenstellt. Das wird ihm einfach als Charakterlosigkeit angerechnet und es wird ihm als Vorbild der Franzose hingestellt, der nicht so leicht germanisiert werde.

Die Sache ist ruhiger Erwägung wert. Sie hat eine allgemein deutsche und eine speziell schweizerische Seite.

Es ist deutsche Art, fremdem Wesen offen zu sein und sich fremder Art leicht anzuschmiegen. Das ist in gewissem Sinne eine Schwäche; es ist aber auch ein Zeichen von Intelligenz und bedeutet nicht sowohl eine Inferiorität als eine Überlegenheit. Diese Anpassungsfähigkeit ist nicht zum wenigsten an dem großen wirtschaftlichen Aufschwunge des Deutschtums schuld, so wie die Starrheit des Franzosen nicht wenig beteiligt ist bei seinem unbestreitbaren wirtschaftlichen Zurückbleiben. Die Geschmeidigkeit hat gewiß ihre Gefahren und artet beim Einzelnen nicht selten in Charakterlosigkeit aus, aber — ist denn Starrheit und Chauvinismus eitel Kraft und Stärke? On a les défauts de ses qualités — das vergessen die Eiferer, die für das Anpassungsvermögen des Deutschen nur Worte der

Geringsschätzung und der Schmähung haben und den starren Widerstand des Französen bewundernd preisen.

Wir Schweizer haben nicht nur das Recht, uns auf diese gemeindeutscher Unpassungsfähigkeit zu berufen und eine verständige leidenschaftslose Beurteilung derselben zu verlangen, wir haben noch die besondere Pflicht, dessen eingedenk zu bleiben, daß das Französische eine unserer Landessprachen, unserer Nationalsprachen ist. Jawohl, eine unserer Nationalsprachen, deren wir vier haben: Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätsch. Denn nicht die Sprache ist's, welche die Nation ausmacht, so wenig wie angeblich ethnographische (sogen. Stammes- oder Rassen-) Merkmale. Eine moderne Nation wird gebildet und zusammengehalten durch gemeinsame historische Erinnerungen an Kampf und Sieg, an Leid und Freud, gemeinsame ideale und materielle Interessen der Gegenwart und gemeinsame Aspirationen für die Zukunft. So gibt es eine schweizerische Nation<sup>1)</sup>, die aus den Nach-

<sup>1)</sup> Daß es ein schweizerisches Volkstum gibt, in welchem Germanentum und Romanentum sich durchdringen, das bezeugt uns nicht nur unser eigenes lebendiges Gefühl, sondern das bezeugen auch kundige Ausländer. So sagt Wilhelm Schäfer in seinem Aufsatz über die Malerei der Gegenwart auf der Internationalen Ausstellung zu Düsseldorf 1904 („Rheinlande“, Juniheft), daß „selbst in dieser unvollkommenen Zusammenstellung der deutschen Malerei die Schweizer sich als die eigentlichen Germanen zeigen, in dem Sinn der alten oberrheinischen Meister oder des Albrecht Dürer: daß sie ihre eigenen Erlebnisse über äußere Gewandtheit stellen, daß sie lieber ein hartes Wort als ein glattes sagen; daß sie jene nach dem Seelischen gehenden Eigentümlichkeiten zeigen, in

kommen all der unbekannten und bekannten Völker gebildet wird, die im Laufe der Jahrtausende am Fuße der Zentralalpen sich niedergelassen haben — z. B. aus Kelten, Römern, Germanen. Ist etwa die deutsche Nation nicht aus Kelten, Römern, Germanen, Slaven, die französische nicht aus Kelten, Iberern, Römern, Germanen gemischt? Es gibt keine romanische und keine deutsche Rasse — es gibt nur historische Kulturgruppen, innerhalb deren einzelne Sprachen sich auf Kosten der andern in friedlichem oder blutigem Wettstreit ausgedehnt haben und noch ausdehnen. Die wenigsten Nationen, und insbesondere keine der größeren, sind heute zu volliger Spracheinheit gekommen.

Diese Überlegung ist einfach genug<sup>1)</sup>, und doch muß sie nachdrücklich ausgesprochen werden zu einer Zeit, da rings um uns her ein mißverstandenes Nationalitäts-

---

denen doch zuletzt der Vorzug der deutschen Kunst vor aller andern, wenigstens für uns Deutsche, begründet ist.“ Und wer sind diese schweizerischen Vertreter alter deutscher Art, von denen Schäfer spricht? Neben den Deutschschweizern Burri und Amiet sind es die Waadtländer Muret und Auberonois und der Genfer Hodler. Und gehörte nicht Ankler beiden Teilen des Vaterlandes gleichermaßen an? Haben nicht im Wettbewerb mit ihm welsche Künstler den Jeremias Gottthelf illustriert, der eben, weil er Schweizer war, auch einer der Ihrigen ist? Und hat nicht ein welscher Verlag uns diese illustrierte Ausgabe des Berner Bauerndichters geschenkt?

<sup>1)</sup> Zu diesen kurzen grundsätzlichen Bemerkungen vergleiche man jetzt die Schrift Dr. M. Jaegers, *Die Frage einer schweizerischen Nation*, Bern 1909, sowie die trefflichen Ausführungen Bovets und Lechslis in der Zürcher Zeitschrift „Wissen und Leben“ vom 15. Februar und 15. März 1910.

prinzip laut und drohend gepredigt und zur Grundlage einer „Rassenpolitik“ gemacht wird. Es gibt keine deutsche und keine französische Rasse — aber es gibt eine schweizerische Nation, so gut es eine deutsche und eine französische Nation gibt, die beide auch mehrsprachig sind.

Wir sind indeß nicht nur mehrsprachig, sondern den republikanischen und demokratischen Institutionen unseres Landes entsprechend, sind unsere Landessprachen auch gleichberechtigt. Es ist ein Mißbrauch, wenn von einem Deutschschweizer, der verwelkt wird, gesagt wird: er werde entnationalisiert, und es ist bedauerlich, wenn sogar Schweizer in diesem Falle von Entnationalisierung reden. Diese Qualifikation ist unpatriotisch. Der französierte Allemann hat nicht aufgehört, Schweizer zu sein. Er geht der Schweiz, er geht dem Vaterland, das ein deutsches romanisches Land ist, nicht verloren.

Man rühmt unsere Vaterlandsliebe und wir rühmen uns ihrer wohl gerne selbst. Sie ist weder deutsch noch welsch, sie ist schweizerisch. Und diese Vaterlandsliebe geht uns über die Anhänglichkeit an die sprachlichen Verwandtschaften, die uns mit den umliegenden Nationen verknüpfen, deren wir wohl bewußt sind und die wir dankbar zu schätzen wissen. Die Vaterlandsliebe soll uns darüber gehen, das wird ein jeder verstehen und billigen, der selbst ein Vaterland hat, das seine Liebe verdient. Wenn wir darüber nicht vergessen, daß wir sprachlich Deutsche, Franzosen, Italiener sind, so vergessen wir aber auch nicht, daß es über den Interessen

dieser sprachlichen Völkergruppen noch allgemein menschliche Interessen gibt, welche diese Völkergruppen einen statt sie zu trennen.

Ein Deutscher, der tief drinnen im heutigen Germanien geboren ist — vielleicht in jenem Teil, der vor einigen Jahrhunderten noch slavisch war — und für den das Französische jetzt die Sprache des „Erbfeindes“ ist, hat vielleicht Mühe, die andersgearteten Empfindungen zu verstehen, die der Deutschschweizer dem Französischen entgegenbringt. Aber er wird, wenn er billig ist, zugeben, daß diese ihm fremde Empfindungsweise in gleicher Art historisch bedingt und insogedessen berechtigt ist, wie die seine: sie sind beide das Produkt nationalen Lebens. Und deshalb wird er unsere Empfindungsweise achten.

Leider denken nicht alle so billig. Es gibt Vertreter des deutschen Chauvinismus, die in angesehenen Blättern zu Wort kommen und die sich im Schmähen unserer schweizerischen Eigenart nicht genug tun können. Nach ihnen ist unser guter alemannischer Dialekt ein verdorbenes Hochdeutsch und sind wir verabscheiungswürdige Renegaten des Deutschtums, die vor dem Erbfeind sich ducken. Man vergleicht uns in den Leipziger „Grenzboten“ mit Hunden, welche schwefelwedelnd welsche Prügel in Empfang nehmen; unsere „Gesinnung ist vaterlandslos“, weil wir unser Vaterland lieben; es gilt, uns alldeutsch Mores zu lehren und uns „gegen das Weltlicht umscharf zu machen“.

Diese Methode, unser angeblich defektes Deutschum zu stärken, ist sicherlich unzweckmäßig. Aber wenn dergleichen hässerfüllte Tiraden auch etwas mehr bewiesen

als den Unverstand und die Unbildung ihres Verfassers, so müßten wir immer noch mit Nachdruck erklären, daß wir keine Vorchriften im Empfang zu nehmen haben und daß wir Meister im eigenen Hause sind. Hinc illa odia.

Gegenüber solchen Missionären des Scharfmachens, die uns ein Evangelium des Hasses und des Streites predigen, machen wir vom Hausrecht Gebrauch, denn wir wollen keinen „*λαμψυμς Δευτσχτυμ*“ in der Schweiz. Wir brauchen nicht weit über unsere Landesgrenzen hinauszuschauen, um die Folgen eines Sprachenkampfes zu erblicken, vor dem das Vaterland bewahrt zu sehen der heiße Wunsch jedes Patrioten sein muß.

Wenn andere Staaten nach dem „nationalen“ Grundsatz verfahren: „Russifizierst Du meinen Deutschen, germanisiere ich Deinen Polen,“ so haben sie dafür ihre gegenseitige freundnachbarliche Staatsräson. Wir haben unserer Gründe, um unserer nationalen Interessen auf andere Weise zu wahren.

Und das Deutschthum ist dabei nicht zu kurz gekommen! Weder in der Vergangenheit, noch in der Gegenwart. Einmal ist unser schweizerisches Deutschthum älter, viel älter als manches nördliche, das sich lärmend geberdet und uns Schulmeistern will. Wir sind nicht nur Germanisierte, sondern wir sind Germanen. Dann hat hier im äußersten deutschen Süden, in Bern, in Zürich das deutsche Schrifttum Führer gefunden, wie Haller, Bodmer, Breitinger — zu einer Zeit, da ein preußischer Hof und die Berliner Akademie französisch war. Die Auslehnung gegen das Joch des französischen

Klassizismus, das auf der deutschen Literatur lag, ist damals von der *deutschen Schweiz* ausgegangen. Und heute — da wir, wie vor hundertundfünfzig Jahren, aus demselben kleinen Fleck deutscher Erde, Meister wie G. Neller und C. F. Meyer stellen, schmäht man unser Deutschthum. Heute, da die Schweiz in ihrem neuen bürgerlichen Gesetzbuch ein nationales Werk geschaffen hat, dessen Sprachform, um ihrer deutschen Bodenständigkeit und Originalität willen die bewundernde Anerkennung des Auslands findet, soll unser Deutschthum in Gefahr sein?

Wir sind hier nie so verwescht gewesen wie das höfische und wissenschaftliche Berlin und können heute auch nicht im Franzosenhaß mittun. Wir sind geblieben, wie wir waren, gut deutsch und *schweizerisch*. Und nun sollen wir zu einem neuen Deutschthum befehlt werden, das uns den Unfrieden ins Haus bringt? Darauf antworten wir: Auch wir wissen, was deutsch ist; wir haben dafür eine eigene, mehr als tausendjährige *germanische* und *unverweschte* Tradition, die den Namen der deutschen Schweiz auf den Blättern der deutschen Geistesgeschichte eingetragen hat — wir können gelassen warten, bis dieses neumodische Deutschthum des Scharfmachens, das uns zum Kampfe gegen unsere welschen Eidgenossen verpflichten will, wieder verschwunden sein wird. Deutschland ist groß geworden ohne diese Übertreibungen und wird unabhängig von ihnen noch größer werden. Daß der Chauvinismus keine Garantie der Größe ist, zeigt Frankreich; daß er etwas Vergängliches ist und jeweilen wieder gesitteteren

Grundsjäzen Platz macht, lehrt die Geschichte. Und inzwischen dürfen wir uns trösten, daß diejenigen, die Deutschlands Geschicke leiten, und daß die immense Majorität der Reichsbevölkerung der Schweiz freundlich gegenüberstehen.

Die unbestreitbare Tatsache, daß zahlreiche nach Westen gewanderte Deutschschweizer jenseits der Sprachgrenze leicht romanisiert werden, ist in ihrer Bedeutung mißverstanden und übertrieben worden, und schweizerische Publikationen haben dazu nicht wenig beigetragen. Sie ist mißverstanden worden, indem man diese Romanisierung wie eine Entnationalisierung denunzierte, als ob diese Eidgenossen damit aufgehört hätten, unsere Landsleute und gute Schweizer zu sein, und weiter mit uns an den besonderen Aufgaben des Friedens zu arbeiten, die Geschichte und Natur unserem kleinen Land gestellt haben; — als ob unser Vaterland an der Sprachgrenze ein Ende hätte. Sie ist übertrieben worden, indem eine für die komplizierten Vorgänge der Sprachbewegung durchaus unzugängliche Statistik zu künstlichen Um-, Aus- und Abrechnungen geführt hat, oder indem einzelne Erscheinungen in unzulässiger Weise generalisiert und aus ihrem geschichtlichen Zusammenhang gelöst worden sind.

Ich glaube, daß der Deutschschweizer aus dieser Romanisierung der Ausgewanderten weder als Patriot, noch als Alemannie Aliaß zum Jammer und zu Befürchtungen schöpfen soll. Der deutsche Kern der schweizerischen Eidgenossenschaft bleibt davon unberührt, in voller Lebenskraft, und wenn unsern welschen Brüdern

etwas alemanniisches Blut zugeführt wird und etwas deutsche Art, die trotz aller Romanisierung bleibt, so fahren sie vielleicht nicht schlecht dabei — und wir auch nicht.

Übrigens ist dieser Auswanderungsprozeß noch nicht abgeschlossen und die Frage, ob derselbe schließlich nicht mit der Germanisierung jurassischer Strecken enden wird, ist eine durchaus offene. *Zemirich*<sup>1)</sup> hat sie bejaht. Sollte er recht behalten, so werden wir Deutschschweizer uns dessen ehrlich freuen, aber wir werden ebensowenig Siegesfansaren schmettern, als wir jetzt jammern — denn wir leben nicht im Kriegszustand mit dem Welschtum unseres Landes.

Es ist besonders unsere Bundesstadt, die auch von *Schweizer* als der Verwelshung verfallend denunziert wird. Als ein in Bern geborner Zürcher, der elf Jahre einen Lehrstuhl an der Berner Universität innegehabt hat, glaubt der Schreiber dieser Zeilen in dieser Sache auch ein Urteil zu haben. Gewiß spielt die französische Sprache in Bern, der Hauptstadt eines deutsch-romanischen Landes, eine größere Rolle als in Zürich. Bern hat viele welsche Bundesbeamte, die übrigens meist zweisprachig sind; ist der Sitz internationaler Bureaux, deren Amtssprache französisch ist. Jeder Gebildete kommt viel häufiger als hier in Zürich in die Lage, das Französische zu sprechen, und beherrscht es mehr. Gewiß, das deposedierte Patriziat pflegt noch die französische Sprache in Erinnerung einstiger waadtländischer Herr-

<sup>1)</sup> Verbreitung und Bewegung der Deutschen in der französischen Schweiz. Stuttgart 1894.

ſcherherrlichkeit; gewiß prangen welsche Inschriften an allen Fenstern. Man ist in Bern eben nicht in Sachsen oder in Ostpreußen, sondern an der romanischen Sprachgrenze. Aber deswegen von Verwelschung Berns zu reden, ja sogar über zunehmende Romanisierung zu klagen, ist nicht nur eine Übertreibung — es schlägt der Wahrheit ins Gesicht.

Von den „Cordonnier“ und den „Tailleur“ der Ladenfenster und ihrer entchwundenen Eleganz gleich nachher ein Wort. Daß die Patrizier in Bern noch erinnerungsreiches Französisch sprechen, ist völlig bedeutungslos, schon weil diese nämlichen Leute daneben ein ganz unverfälschtes „urthiges“ Berndeutsch reden: sie sind der Sprache des Bodens, an dem sie haften, nicht fremd geworden und ihre Zweisprachigkeit gravitiert nicht nach dem Französischen. Sie sind „Bärner“. Sie haben auch keine französische Schule mehr. Noch in den fünfziger Jahren blühte in dem damals kleinen Bern eine französische Privatschule; sie ist im Laufe der sechziger Jahre wegen Schülermangels eingegangen und nicht mehr erstanden! Das moderne Bern vermag keine französische Schule mehr zu alimentieren — und da redet man von zunehmender Verwelschung! Der Große Stadtrat Berns zählt etwa achtzig Mitglieder; keines derselben bedient sich in den Verhandlungen der französischen Sprache. Und dieses Bern soll eine halbwelsche Stadt sein!

Im Großen Rat des Kantons Bern wird natürlich überwiegend deutsch, von den Vertretern des Jura aber französisch gesprochen. Auf Verlangen muß jede Rede

übersetzt werden. Von diesem Recht machen, wie in der Bundesversammlung, fast nur französische Mitglieder Gebrauch, was einen der Autoren, die von Berns Verwelschung reden, zu der Äußerung veranlaßt, daß „dadurch das Französische seinen Anspruch auf allgemeinere Geltung kund gebe“. Es klingt in diesem Satze etwas wie ein Appell an den Stolz der deutschen Ratsmitglieder, auch sie sollten die Übersetzung der französischen Reden verlangen — da kämen wir wahrlich weit und könnten uns bald in der Verschleuderung der Zeit durch solche Obstruktion mit andern Parlamenten messen. Was sich im Verlangen der Übersetzung einer deutschen Rede ins Französische hingibt, ist in Wahrheit nicht eine Superiorität, sondern eine Inferiorität, ein Mangel an sprachlicher Bildung. Hierin eine nachahmenswerte Gesinnungsstärke zu sehen, das ist eben eine jener alldeutschen Propagandalehren, die uns den „Kampf ums Deutschtum“ bringen wollen, den wir aber nicht wollen und nicht haben werden. Denn solche Lehren versteht unser Volk nicht, und das gereicht ihm nicht zur Unehre. —

Wenn bei uns mehr französische Lehnwörter in der deutschen Rede heimisch geworden sind als da, wo man nicht mit Franzosen im vaterländischen Verbande zusammenwohnt, so ist das zu natürlich, als daß es einer besonderen Rechtfertigung bedürfte. Das Französische der Westschweiz zeigt ebenso natürlich auch mehr Germanismen als dasjenige von Paris. Zahl und Art der Gallizismen des schweizerischen Alemannen sind kein Beweis seiner Verwelschung. Wenn ich „ä g ü si“

sage anstatt „entschuldigen Sie“, so wird das zwar dem Reichsdeutschen auffallen und es wird auch seinen Spott reizen, genau so, wie uns sein *S ch a n g d á r m*, seine *S ch o ñ s é*, sein *F r a n g*, statt unserer Landjäger, Landstraße, Franken auffällt. Auch hier heißt es: nicht generalisieren und nicht Steine werfen auf des Nachbars Dach! Niemand wird gegen die deutsche Armee den Vorwurf der Verwelschung erheben, weil sie *A r m e e* heißt und *C o r p s*, *D i v i s i o n e n*, *R e g i m e n t e r*, *B a t a i l l o n e* enthält, die von *O f f i z i e r e n*, *K o m a n d e u r s*, *G e n e r a l e n* befehligt und in *K a i s e r n e n* hößen von *I n s t r u k t i o n s o f f i z i e r e n* instruiert wird. Diese *A r m e e* wird auch dadurch nicht deutscher werden, daß alddeutsche Sprachreinigung diese längst heimisch gewordenen welschen Lehnwörter durch vermeintliche Erbwörter ersetzt. Niemand wird den ersten deutschen Kaiser des Welschtums beschuldigen, weil er in seinen Briefen mehr Gallizismen braucht als ein Deutschschweizer verwenden würde (vergl. *P r e u ß. T a h r b ü c h e r*, 1900 S. 104). Die Kultursprachen sind mit Lehnwörtern viel mehr durchsetzt, als eine dilettantische Sprachmeisterei sich träumen lässt. Diese Lehnwörter sind charakteristische Zeugnisse der Kulturbeziehungen, die überall vorhanden, wenn auch an den einzelnen Orten verschieden sind und auch mit dem Individuum wechseln, die aber in der deutschen Schweiz so wenig wie in Deutschland dem deutschen Charakter der Sprache heute Abbruch tun.

Zum wesentlichen ist der Gallizismus im Deutschen eine alte Mode. Er datiert aus der Zeit, da Frank-

reich, da Paris das Zentrum aller Eleganzen, der literarischen, der politischen, der militärischen, der gesellschaftlichen Eleganz war und da man in Deutschland — und die Fürsten nicht zuletzt — sich nach Frankreich richtete. Das ist ja heute anders geworden, und in Paris selbst herrscht jetzt — englische Mode. Europa hat sich von Frankreichs Hegemonie emanzipiert, aber die sprachlichen Zeugnisse dieser früheren Hegemonie, die Lehnwörter, verschwinden damit nicht ohne weiteres. Manche dieser Lehnwörter haben sich inzwischen allgemein und vollständig eingebürgert und werden überhaupt nicht mehr weichen, da sie dem nicht historisch und vergleichend geschulten Sprachempfinden durchaus als Erbgut erscheinen. Andere, deren Verbreitung nur lokal, deren Einführung in den deutschen Sprachkörper weniger nachdrücklich und solide ist, und die noch die Livrée der französischen Graphie tragen, werden mit der Zeit verschwinden — wie viel davon ist denn nicht seit hundert Jahren aus der deutschen Rede und Schrift verschwunden! Sind nicht die heutigen Gallizismen nur noch spärliche Reste derjenigen, die einst die Sprache des gebildeten Deutschen almodisch durchsetzten?

Diese Entwicklung ist mit dem Zurücktreten des moralischen Einflusses Frankreichs und mit dem Herwortreten der germanischen Welt gegeben. Sie ist so natürlich und selbstverständlich, daß sie einer leidenschaftlichen Förderung durch hitzige Sprachmeister gar nicht bedarf. Die meinen zu schieben und werden geschoben. Und in dieser Entwicklung nimmt auch die deutsche Rede in der Schweiz vollen Anteil, wenn sie auch noch welche

Lehnwörter bewahrt hat, die dem Norden und Osten fehlen, wenn auch „Tailleur“ und „Cordomier“ sogar auf dörflichen Alushängeschildern prangen als Zeugnisse der „neuesten Pariser Mode“, die längst nicht mehr neu ist, und wenn die „Speisenfolge“ des Gasthauses noch „Menu“ heißt. Das sind Quisquilen, und sie zur Grundlage von Klagen über den Rückgang der deutschen Sprache in der Schweiz zu machen, ist wahrlich unverständlich.

Noch heute ist das Französische in Europa die Sprache internationaler Verständigung. Das kommt eben von der einstigen Hegemonie Frankreichs her und findet eine besondere Stütze in den glücklichen Eigenschaften dieses Idioms, das von so einfachem und durchsichtigem Baue ist. Diese Stellung des Französischen als Sprache des internationalen Verkehrs ist dadurch nicht ohne weiteres erschüttert, daß heute andere Nationen Frankreich an Macht und Einfluß den Rang abgelaufen haben. Der internationale Verkehr bedarf eines solchen Verständigungsmittels. Das Latein hat als Verkehrssprache der mittelalterlichen Welt die römische Weltherrschaft um ein Jahrtausend überdauert. Welche Sprache einst das Französische ablösen wird — darüber wollen wir uns hier nicht ereisern. Jedenfalls wird diese sprachliche Führerschaft nicht dadurch errungen, daß man zum Kampfe gegen das Französische hegt, sondern nur dadurch, daß man in unablässiger Arbeit um die Tüchtigkeit der eigenen Sprachgemeinschaft sich bemüht und dazu beiträgt, daß sie durch ihre Leistungen die Anerkennung der Welt sich erzwingt. In letzter Linie werden die materiellen Interessen den

Muschlag geben. Der wirtschaftlichen Suprematie wird die WeltverkehrsSprache zufallen.

Inzwischen ist die internationale Stellung des Französischen noch festgegründet. Unsere ganze latinisierte Bildung ist ihr kräftiges Fundament: unser Lateinlernen kommt der Weltstellung des Französischen zu gute. Unter den lebenden Fremdsprachen, die an den Mittelschulen der ganzen gebildeten Welt gelehrt werden, steht das Französische obenan. Das zu ändern liegt in keines Menschen Macht, sondern nur in der Macht der langsam sich wandelnden Kulturverhältnisse.

Wenn an den Schaufenstern deutschschweizerischer Magazine französische Zeitschriften stehen, so besagt das einfach, daß die Inhaber dieser Geschäfte sich an eine internationale Kundschaft wenden. Man mag diese Art geschäftlicher Anerkennung des Französischen als internationaler VerkehrsSprache nutz- und geschmacklos finden — nur darf man dabei nicht die Naivität begehen, darin Beweise einer Verwelschung der deutschen Schweiz zu sehen.

Die einstige Hegemonie Frankreichs und die heutige internationale Stellung seiner Sprache haben den Franzosen nicht daran gewöhnt, fremde Sprachen zu lernen, und bis vor kurzem war der fremdsprachliche Unterricht, der an französischen Schulen erteilt wurde, teils spärlich, teils wenig fruchtbar. Tritt der Franzose aus seiner sprachlichen Gemeinschaft heraus, so ist er meist darauf angewiesen, daß der Fremde mit ihm französisch rede. Die Jahrhunderte haben ihn daran gewöhnt, diesen Mangel der eigenen Bildung und dieses Können des Ausländers als etwas

Selbstverständliches hinzunehmen. Das ist ein Stück Chinesentum, das sich bei der heutigen Gestaltung der Dinge dieser Welt rächen wird. Viel nötiger als die Bestrebungen der Alliance française pour la propagation de la langue française ist für Frankreich die Erschließung fremder Sprachen und Kulturen durch moderne Schulen, wie sie die Regierung der Republik jetzt vorgenommen hat. Denn die Herrschaft der französischen Sprache kann weiter bestehen, während das Land selbst sinkt. Das Latein hat Rom überlebt.

Der Franzose, der nur seine Sprache spricht und die Kenntnis derselben bei allen andern Menschen vorauseht, wird dadurch bei einem ruhig denkenden Deutschen und insbesondere beim Schweizer weder den Eindruck des Hochmuts, noch den der Überlegenheit machen — o nein!

## VI.

Die Verhältnisse haben es mit sich gebracht, daß in unserem Lande die sprachlichen Grenzen nicht zugleich wirtschaftliche und soziale Scheidewände, noch konfessionelle Schranken sind. Wir haben deutsche, welche, italienische, rätische Protestanten, deutsche, welche, italienische, rätische Katholiken. Der eigentliche Nahrboden des Sprachenstreites fehlt bei uns, und das ist ein großes Glück für das Vaterland.

Daz auch bei uns die sprachlichen Schiebungen nicht ohne alle schmerzlichen Gefühle verlaufen, ist ja natürlich. Es sind Reibungen, welche leicht liebe Gewohnheiten, persönliche Neigungen, verleßen. So hören wir denn,

daz̄ im Tessin über deutsches Gebaren der Gotthardbahn, im Wallis über französische Allüren der Simplonbahn geklagt wird. Im M̄ttoz beschwert man sich über deutsche Verfütigungen der Churer Regierung, im deutschen Gebiet über Poststempel mit französischen Namen (z. B. Bienn e).

Gewīß treibt weder die Gotthard-, noch die Simplonbahn absichtlich sprachliche Propaganda. Der Einfluß, den die eine zu Gunsten des Deutschen, die andere zu Gunsten des Französischen übt, ist natürlich und unvermeidlich; eine umsichtige Bahnhaltung wird aber dem sprachlichen Empfinden der verschiedenen Landesteile Rechnung tragen und sich hüten, die eigene Sprachgewohnheit dem Verkehr in unmötiger Weise aufzuzwingen. Was hier gesündigt werden mag, ist gewīß in den allermeisten Fällen nicht bösem Willen entsprungen, sondern auf bloße Bequemlichkeit oder Unüberlegtheit zurückzuführen. Doch hat die Presse recht, diese Vorkommnisse zu monieren und den Beschwerden Worte zu leihen, und eine republikanische Regierung scheint mir die Pflicht zu haben, auch ihrerseits dazu zu sehen, daz̄ jedem Landesteil sprachlich sein Recht werde, ohne daz̄ sie dabei irgend welche Propaganda, weder deutsche noch welche, treibt. Denn das freie Spiel der nationalen Kräfte und nicht Regierungsmaßregeln sollen bei uns in sprachlichen Dingen entscheiden. Insbesondere ist es Pflicht der Bundesregierung, dafür zu sorgen, daz̄ im öffentlichen Verkehr von Post und Eisenbahn die sprachliche Zugehörigkeit einer Ortschaft offiziell anerkannt werde, indem z. B. Fahrpläne und Poststempel, soweit

sie nur einen Namen führen, dem deutschen Ort die deutsche (T w a n n , D ü d i n g e n , B i s p , und nicht: D o u a n n e , G u i n , B i è g e ), dem französischen Ort die französische (G e n è v e , D e l é m o n t , und nicht: G e n f , D e l s b e r g ) Benennung geben. In Fällen von Doppelsprachigkeit soll die Entscheidung bei der Ortsbevölkerung selbst liegen, und wenn die Bieler das offizielle B i e n n e dem B i e l vorziehen, so ist das ihre Sache. Die verschiedenen Amtssprachen unseres Landes aber werden fortfahren, die ihnen angehörenden Ortsnamenformen zu verwenden, s o w e i t s i e w i r k l i c h a l l - g e m e i n s p r a c h e b r ä u c h l i c h s i n d . Die deutsche Amtssprache wird natürlich G e n f , B i e l , S i t t e n , F r e i b u r g , N e u e n b u r g sagen, und die französische wird B e r n e , B a l l e , S o l e u r e zu verwenden fortfahren. Aber in der deutschen Rede und Schrift L a u i s (für Lugano), E r i e l s (Mirolo), A l e n (Aigle), N e u ß (Nyon) usw. zu verwenden, ist vom Sprachgebrauch nicht aufgenommen. Diese außer Kurs stehenden alemannischen Doppelnamen doch zu verwenden, ist das unschädliche Privatvergnügen einzelner Sprachreiniger, die damit der Post und sich selbst mehr Schwierigkeiten bereiten, als sie dem Deutschtum nützen, für das sie hier glauben kämpfen zu müssen. Der erklärliche und berechtigte Zug der Sprache geht dahin, Doppelformen fallen zu lassen, weil sie einen embarras de richesse darstellen. Welche sprachliche Mehrbelastung würde es für den schweizerischen Verkehr zur Folge haben, wenn für all die hundert Orte und Ortchen, die zu beiden Seiten der Sprachgrenzen im l o k a l e n Verkehr

Doppelnamen haben oder hatten, diese Doppelbenennung offiziell geführt werden müßte! Den Luxus solcher Doppelnamen gestattet sich eine Sprache auf die Dauer nur für größere Verkehrszentren, indem sie, gerade wie der Verkehr, dem Grundsatz der Arbeitsvereinfachung und Kräfteersparnis folgt. Gegen die Gesetze des Sprachlebens aber, die Lugano und Aigle zu den herrschenden Formen gemacht haben, wird jedes sentimentale Gebaren zu Gunsten von Lausanne und Avenches umsonst sein.

Der Sentimentalität sich zu entzüglich, gilt es auch in der Beurteilung unserer alemannischen Mundart.

Ausgeprägte Mundarten sind Verkehrshemmisse. Sie sind die Wonne des Linguisten, sie sind dem Patrioten teuer, sie sind Wahrzeichen des nationalen Lebens, wie die Trachten — sie werden schwinden wie diese. Der moderne Verkehr nivelliert mit dem Kleid auch die Sprache, langsammer zwar, aber unaufhaltlich. So geht auch unsere liebe alemannische Mundart in den Verkehrszentren und bei den Gebildeten sichtlich zurück. Die Schule, welche die Pflicht hat, in der deutschen Schriftsprache zu unterrichten und welche hier noch viel mehr tut wird als bisher, hilft die Mundart zerzerren und bereitet einem dialektisch gefärbten Hochdeutsch den Weg. Der westliche Abfluß alemannischer Elemente nach dem Welschland schafft Platz für die Einwanderung reichsdeutscher Bevölkerung in unserem Osten und Norden und schwächt damit ebenfalls die Position unserer Mundart. In absehbarer Zeit wird die Verkehrssprache in Städten wie Basel und Zürich hochdeutsch sein.

Auch diese sprachliche Schiebung verläuft nicht, ohne schmerzliche Empfindungen zu wecken. Es wird uns etwas genommen, was uns in manchem Sinne teuer ist. Wir müssen uns damit trösten, daß dies das Schicksal der sprachlichen Minderheiten ist: ein natürlicher Vorgang, die unabweisbare Begleiterscheinung unseres Eintritts in den Weltverkehr und unseres wirtschaftlichen Aufschwungs. Der Rückgang der Mundart ist nicht bloß ein Opfer, er ist auch ein Gewinn, und inzwischen bergen wir, in tempore utili, diese Mundart der Väter in jenem *Schweizerischen Idiotikon*, das als nationales Denkmal einer sprachlichen Minderheit seinesgleichen sucht.

## VII.

So ist es dem wirklich eine Übertreibung, von einem Rückgang der deutschen Sprache in der Schweiz zu sprechen, und es schlägt den Tatsachen ins Gesicht, wenn jemand gar von einer Gefährdung des Deutschtums in der Schweiz redet. Gegenüber den Aufrissezungen, die von außen an uns gerichtet werden, und gegenüber den Klagen, welche ängstliche, unbesonnene und auch schlecht unterrichtete Landsleute erheben, soll hier ein Wort des Friedens und der Beruhigung gesprochen sein, wie es aus leidenschaftslosen geschichtlichen und linguistischen Betrachtungen sich ergibt. Niemandem zu lieb, niemandem zu leid — auch auf die Gefahr hin, es weder eifriegen deutschen, noch eifriegen französischen Freunden recht zu machen, doch mit dem aufrichtigen Wunsche, vaterländischem Empfinden im

Sinne der Mehrheit meiner Landsleute Ausdruck verliehen zu haben. —

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,  
Ihr Duell — der ist ewig verborgen;  
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,  
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen.

Auf diesen Weltstraßen der Ströme, die vom Gott-hard herunterführen, sind seit Jahrtausenden die Völker der Menschen aus den weiten Ebenen zum Wall der Alpen herangezogen. Sind die großen ruhigen Stromläufe des ebenen Landes eigentliche Völkerheerstraßen, auf denen Myriaden einherführen, so stellen die wilden und verzweigten Oberläufe Völkersteige dar, auf denen nur einzelne Gruppen bis in die letzten Hochtäler drangen — bis dahin, wo die unwirtliche Wasserscheide Halt gebot.

So ist aus einer mächtigen Wasserscheide der Gott-hard auch eine mächtige Völker- und Sprach-scheid e geworden. Er ist ein Völkerasyl und ein „Berg der Sprachen“ wie der Kaukasus.

Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen — werden zu seinen Füßen, am Quelllauf der vier Ströme, vier Sprachen gesprochen: Französisch an der Rhone, Deutsch an der Reuß, Italienisch am Tessin, Rätsisch am Rhein.

Dieselben natürlichen Verhältnisse, welche diese Sprach-scheid e haben entstehen lassen, haben auch zu der Bildung eines kleinen und eigentümlichen Staatswesens geführt, das sich rund um den Gotthard drängt und Nachkommen all der Völker vereinigt, deren Woge sich einst am Wall der Alpen gebrochen hat: die Sch w e i z.

Sie ist die Hochwacht, welche im Laufe der Jahrtausende die Völker Europas, und insbesondere die Germanen der Völkerwanderung selbst an den Wall des Gotthard geworfen haben. Sie hütet die Quellen der vier Ströme, gleichviel, ob diese Ströme in welche oder in deutsche Meere fließen — sie ist eine Wacht am Rhein, aber auch eine Wacht am Tessin und an der Rhone.

---

## Die romanische Schweiz und die Mundartforschung.<sup>1)</sup>

Ein Blick auf die Karte der Schweiz lässt ohne weiteres die große Verschiedenheit in der Lagerung des deutschen und des romanischen Sprachgebietes erkennen.

Das deutsche Gebiet ist — von kleinen bündnerischen Sprachinseln abgesehen — eine zusammenhängende Landschaft von Basel bis Chur, vom Bodensee bis zum Oberwallis. Das romanische Gebiet zerfällt in drei fast gänzlich unzusammenhängende Teile: einen französischen Westen, einen italienischen Süden und einen rätschen Osten.

Damit nicht genug. Der französische Westen, die Suisse romande, ist selbst keineswegs einheitlich: der Berner Jura gehört sprachlich zum nordfranzösischen (lothringisch-walloniischen) Gebiet. Das Land südlich vom Chasseral gravitiert linguistisch nach Südfrankreich und gehört zu jenem Sprachgelände, das wir frankoprovenzalisch nennen.

Und innerhalb dieser Verteilung des romanischen Gebietes besteht eine ungewöhnlich starke mundartliche

---

<sup>1)</sup> Vortrag gehalten in der dritten allgemeinen Sitzung der 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Basel am 27. September 1907.

Gliederung. Ein Tavetscher Bauer wird den Engadiner kaum verstehen; der Waadtländer kann sich nicht mit dem Walliser in seiner Mundart verständigen; ja, im Wallis wird sogar der Hirte aus der Gemeinde Bagnes nur schwer mit dem Hirten des Tales von Hérémence reden können.

Diese starke Gliederung und die daraus folgende Schwerverständlichkeit befördert natürlich das Vordringen der Schriftsprache als Verständigungsmittel: im Westen der französischen, im Osten der deutschen.

Im Osten und Westen sind die Mundarten gefährdet. Am kräftigsten ist ihr Leben noch im tessinischen Süden, wo, trotz der Gotthardbahn und der neuen elektrischen Bahnen der Balmaggia und des Mäjor, der mächtige lombardische Dialekt einen starken Rückhalt schafft. —

In das alte Helvetien, dessen keltisch-rätische Bevölkerung durch eine fünfhundertjährige Römerherrschaft romanisiert worden war, brachen von Norden die Alemannen ein. Sie unterwarfen sich das Land zwischen Alare und Limmat. Es trieb diese alemannische Eroberung ums Jahr 500 einen germanischen Keil zwischen den gallorömischen Westen und den rätorömischen Osten des Landes.

Aber noch ums Jahr 900 war diese Germanisierung südlich nicht über die Alpen und östlich kaum bis zum Rhein und Bodensee vorgedrungen: das Wallis, das Urserental, Graubünden waren noch ganz romanisch; ebenso die östlichen Voralpen, das Glarner- und St. Gallerland — trotz des Klosters — und auch Vorarlberg.

Im Laufe des folgenden Jahrtausends ist dann dieser alemannische Keil noch tiefer ins romanische Land ge-

drungen. Wanderlustiges deutsches Volk ist aus dem Haslital über die Grimsel nach dem Oberwallis gezogen. Diese Walser haben dann auch weiter vor dem Hochgebirge nicht halt gemacht und sind über den Montemoro ins Alzașca- und Gressonental und über den Griespass ins Formazzatal und nach Bosco gekommen. Über die Furka zogen sie nach Urseren, nach Graubünden und bis ins Vorarlberg hinein, manche deutsche Ansiedlung in den rätoromanischen Hochtälern des rheinischen Oberlandes zurücklassend. So wurden die Hasler und Walser zu tatkräftigen Pionieren des Deutschtums an der Südmark.

Inzwischen wurde das nördliche rätische Land, Glarus, St. Gallen, alemannisiert, und heute sind von dem einst so weiten rätoromanischen Gebiet, das sich vom Bodensee bis zum Gotthard und bis zum Ortler ununterbrochen ausdehnte, nur noch Trümmer vorhanden, die einem nahen Untergang geweiht sind. Es ist ein schmaler Streifen Landes von den Quellen des Rheins bis zum Unterengadin, der schon stark von deutschem Sprachtum durchsetzt ist. Das Rätoromanische ist auf der ganzen Linie im Schwinden begriffen. In hundert Jahren wird die Zuge und Graubündens nicht mehr rätsch sprechen.

Auch im Westen hat das Alemannische seine Grenzen von der Alare weg auf früher französisches Gebiet verschoben, so daß, sub specie saeculorum betrachtet, die deutsche Sprache in der Schweiz seit Jahrhunderten im Vorschreiten begriffen ist, wenn auch an der westlichen Sprachgrenze den Vorstoßen des Deutschen gelegentliche Rückstöße des Französischen gefolgt sind, die mit den großen

Epochen der Schweizer Geschichte zusammenhängen, und wenn auch insbesondere die Verhältnisse des 19. Jahrhunderts der französischen Sprache günstig gewesen sind. Es ist ein Glück für die Schweiz, daß dieses romanisch-deutsche hin und her dem freien, friedlichen Spiele der nationalen Kräfte überlassen blieb, und man darf hoffen, daß es den Aufreizungen ängstlicher, unbesonnener und schlecht unterrichteter Wortsührer nicht gelingen wird, in dem Lande einen Sprachenstreit zu entfachen.

Im französischen Westen ist nicht wie im rätischen Osten die romanische Sprache selbst gefährdet, sondern nur ihre Mundarten. Lebendige Umgangssprache sind die Patois nur noch in katholischen Landesteilen und bäuerlichen Gegenden: in einem Teil des Berner Jura, im Kanton Freiburg und besonders im Wallis. In den protestantischen Kantonen und in industriellen Gegenden, im Land der Uhren und Musikkisten, ist das Patois im Aussterben, nicht nur in den Städten, sondern auch auf den Dörfern. Ganze Landstriche mit vielen Tausenden von Einwohnern weisen nur noch einige alte gebrechliche Leute auf, die wirklich das Patois beherrschen, die aber in ihrer Umgebung niemanden mehr haben, mit dem sie es reden könnten. Man kann sagen, daß im ganzen Kanton Neuenburg heute niemand mehr Patois spricht, wenn auch einige Greise sich ihrer Jugendsprache noch erinnern. Und der Tod räumt stark unter ihnen auf. Es ist für die Forschung äußerste Gefahr im Berzug. Am Nordufer des Genfersees und im waadtländischen Rhonetal ist die Mundart seit einem halben Jahrhundert verstummt. Im Grossde Baud und in den Alpen fängt es an, selten zu sein. In

den Wallisertälern aber finden heute noch Gemeinderatsverhandlungen im Patois statt, wie in der deutschen Schweiz. Da mag die Mundart noch ein Jahrhundert leben<sup>1)</sup>.

Alle diese stark differenzierten Mundarten des Oстens, Südens und Westens sind kostbares linguistisches Gut, und nicht leicht wird sich ein Erdenwinkel finden, der auf so engem Raum so viel eigenartigen Sprachreichtum trägt und für den Forscher so viel Erkenntnis des Sprachlebens bereithält.

Wie viel Licht ist der romanischen Philologie aus den rätischen Mundarten erwachsen, als vor bald vierzig Jahren *Ascoli* seine *Saggi ladini* schrieb, deren Probleme seither durch *Salvionis* Forschungen neue, ausgedehntere Formulierung und weitere Aufhellung erfahren haben. Und welch kostbare Beiträge zur Sprachgeschichte sind schon seit Jahrzehnten aus dem Studium der westschweizerischen Patois hervorgegangen. Man denke an die grundlegenden Arbeiten *Cornu*s und *Gilliéron*s über die Mundarten Freiburgs und des Wallis und an neuere Studien zur Frage der *Dialectengrenzen*. Die Schweiz bietet die eklantesten Beispiele dafür, wie die höchsten Berge keine Sprachgrenzen bilden,

<sup>1)</sup> Vgl. E. Tappolet, Über den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz. Zürich 1901, und: „Die Sprachverhältnisse in der französischen Schweiz“ im „Sonntagsblatt der Basler Nachrichten“ vom 3. März 1907. — Eine systematische, zwar kurze, aber vortreffliche Darstellung des Sprachlebens der Suisse romande gibt L. Gauhat im *Dictionnaire géographique de la Suisse*, Neuchâtel, Uttinger, 1907 (*Langue et patois de la Suisse romande*).

während andererseits auf dem flachen Lande zwei benachbarte Dörfer, die durch eine Landstraße verbunden sind, eine förmliche Mundartengrenze zwischen sich haben und zwei grundverschiedene Patois reden. Wie gut zeigt die Dialektgliederung der romanischen Schweiz die Wichtigkeit der alten Bistumsgrenzen. Und auch die konfessionelle Mischung der Schweiz illustriert trefflich die Bedeutung des kirchlichen Elementes in der Sprachentwicklung durch die vorhandenen konfessionellen Mundartgrenzen oder durch das Nebeneinanderbestehen konfessioneller Lautvarietäten in den nämlichen Ortschaften.

Eigenart und Reichtum der L a u t e dieser Dialekte erweitern den Blick des Phonetikers. Sicher wäre z. B. viel neue Erkenntnis zu gewinnen aus dem vergleichenden Studium jener merkwürdigen Erscheinung, die darin besteht, daß nach dem Tonvokal ein — stimmhafter oder stimmloser — Verschlußlaut eingeschoben wird (lat. *duru*, *dura* > dykr, dykra; dyk, dygra; dyhr, dybra), einer Erscheinung, die sich in den Wallisertälern, in Aosta, in Bergün, Oberhalbstein und Oberengadin findet und vielleicht auch im Tessin zu entdecken ist, so daß sie einen charakteristischen Zug der romanischen Alpensprache bedeutete. Hier liegt überdies ein schönes Thema für instrumentale phonetische Untersuchung bereit.

Die Phonetik der Mundarten führt den Forsther auch sicherer auf den Pfaden der Ethymologie. Lauterscheinungen, die bisher als selten und seltsam gegolten haben, weil sie in den Schriftsprachen nur isoliert vorkamen, erhalten durch die Mundart gute Gesellschaft, und mancher lautliche Findling wird auf diese Weise in einen lebens-

vollen Verband gefügt. Durch die Zusammenstellung der Patoisformen eines Lautvorganges wird das Gebiet des etymologisch Möglichen schärfer begrenzt, und oft wirft diese bloße Zusammenstellung ein helles Licht auf die Ursprungsfrage. Ich bin überzeugt, daß z. B. das Problem des galloromanischen Wandels von lat. ū zu ü — den man mit Unrecht für uralt, ja für keltisch hält — aus den Lautverhältnissen der romanischen Schweiz entscheidende Aufklärung erfahren wird.

Aber auch Probleme von weiterer Bedeutung, wie z. B. die Frage des romanischen Umlautes, der Vokalharmonie, der Nasalierung, der Mouillierung usw. und vor allem die Prinzipienfrage von Lautgesetz und Analogie erhalten ihre sicherste Aufklärung durch die Beobachtung der lebenden Mundart.

Eine kaum zu überschende Mannigfaltigkeit der *Lexionsformen* eignet diesen Mundarten, und wilde Schosse üppiger Analogiebildungen finden sich neben zähen Archaismen. Reste der lateinischen Unterscheidung zwischen Nominativ und Akkusativ finden sich in den Hochtalern des Wallis und Bündens, im Surselvischen und im Val d'Anniviers.

Und dazu der ungeahnte *Wortreichum*, dessen Schleier Gilliérons *Atlas linguistique de la France* zu lüften begonnen hat, ein Wortreichtum, der, je systematischer diese Mundarten durchforscht werden, um so überwältigender auf einen eindringt. Mit der Terminologie des Heuens beschäftigt, teilt mir Kollege Tappolet eben mit, daß er in der Suisse romande für Schwaden (franz. andain) nicht weniger als 23 Wortstämme (ohne die Ab-

leitungen) und für Windhausen (franz. meule) deren volle 30 gefunden habe: für diese zwei Dinge also 53 verschiedene Wörter! Wieviel uraltes Sprachgut, wieviel bodenständige Kraft der Sprachschöpfung mag sich in solchem Reichtum bergen! Und was erzählen die Verbreitungsbezirke der einzelnen Wörter, die *Wortzonen*, von den Wanderungen, die einzelne dieser Ausdrücke zögernd oder siegreich in fremdes Gebiet unternommen haben — Wortwanderungen, über deren sprachgeschichtliche Bedeutung uns Gilliéron epochemachende Forschungen geschenkt hat.

Dabei zeigt der Wortbestand der romanischen Alpendialekte von der Gruyère bis zum Engadin manigfache eigenartige Übereinstimmung, die natürlich aus jenen fernen Zeiten stammt, da Überwallis und Urseren noch romanisch, ja römisches waren, und über Furka, Gotthard und Oberalp die romanische Alpenkultur ihren ungehemmten inneren Austausch vollzog. Auf der gemeinsamen wirtschaftlichen Grundlage bildete sich eine romanische Alpensprache, die jetzt im Verschwinden begriffen ist.

Hier winkt ein besonders verlockendes Arbeitsfeld, und es wäre sehr wünschenswert, daß Lüchingers Vorgang (*Das Molkereigerät in den romanischen Alpendialekten der Schweiz*, Zürich, 1905 Nachahmung fände, und daß jene Monographien sich mehrten, die eine begrenzte Wortgruppe in dem ganzen Gebiet der franco-provenzalischen, lombardischen, rätschen Schweizeralpen — und darüber hinaus — verfolgen und darstellen, z. B. die Termini der Heubereitung, der Bienenkultur oder der Viehzucht. Reichen Stoff fände

z. B. der, der einzig die Bezeichnung für „Kuh“ sammeln und verfolgen wollte: die Namen, die ihr der Mund der Kinder und der Erwachsenen gibt, die Laute, mit denen sie gerufen wird, die Ausdrücke, mit denen ihre verschiedenen Lebensalter, ihre Farbe, Gestalt, Ergiebigkeit, Tüchtigkeit, ihr Charakter bezeichnet wird, wie man ihr Brüllen benennt, zu welchen Metaphern, Redensarten, Sprichwörtern sie Veranlassung gibt. Die originelle Bildlichkeit der mundartlichen Reden würde dabei in reichen Beispielen vertreten sein.

Überall öffnet das Dialektstudium neue Ausblicke. Nicht zum wenigsten in der Ortsnamenforschung. Und gerade die schweizerische Ortsnamenforschung gestaltet sich vielfach eigenartig, weil der nämliche Name häufig in doppelter, in romanischer und in deutscher Form vorhanden ist und die etymologische Deutung beiden Formen genügen muß.

Welchen Gewinn die Ortsnamenforschung aus dem Patoisstudium ziehen kann, zeigen die Arbeiten E. Murets, der mit Hilfe der Patoisformen nun auch neues Licht in die viel diskutierte Frage der sogenannten -ingen-Orte bringt. Murets Lösung ist zugleich ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Besiedelung der Westschweiz. Sie reduziert den germanischen Anteil an dieser Besiedelung zugunsten des römischen<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Die romanischen Ortsnamen, deren Patoisform *ɛ*, *ɛʒo* (geschrieben *-in(s)*, *-inge*), lautet, sind römischen Ursprungs und stammen von Cognomen auf *-inu* oder dann von solchen auf *-anu* resp. *-anicu*, die an Gentilitien auf *-iu* antreten (*Scandiliu + anu > Chan-dolin*). — Die Namen *au û*, *ãʒo* entsprechen dem deutschen *-ingen*.

Wenn es wahr ist, daß der Sprachwissenschaft in den letzten zwanzig Jahren durch die Erforschung lebender Mundarten viel neues Blut zugeführt worden ist, so darf man auch hoffen, daß diese Mundartenforschung weiter fortfahren wird, die Linguistik zu erneuern, umzugestalten, und erwartungsvoll begrüßen wir die Begründung der Société internationale de dialectologie romane, welche ein Zentrum dieser Forschung auf dem romanischen Sprachgebiet beider Welten, von Romanisch-Amerika bis Rumänien sein will.

Wir haben einsehen lernen, daß die Gezeuge des Sprachlebens vor allem am Leben selbst zu studieren sind, und daß jene linguistischen Theorien, die auf papierenem Boden gewachsen sind, eine gründliche Revision und Säuberung durch jene Empirie erfahren müssen, die das wunderbare Leben der Mundarten so freigebig gewährt. Die Linguistik hat sich lange am Phantom geübt; nun ist sie zum Studium des lebendigen Leibes übergegangen. Sie hat sich lange auf Paläontologie beschränkt, Knochenreste gedeutet und Koprolithe bestimmt. Jetzt ist sie zur Biologie gekommen und muß ihre paläontologischen Theorien revidieren.

Die Schweiz ist in der Lage, reiches Material dazu zu liefern. Aber sie muß sich eilen, denn der Duell der Mundarten, der einst in ihren Bergen, in Jura und Alpen, lebendig floß, ist am Versiegen. Die Kultur trocknet ihr aus. --

---

und zeigen germanische Siedelung; doch ist die Konkurrenz eines vielleicht ligurischen Suffixes -ineu, -inca, das in Südfrankreich und Norditalien häufig ist, nicht ausgeschlossen, so daß nicht einmal alle -ā, -āzə-Namen germanisch wären.

Der Gedanke, diesen Mundartenschatz zu sammeln, ist im französischen Westen und im rätischen Osten manchem Freunde des heimatlichen Volkstums aufgegangen, und mancher hat an die Ausführung dieses Planes Jahre unverdrossener Arbeit gesetzt. Es mag bloß an die Engadiner *Pallio ppi* (1893), an den Disentiser Pater *Carigiet* (1882), an den waadtländischen Dohen *Bridel* (1866) erinnert werden, deren Wörterbücher freilich den Philologen nicht befriedigen können — obwohl er ihre Hilfe dankbar anerkennit und annimmt.

Dabei zeigt sich zwischen den Arbeiten des Ostens und des Westens gleich ein charakteristischer Unterschied: das Rätische, das eine umfangreiche gedruckte Literatur hat, tritt mit dem Anspruch einer Schriftsprache auf, und seine Wörterbücher führen eine Menge fremder Wörter, internationales Sprachgut, das sich auf Kosten des einheimischen breit macht. Die Sprache des *pays romand* will nichts sein als eine Mundart, und der Waadtländer Bridel macht nicht Anspruch auf schriftsprachliche Rücksichtnahme wie z. B. der Biindner Carigiet. Diese literarischen Ansprüche des Rätischen haben seiner Bodenständigkeit Eintrag getan und bilden für den Sammler des rätischen Wortschatzes eine ernste Schwierigkeit, die der italienische Süden und der französische Westen dem Forscher nicht bereiten.

Seit das große Unternehmen des deutsch-schweizerischen Idiotikons ans Licht getreten ist (1881), hat wohl auch im Osten, Süden und Westen mancher den Gedanken erwogen, ähnliches zu unternehmen und dem Romanentum der Schweiz ein ähnliches sprachliches Monument zu errichten.

Aber vom Gedanken, der reizt und lockt, bis zur Ausführung dehnt sich ein langer Weg und dehnen sich ernsteste Überlegungen. Ein solches Idiotikon ist eine Arbeit von Jahrzehnten, eine Lebensarbeit, und glücklich mag sich der schäzen, dem es vergönnt ist, am Werk zu bleiben von den ersten Notizen bis zum Imprimatur des letzten Bogens. So bedarf es wirklich des Enthusiasmus und der Selbstverleugnung, um vom reizvollen Gedanken eines solchen Idiotikons zur Ausführung der Jahrzehnte dauernden Arbeit zu schreiten.

Es ist das Verdienst Louis Gauchats, als erster diesen entscheidenden Schritt getan zu haben. Sein Beispiel hat ihm nicht nur jene trefflichen Mitarbeiter eingetragen, welche Jules Jeanguet und Ernest Tappol heißen und mit ihm das Trio der Redaktion des Glossaire des patois de la Suisse romande bilden, sondern Gauchats tatkräftiges Beispiel hat auch die Unternehmungen eines rätsischen und eines italienischen Idiotikons ins Leben gerufen, die jetzt beide in Arbeit sind.

So tritt nun die romanische Schweiz ebenbürtig neben die deutsche, und dankbar gesteht sie, daß sie vom deutschen Vorgang vieles hat lernen können, und daß die Erfahrungen, die am deutschen Idiotikon gemacht worden sind, ihr manchen Umweg und Irrtum ersparen.

Voran also geht, unter Gauchats Führung, die Suisse romande, d. h. die Kantone Genf, Waadt, Neuenburg sowie die romanischen Teile der Kantone Wallis, Freiburg und Bern.

Im Jahre 1895 wandte sich Gauchat an den Erziehungsdirektor seines Heimatkantons Neuenburg, um

ihm den Prospekt eines Glossaire zu unterbreiten und unter Neuenburgs Fürsprache staatliche Hilfe für das geplante nationale Werk zu erwirken. Nachdem die Verhandlungen mit den Regierungen der Kantone und des Bundes erledigt waren, wurde das Glossaire 1899 organisiert. Die staatlichen Beiträge beliefen sich ursprünglich auf 9500 Franken im Jahr. Sie sind im Laufe der Zeit auf die doppelte Summe gestiegen.

Die Verwendung dieser Summe und den Gang der Arbeiten überwachen zwei Behörden: eine commission administrative, bestehend aus den Erziehungsdirektoren der sechs Kantone, und eine commission philologique, zu der jeder Kanton einen Vertreter abordnet. Diese Kommissionen versammeln sich jährlich mindestens einmal, und ihnen erstattet die Redaktion einen eingehenden Bericht, dessen wissenschaftlicher Teil im Druck erscheint und ein lebendiges Bild von der wachsenden Arbeit gibt<sup>1)</sup>.

Diese Organisation hat sich als eine sehr glückliche erwiesen. Das Gremium der Erziehungsdirektoren fördert das Werk nicht nur durch verständnisvolle freie Leitung, sondern jeder einzelne der Herren ist auch bereit, durch sein einflussreiches Wort in seinem Kanton dem Unternehmen Förderung angedeihen zu lassen. Von der philologischen Kommission Lobendes zu sagen, verhindert mich der Umstand, daß ich die Ehre habe, ihr anzugehören. Das aber darf ich sagen, daß die jährlichen Tagungen

---

<sup>1)</sup> Es sind von diesen Rapports annuels bis jetzt zwölf erschienen (Neuchâtel, Uttinger, 1900—1911).

dieser Kommission immer ein Fest sind — nicht ein Fest mit großem Reden und Schmausen, sondern ein Fest regsten Gedankenaustausches und erfrischendster Anregung. Es ist ein Privileg der Mundartforschung, daß sie mitten ins blühende Leben der Sprache und des Volkes hineinführt, und es ist ein Charakteristikum dieser Sitzungen, daß die Sachlichkeit und der gemeinsame Eifer für das schöne Werk alle Meinungsverschiedenheiten überwindet.

Für diese Sachlichkeit und diesen Eifer ist die dreiköpfige Redaktion selbst vorbildlich. Die drei Herren sind räumlich getrennt: Jeanjaquet und Tappolet sind durch ihre akademische Tätigkeit an Neuenburg und Basel gefesselt. Die Fäden ihrer Arbeit laufen im Bureau du Glossaire zusammen, das sich am Wohnort des Chefredakteurs Gauchat zu Zürich befindet. Das Gebiet haben sie so unter sich geteilt, daß Tappolet Bern und Waadt, Jeanjaquet Genf und Wallis, und Gauchat, neben der Überleitung des Ganzen, Neuenburg und Freiburg als Spezialgebiet durchforscht.

Ein ganzes Netz von freiwilligen Korrespondenten breitet sich über das Land, die dem Bureau regelmäßig Bericht erstatten. Eine Reihe anderer, mehr gelegentlicher Mitarbeiter bieten hilfreiche Hand, weltliche und kirchliche, Fachleute und Laien. Von Anfang an ist dem Unternehmen jeder politische und konfessionelle Partikularismus fremd gewesen.

Die Zeit für das Sammeln des Wortmaterials war auf zehn Jahre bemessen worden. Darauf sollte die Periode der Redigierung folgen. Das Unternehmen steht jetzt im neunten Jahre. Die Sammlung rückt ihrem Ende

entgegen. Bereits ist man mit Ordnen der Zettel und mit Fragen der Redaktion beschäftigt.

Die Sammelerarbeit ist auf folgende Weise organisiert:

Es ist eine Übersicht des Begriffsschatzes der mundartlichen Sprache angelegt worden, eine methodische Klassifizierung des zu erfragenden Wortmaterials in Gruppen wie: Weinbau, Hanf und Flachs, Schule, Krankheit und Medizin, die fünf Sinne, Geld, Armut und Reichtum, usw. Auf Grund dieser Übersicht werden kleine Fragebogen (questionnaires) zusammengestellt, die dazu bestimmt sind, an patoisfondige Leute der sechs Kantone, an sogen. correspondants du Glossaire, verjandt zu werden. Die Redaktion dieser questionnaires erfordert viel Umsicht und Sachkunde. Sie setzt Kenntnis der Sitten und Gebräuche des vielgestaltigen Landes und auch mannigfache Dialektkenntnis voraus. Es gilt, durch das questionnaire den Korrespondenten anzuregen und z. B. ihn nicht nur zu fragen: „Wie heißen die Unterhaltungsspiele Eures Dorfes?“ Sondern es gilt, im questionnaire diese Spiele anzuführen, die des Kindes und die der Erwachsenen, und sach- und wortfondige Einzelfragen dazu zu stellen. So umfaßt die Gruppe jeux et divertissements vier volle Fragebogen, und diese verraten z. B. im Regelspiel eine Sachkenntnis, welche beweist, daß die Herren von der Redaktion nicht weltfremd sind.

So muß der Redakteur mit der langen Reihe der ländlichen Arbeiten, mit Heuen und Ackern, Weinbau und Viehzucht, mit Käsebereitung und Holzabfuhr einigermaßen vertraut sein, ihre Hantierung, ihre Werkzeuge und Geräte kennen; er muß in Haus und Hof, in Küche,

Keller und Kleiderschrank Bescheid wissen, beim Handwerker gelernt haben, um nach all den termini technici fragen zu können, und muß zur Verdeutlichung die Zeichnung, die Photographie z. B. des Pflugs, des Dreschflegels, der Sennhütte zu Hilfe nehmen. Und es gilt, mit Takt einzelne Lebensgebiete zu explorieren, deren Erforschung ebenso delikat wie unerlässlich ist. Man spricht nicht gerne von der Verdauung und ihren Organen — aber wie reich ist die naive Sprache des Volkes an derben und euphemistischen Ausdrücken dieses Gebiets.

Das questionnaire soll den Korrespondenten auch anregen, über die metaphorische Verwendung des erfragten Wortmaterials Auskunft zu geben, über stehende Attribute, über Reden, Gebräuche, Aberglauben, die sich an einzelne Dinge und Namen knüpfen. Denn das Glossaire soll einst nicht nur Wörter bergen, sondern es soll in reichen Beispielen ein Bild des Lebens geben; es soll nicht nur lexikologisch, sondern enzyklopädisch sein. Wer z. B. einmal den Artikel „Neujahr“ aufschlägt, soll nicht nur vernehmen, daß es in so und so viel Varietäten bon an heißt, sondern auch, wie die Väter das bon an feierten, wie es heute gefeiert wird, welche Wünsche es begleiten und welche Lieder es umklingen.

Diese questionnaires gehen zu zweit am Anfang jedes Monats hinaus. In der Jahreszeit der großen ländlichen Arbeiten wird nur je eins verwandt. So kommen jährlich 21 Stück zur Ausgabe. Das erste questionnaire verließ das Bureau im Februar 1900. Es war von einer eingehenden Instruktion für den Korrespondenten begleitet, die ihn insbesondere auch über das Transkriptionsystem

des Glossaire unterrichtete und ihn anwies, wie er die Wörter seines Patois nach einem einheitlichen Modus schriftlich wiederzugeben habe<sup>1)</sup>.

Es sind bis heute über 160 questionnaires hinausgegangen. Mit zwei Hunderten hofft man, das ganze Gebiet erschöpft zu haben<sup>2)</sup>.

Mit jedem questionnaire erhält der Korrespondent ein Hefschchen, einen Block von 100 kleinen Zetteln. Darin soll er im Laufe des Monats seine Antworten auf die numerierten Fragen des questionnaire eintragen, um dann das ausgefüllte Hefschchen an das Zentralbureau zurückzusenden. Dabei hat jeder Kanton eine besondere Farbe für sein Hefschchen, so daß die Materialien von selbst nach Landesteilen sich ordnen. Jeder Zettel wird auch mit dem Namen der Ortschaft abgestempelt, aus der er herrührt. Werden die Zettel also einmal zum Zweck wörterbuchmäßiger Ordnung aus den Hefschchen gelöst, so tragen sie, jeder, in Farbe und Stempel, immer das augenfällige Zeichen ihrer Herkunft.

Als die Redaktion 1899 daran ging, im Gebiet der sechs Kantone Leute ausfindig zu machen, die bereit wären, ihr als Korrespondenten zu dienen und ihre questionnaires zu beantworten, da verzichtete sie von vornherein darauf, auf sämtliche Gemeinden zu greifen, in denen noch Patois

<sup>1)</sup> Die Patois haben eine bescheidene Literatur und also eine traditionelle Graphie. Aber diese an und für sich schwankenden Schreibungen gehen in den sechs Kantonen sehr auseinander. Am stabilsten ist die Graphie im Waadtlande.

<sup>2)</sup> Zu Ende des Jahres 1910 ist diese Sammelarbeit mit rund 230 questionnaires abgeschlossen worden.

vorhanden ist. Sie nahm etwa 120 arbeitswillige Gewährsmänner in Aussicht und fand in Wirklichkeit deren 200. Als aber im folgenden Jahr die ersten questionnaires versandt wurden, antwortete kaum die Hälfte. Das ist der Lauf der Welt. Die anderen Idiotika haben das auch erfahren oder werden es erfahren. Schließlich sind anno 1900 einige siebzig Korrespondenten übriggeblieben, und seither schwankt ihre Zahl zwischen 71 und 74. Jedes Jahr bringt einige Lücken, durch Tod, Wegzug, wohl auch durch Verdrossenheit. Bis jetzt ist es immer gelungen, Eratz zu schaffen — wenn auch nicht immer für den nämlichen Ort — und die Zahl über 70 zu halten. Einzelne der neu Eintretenden haben sich die Mühe nicht verdriezen lassen, das ganze frühere Pensum nachzuarbeiten. Von den heute noch tätigen Korrespondenten ist mehr als die Hälfte von Anfang an dabei gewesen — 1904 waren es von 75 deren 45 — und jeder von diesen hat bis heute mindestens 5000 Antworten gegeben, mancher die dreifache Zahl. Am schwächsten vertreten sind die beiden Kantone, in denen die Mundart am meisten gefährdet ist: Genf (3—5 Korrespondenten) und Neuenburg (3—6). Die meisten Korrespondenten liefert das volfreiche Waadtländerland (21—27).

Diese Korrespondenten gehören den verschiedensten Lebensstellungen an: Handel und Gewerbe, Landwirtschaft, Kirche, Schule, Post und Gericht stellen Hilfsstruppen. Auch (2—4) Frauen befinden sich darunter. Das Hauptkontingent leistet die Schule: 60 Prozent der Korrespondenten gehören dem Lehrerstande an (im

ganzen etwa 45). Der Kanton Wallis ist fast ausschließlich durch seine Lehrerschaft vertreten. Etwa 12 Prozent sind Geistliche und überwiegend katholische Geistliche. Nur zwei protestantische Pfarrer sind dabei. In den protestantischen Landteilen ist eben die Mundart überhaupt sehr zurückgegangen. Der Stand der Gemeinde- und Staatsbeamten liefert 16 Prozent der Korrespondenten, und der Rest von 12 Prozent fällt der bescheidenen und etwas schwankenden Vertretung von Landwirtschaft, Handel und Gewerbe und beruflosen Personen zu.

Am Schluß des Jahres erhält der Korrespondent eine bescheidene Remuneration. Es ist durchaus keine Entschädigung für die geleistete große Arbeit, sondern eine kleine Aufmerksamkeit von Seiten des Glossaire nach dem Grundsache, daß *les petits cadeaux entretiennent l'amitié* — ein Zeichen, daß sich die Redaktion der von den Korrespondenten geleisteten Arbeit erinnert. Denn man vergegenwärtige sich wohl den Gang dieser stillen Arbeit: Monat für Monat erhält der Korrespondent die Fragebogen. Monat für Monat sendet er die mit Antworten gefüllten Hefte dem Bureau ein, in dessen Schränken sie verschwinden — Jahr für Jahr, ohne daß ein sichtbares Resultat seiner Arbeit für ihn zutage tritt. Er braucht wirklich Vertrauen und Liebe zur Sache, um solche Arbeit zu leisten. Und dabei gibt es Korrespondenten, die erheblich mehr liefern, als im einzelnen Fragebogen von ihnen erbeten wird. Manchen unerwarteten schönen Fund in Wortschatz und Folklore verdankt man diesen freien Leistungen.

Herzlicher Dank gebührt der wackeren Schar dieser

Korrespondenten. Den Ausdruck dieses Dankes möge sie auch vor dieser Philologenveranstaltung empfangen.

Die Zahl der von diesen Mitarbeitern eingehenden Antwortzettel beläuft sich auf über 50 000 im Jahr, so daß wir ihnen bis heute weit über eine halbe Million fiches verdanken: eine wahre Mine sprachlicher Belehrung. Für jede Frage des questionnaire findet sich da eine rund siebzigfache Antwort — in welcher Zahl schon eine gegenseitige Kontrolle liegt — und wer z. B. zu wissen wünscht, wie etwa „Geizhals“ oder „Martoßel“ in den Mundarten des pays romand benannt wird, der wird auf den 70 fiches der Korrespondenten eine reiche Ernte halten können.

Dieses von den Korrespondenten gelieferte Material wird den eigentlichen Kern des zukünftigen Glossaire bilden. So wird es aus der Mitarbeit des Volkes seine vornehmste Nahrung ziehen. Aber dieses Material bedarf natürlich der philologischen Kontrolle und Ergänzung nach Form und Inhalt. Es ist oft lückenhaft, schwankend und unsicher:

Lückenhaft, indem z. B. die Korrespondenten nicht gleichmäßig, in gleichen Abständen, über das Land verbreitet sind. Es gibt Landesteile, die reichlich und solche, die schwach vertreten sind. Der östliche Teil des Gebietes hat mehr Korrespondenten als der westliche; die Alpenländer sind besser vertreten als der Jura von Porrentruy bis Genf.

Lückenhaft und schwankend besonders in den mehr technischen und Spezialgebieten, wie einzelnen

Handwerken oder der Fischerei, der Flora und Fauna, wo den Korrespondenten oft die erforderliche Sachkenntnis abgeht.

Unsicher namentlich in der phonetischen Notierung, an die sich die Korrespondenten nur schwer gewöhnen.

Es ist deshalb eine doppelte, eine *lexikologische* und *phonetische* Nachprüfung und Ergänzung des durch die questionnaires erfragten Materials erforderlich, und diese Nachprüfung und Ergänzung muß hauptsächlich den Redakteuren zufallen.

Die Redakteure haben denn auch die Anlegung einiger dörflicher Wörtersammlungen (*glossaires régionaux*) in den ihnen zugeteilten Kantonen unternommen und haben es sich auch angelegen sein lassen, philologisch geschulte Hilfskräfte, Schüler, die aus ihrem akademischen Unterricht hervorgegangen sind, mit der Aufnahme solcher regionaler Sammlungen zu betrauen. Ein großer Teil der jungen schweizerischen Romanisten ist auf diese — und auch andere — Weise an der Arbeit des Glossaire beteiligt worden, hat sie gefördert und hat durch sie reiche Förderung erfahren. Das Glossaire ist für die Schweiz eine Schule jugendfrischer Linguistik geworden. So entstanden denn ausgedehnte Wörtersammlungen, z. B. von *Hermann* (Genf) und *Nendaz* (Wallis); von *Estavayer* (Freiburg), *Côte-aux-Fées* und *Val-de-Ruz* (Neuchâtel); von *St-Cergues* und anderen Ortschaften der wenig bekannten Südwestecke des Waadtlandes; von *Develier* usw., deren Tausende und Tausende von Begriffen dazu bestimmt sind, dereinst ins große Glossaire aufzugehen.

Die Redaktion hat auch das Glück gehabt, in einzelnen Korrespondenten, wie Prof. Fridelance aus Charmoille, Lehrer Isabel aus Ormonts, in Ruffieux (Gruñères), in Gabbud und Courthion aus dem Val de Bagnes und anderen, Männer zu finden, die nach eigenen Plänen systematische lexikologische und folkloristische Sammlungen großen Umfangs anlegten und dem Glossaire zur Verfügung stellten.

Von anderen, die unabhängig vom Glossaire sammelten, haben willkommene regionale Wörterbücher durch Kauf oder Schenkung erworben werden können.

Für Spezialglossare aus dem Gebiete der Flora und Fauna haben sich in den Kantonen Wallis, Waadt, Freiburg und Bern sachkundige Mitarbeiter gefunden.

So reihen sich im Bureau du Glossaire an die Wörtersammlungen der Korrespondenten die Schätze der regionalen und der Spezialwörterbücher der Redaktion und ihrer Hilfskräfte.

Auf diese Weise kann die Redaktion denn über 100 Ortschaften des weiten Gebietes als die regulären, stehenden Wortquellen ihres Glossaire, als ihren Standard ansprechen. Sie bezeichnet dieselben mit besonderen Sigeln und Ziffern, damit diese Abkürzungen ihr die Aufführung dieser Orte bei den einzelnen Wörtern des Glossaire erleichtern. Denn jedes Wort des Glossaire soll mit seinem einfachen oder mehrfachen Ursprungszeugnis versehen werden, so daß daraus sein Verbreitungsgebiet, die Wortzone, erkannt werden kann.

Ideal wäre es, diese Ortsangabe bei jedem Wort durch eine Kartenfizze ersetzen zu können, auf welcher die Wort-

zone eingetragen wäre. Diese sprachgeographische Illustration scheitert natürlich an den Kosten. Der Linguist, der sich mit einem Worte des Glossaire näher beschäftigen will, wird sich solche Kärtchen eben selbst anlegen müssen, und daran hat uns ja die Forschung der letzten Jahre gewöhnt.

Für die phonetische Nachprüfung des Materials haben die Redaktoren gleich im ersten Jahre zu sorgen begonnen. Es wurde eine Liste von 330 charakteristischen Wörtern und Formen aufgestellt, welche die wesentlichen Lauterscheinungen der Patois repräsentierten. Diese Liste wurde schon im ersten Jahre in 269 Schweizerorten und in 4 ausländischen Grenzdörfern abgefragt. In den folgenden Jahren wurde sie für die Schweiz noch weiter ergänzt, und insbesondere wurde das französische und italienische Grenzgebiet exploriert, vom Territoire de Belfort durch die Départements Doubs, Jura, Ain, bis tief nach Savoyen hinein und bis hinüber ins Piemont, wo bekanntlich im Tal von Aosta und noch südlicher (Orcotal) frankoprovenzalische Mundarten gesprochen werden.

Bis heute sind solcher relevés phonétiques für 323 schweizerische und 79 ausländische, zusammen für etwa 400 Orte, und zwar zum Teil mehrfach, gemacht worden (gegen 450 relevés).

Die Frage, inwiefern phonetische Instrumente bei diesen Aufnahmen Verwendung finden könnten, ist eingehend geprüft worden. Man hat Versuche mit Sprechmaschinen gemacht (Phonographen), die sich indessen nicht sehr bewährt haben. Die Apparate sind für brauchbare

dialektische Aufnahmen noch nicht hinreichend leistungsfähig. Der Gedanke, die Patois mit Hilfe des Rousseletschen *in scripteur de la parole* zu explorieren und Aufnahmen mit Hilfe des künstlichen Gaumens zu machen, mußte aufgegeben werden angeichts einer Untersuchung von Hunderten von Ortschaften. Man mußte sich mit der Aufnahme durch das phonetisch geschulte Ohr begnügen, wenn man überhaupt an ein Ende kommen wollte. Hier wäre das Bessere des Guten Feind gewesen.

Diese Erkenntnis hindert nicht, daß vielleicht die eine oder andere Dorfmundart instrumental fixiert wird, und unzweifelhaft ist es unerlässlich, daß gewisse, besonders schwierige Probleme mundartlicher Lautung, gewisse eigenartige Laute unserer Patois einer genaueren experimentellen Untersuchung unterworfen werden: der eigentümliche ü-Laut z. B., der zwischen u und gewöhnlichem ü liegt, und besonders die mannigfaltigen palatalen (mouillierten) Laute (Verjchlußlaute, die sich zwischen k und t bewegen; das stimmlose Ł, das weitverbreitet ist und stellenweise [Waadtländeralpen, Wallis] von interdentaler Reibung [θ] begleitet ist) sowie das velare l der Walliser Mundarten, welche Laute alle der stomatokopischen Untersuchung zugänglich sind.

Unter den 450 phonetischen Aufnahmen sind besonders die sogenannten relevés de contrôle hervorzuheben, die seit 1904 von je zwei Redaktoren gemeinsam aufgenommen worden sind. Es ist für diese relevés de contrôle eine besondere elastische Frageliste angelegt worden, bei deren Aufstellung die bisherigen Erfahrungen über phonetische Eigenschaften der einzelnen Landesgegenden verwertet

wurden, so daß die Sätze dieser Liste die phonetischen Probleme der einzelnen Mundarten noch schärfer fassen. Diese Kontrollfragelisten wurden an einigen 60 Orten (Bern 9, Neuenburg 9, Freiburg 9, Waadt 15, Wallis 15, Genf 5) von zwei Redaktoren in gemeinsamer Sitzung so abgefragt, daß gleich nachher die beiden Aufnahmen verglichen und über das Resultat ein Protokoll aufgenommen wurde.

Es ist leicht einzusehen, welche Gewähr eine phonetische Aufnahme bieten muß, die mit solchen Kautelen umgeben, von zwei Kennern dieser Mundart, deren Ohr in jahrelanger Übung geschärft ist, unter gegenseitiger Kontrolle vorgenommen ist.

Zu diesen sechzig relevés de contrôle, in ihren Lautreihen, ihren Protokollen, liegt der phonetische Schatz des Glossaire.

Um nun diesen Reichtum an phonetischen Beobachtungen übersichtlich zusammenzufassen, anschaulich zu gestalten und für die lautliche Kontrolle des Wortmaterials der Korrespondenten leicht verwendbar zu machen, muß es auf Karten übertragen und in einem phonetischen Atlas ausgebrettet werden. Der Atlas entstand also als phonetisches Hilfsmittel der Redaktion, als ein Arbeitsinstrument des Bureaus, gleichsam als Schlüssel für die vielfach willkürlichen Schreibungen der Korrespondenten. Dazu ist er geradezu unentbehrlich, und andere Idiotiken werden um die Forderung eines solchen Sprachatlas nicht herumkommen. An eine Drucklegung wurde zunächst nicht gedacht. Als aber die Karten unter der unverdrossenen Arbeit Gauchats sich mehrten und eine immer deutlichere

Sprache redeten, da wurde es klar, daß ein solch wertvolles Arbeitsinstrument nicht zurückbehalten, sondern veröffentlicht werden sollte. Freilich war nicht daran zu denken, eine so kostspielige Publikation auf das beschränkte Budget des Glossaire zu übernehmen. Die Mittel müssen anderweitig beschafft werden.

Aus der Reihe der phonetischen Karten mag als Beispiel das Blatt (Nr. 65) genannt werden<sup>1)</sup>, das die Entwicklung des lateinischen Anlautes kl (clavem, clarum, cloccarium, claudit) in unserem Patois darstellt. Das Resultat des anlautenden lateinischen Nexus kl ist hier ein a ch t - z e h n f a c h e s. Achtzehn verschiedene Lautungen (vierzehn in der Schweiz, vier im angrenzenden Frankreich) entsprechen auf diesem kleinen Gebiete dem einen lateinischen kl. Es gibt Orte, wo das lateinische kl scheinbar erhalten ist, während es an den meisten sich durch Mouillierung des l palatal weiter entwickelt hat zu stimmlosem kç, tç, ðç, ç, š, s, ð, f u. a. Lateinisch clavem heißt hier kla, tcer, ga, çä, še, së, ða, fo usw. Der spanische Anlaut j (llave), der portugiesische š (chave), der italienische kj (chiave) — sie alle finden sich auch in diesen Mundarten, dazu ein velares l, Mischlaute von ð und ð usw. Eine solche Karte illustriert den großen Reichtum an lautlichen Varietäten.

<sup>1)</sup> Der Vortragende legte das probeweise ausgeführte Blatt vor, das zeigte, wie es durch angemessene Verwendung der Farben möglich wird, ein übersichtliches Bild komplizierter Lautverhältnisse zu geben. Die lautlichen Verschiedenheiten (Lautzonen) treten deutlich hervor, und die lautlichen Verwandtschaften werden dadurch sinnfällig, daß ä h n l i c h e Lautung durch die nämliche Grundfarbe in verschiedenen Helligkeitsnuancen bezeichnet wird.

täten dieses Sprachgebietes. Ein besonderer Kommentar, der jeder Karte beigefügt werden soll, wird Angaben über die entstehungs geschichtliche Interpretation dieses Lautreichtums enthalten.

Welch überraschende Resultate aus einer Vergleichung der Lautzonen verschiedener Karten genommen werden können, das hat Gauchat vor einigen Jahren in einer denkwürdigen Abhandlung über Mundartengrenzen gezeigt, die auf einer Synopſis von 20 Karten dieses Atlas beruht. So dürfen wir uns wohl auf dieses Kartenwerk freuen, das nebenbei auf dem Arbeitstisch des Bureau du Glossaire entstanden ist.

Unwillkürlich schweift von diesem Atlas der Schweiz der Blick zu dem Atlas linguistique de la France von Gilliéron und Edmont, der ja auch die Schweiz umfaßt und der so völlig verschieden ist. Nicht sowohl deshalb verschieden, weil bei Gilliéron die Schweiz nur als ein kleiner Annex zu dem ganzen großen Gebiete Frankreichs erscheint, mit 26 von insgesamt 639 Aufnahmen, während der schweizerische Atlas auf dem nämlichen Gebiete ihrer 323 hat. Sondern der schweizerische Atlas stellt auf 80 Karten die charakteristischen phonetischen Züge seiner Patois dar, während die 1900 Karten des Gilliéron'schen Atlas nicht nur phonetischen Interessen, sondern in erster Linie der Wortforschung, der Topographie der Wortgelände und der Geologie der Wortschichten, dienen sollen. Wir stehen voller Bewunderung vor dem großen Werke der Französen — Gilliéron ist übrigens schweizerischer Herkunft, was man gerade in Basel kaum zu sagen braucht —, voll Anerkennung für

den weiten Blick, mit dem es angelegt ist, voller Lust, ihm auf die neuen Bahnen zu folgen, die es eröffnet, und voller Staunen angesichts der ungeheuren persönlichen Arbeit, von der es Zeugnis ablegt. Der Atlas des schweizerischen Glossaire ist ein bescheideneres Unternehmen, in Umfang und Absicht. Er ist sich nicht Selbstzweck, sondern er ist à la marge du Glossaire als Hilfsmittel entstanden. Er will nicht der Wortforschung dienen: diese Aufgabe übernimmt das Glossaire selbst, daß die Wortzonen für den ganzen Sprachschatz des pays romand geben wird. Wer wissen will, wie die Ausdrücke für abeille oder für taureau oder wie die Form von cubitu in der Schweiz lauten und welches ihre Topographie ist, der wird im Glossaire darüber eingehenderen Aufschluß finden, als ihm Gilliérons Atlas bieten will und kann. Und sicher ist in den Angaben des Glossaire und seines Atlas die Möglichkeit des Irrtums geringer anzuschlagen als bei Gilliéron und Edmont, weil die ganze Durchforschung des kleinen Gebietes mit Rücksichten umgeben werden konnte, die bei den riesigen Verhältnissen des anderen Unternehmens ausgeschlossen waren. Gilliérons Atlas — das Wert eines einzigen, möchte man sagen — bietet 1100 000 Formen; der schweizerische beruht auf rund 150 000 Formen.

Danken wir Gilliéron, daß er den Mut des Irrtums gehabt hat, ohne welchen es keine Bahnbrecher gibt, ohne den kein großer Wurf gelingt. Auf verschiedenen Wegen streben Gilliérons Arbeit und die Arbeit der Redaktion des Glossaire nach dem nämlichen Ziele: am galloromanischen mundartlichen Wortschatz das Leben

der Sprache darzustellen. Auf einem kleinen und besonders interessanten Ausschnitt dieses galloromanischen Gebietes sucht das Glossaire dieses Studium in die Breite und in die Tiefe zu führen.

Die phonetische Karte, von der die Rede war, gibt nun bloß über das Schicksal des Anlauts kl. Auskunft. Wie aber die ganzen Wörter lauten, die den Angaben der Karte zugrunde liegen, das ist in den phonetischen Listen zu finden. Sie geben Antwort auf die vielen Fragen, welche die resümierende und orientierende Karte im Beschauer wachruft. In ihnen detailliert sich in zahlreichen Wortformen, was die Karte auf einen einzelnen Laut projiziert hat. Deshalb ist denn auch beschlossen, die 60 relevés de contrôle dem Atlas einzuverleiben und ihm so ein Material von etwa 20 000 Formen (Wortformen im Satzzusammenhang) beizugeben.

Eine weitere Beilage wird Flexionsstabelle n enthalten. Die Karten selbst eignen sich nicht zur systematischen Darstellung der Flexion; diese wird besser in tabellarischer Übersicht gegeben.

So wird der Atlas linguistique de la Suisse romande beschaffen sein. Er ist, wie Sie sehen, eine unentbehrliche Ergänzung des Glossaire. Der Atlas enthält in Karten und Beilagen die Zonen der Laute und der Formen; das Glossaire gibt die Wortzonen. So bilden die beiden Werke eine linguistische Einheit.

Welche Bedeutung die Wortzonen für die Erkenntnis der Sprachgeschichte besitzen, das haben uns schöne Arbeiten der jüngsten Zeit gezeigt. Das heutige Nebeneinander der Wörter, ihre horizontale Anordnung auf einer Karte

läßt Rückschlüsse auf die Wortbewegung der Vergangenheit zu: es gilt, unter der horizontalen Anordnung die vertikale Gliederung der alten, in der Tiefe der Vergangenheit ruhenden Schichten zu erkennen.

Diese historische Interpretation der Wortzonen hat ihre sicherste Basis in dem Zeugnis der sprachlichen Dokumente der Vergangenheit. Da das Glossaire auch historisch-ethnologisch sein will, so muß es auch die Zeugnisse dieser handschriftlichen und gedruckten Dokumente sammeln, und das ist, neben der Sammlung des lebenden Wortschatzes, eine Arbeit, welche die Redaktion von Anfang an energisch an die Hand genommen hat.

Es ist eine mühevolle Arbeit von großem Umfang, obwohl die Patois keine eigentliche Literatur hervorgebracht haben. In schwer zu beschaffenden Büchern, Broschüren, fliegenden Blättern, Periodicals zerstreut finden sich Tausende von Patoistexten, gereimte und ungereimte, die so ausgebautet werden müssen, daß die bedeutamen Wörter ausgezogen, und zwar im ganz en Sa<sup>h</sup>zusammenhang auf Zettel ausgezogen werden. Es gibt einen Conte<sup>r</sup> vaudois seit 1863, einen Messager boiteux mit mundartlichen Beiträgen seit 1864, deren Bändereihen allein Stoff für viele Tausende von Zetteln geliefert haben. So kommt ein reiches Beispielmaterial für das Glossaire zusammen.

Auch die bereits vorhandenen Patoiswörterbücher, die gedruckten, wie das von Bridel, und die zahlreichen handschriftlichen, die im Laufe der Zeit auf Bibliotheken und in Privathäusern zum Vorschein gekommen sind — sie alle müssen auf fiches ausgeschrieben werden, um sich

in den allgemeinen alphabetischen Verband einzureihen. Bloß die alphabetische Vereinigung dieser Zettel zu großen Blöcken, die dann ihrerseits wieder verschmolzen werden müssen, ist eine Arbeit, die dauernd eine Hilfskraft beschäftigt.

Diese Patoisliteratur reicht indessen nicht weit zurück. Doch handelt es sich bei den schriftlichen Wortquellen des Glossaire gar nicht bloß um Patoistexte, sondern auch um Texte in lateinischer und französischer Sprache.

Die Amtssprache der französischen Schweiz war ursprünglich natürlich das Latein. Dieses Latein birgt selbstverständlich eine große Zahl von Ausdrücken, deren mundartliche Herkunft trotz des lateinischen Kleides zu erkennen ist. Das Glossaire, das zugleich ein westschweizerischer Ducange sein will, sammelt auch dieses Wortmaterial nach Kräften und stellt es in das Licht der lebenden Mundart.

Erst seit dem 14. Jahrhundert dringt die östfranzösische Kanzleisprache nachdrücklich in die Schweiz ein, und die Schreiber, die sie handhaben, mischen in das Französisch ihrer Altenstücke Ausdrücke ihrer örtlichen Dialekte. Diese alten Dokumente (Inventare, Handwerksordnungen, Versteigerungsprotokolle, Prozeßakten mit Zeugenaussagen usw.) sind eine wahre Mine alter mundartlicher Rede. Der Abbau dieser Mine ist freilich zeitraubend. Glücklicherweise hat das Glossaire im Archivar Milloud in Lausanne einen ebenso kundigen wie unermüdlichen Mitarbeiter gefunden. Er hat aus den waadtländischen Archiven schon mehr als 20 000 fiches geliefert . . . vivat sequens!

Und nicht nur aus Alten und alten Drucken wird gesammelt, sondern die sämtlichen *Provinsialismen*, die in der franzöſiſchen Rede und Literatur der Westschweiz als Reſte der Mundart ſich finden, werden zusammengetragen. Auch dieses *français local oder provincial* ſoll im *Glossaire* Aufnahme finden. Einzig die Belegstellen für diese Provinzialiſmen bilden eine Sammlung von 30 000 Zetteln.

Solche Zahlen mögen einen Begriff geben von dem Umfang des Materials, das in diesen acht Jahren aus ſchriftlichen Sprachquellen zusammengebracht worden ist und das, mit den *glossaires régionaux* zusammen, auf über 400 000 Zettel zu schätzen ist, die also mit dem durch die *questionnaires* gewonnenen Material nun ſchon eine Million Zettel ausmachen.

Aus einem Verzeichniß der gedruckten Sprachquellen ist allmählich eine eigentliche Bibliographie entstanden. Diese *Bibliographie linguistique de la Suisse romande* ist gegenwärtig im Druck. Der ſtattliche Band wird nicht nur die weſtſchweizeriſche *Patoisliteratur* und die ſtreng philologiſchen Arbeiten dazu verzeichnen, sondern auch die ganze Literatur über das *français provincial*, über die *Toponomastik*, über die deutsch-franzöſiſche Sprachgrenze und die Beziehungen zwischen deutscher und romaniſcher Bevölkerung der Schweiß aufführen. Sie wird orientierende Bemerkungen über den Inhalt dieser weitverstreuten und oft ephemeren Literatur geben.

Ursprünglich bestand die Absicht, auch das gesamte Material der weſtſchweizeriſchen Namen, der *Dörts-, Flur-, Familien- und Personennamen*

dem Glossaire einzufüllen. Davon mußte indessen beim Umfang dieses Materials abgesehen werden, und es soll im Glossaire nur das Namensmaterial Aufnahme finden, dessen ursprüngliche appellative Bedeutung durchsichtig ist. Um aber dieses appellative Material zusammenzubekommen, muß natürlich der gesamte westschweizerische Bestand an Namen gesammelt werden. Was dann von dieser Sammlung nicht ins Glossaire fällt, soll natürlich nicht verloren sein. Es ist bereits eine *Dictionnaire toponymique de la Suisse romande* oder einzelner Teile derselben geplant, für dessen Publikation sich die Mittel wohl auch finden werden.

An der Spitze dieser Enquête onomastique steht Prof. E. Muret in Genf, der sie mit ebenso großer Umficht als Unermüdblichkeit leitet. Er und seine Hilfskräfte haben die Arbeit in allen sechs Kantonen schon bedeutend gefördert.

Für diese toponomastische Untersuchung, die sich natürlich ebensowohl auf die heutigen als auf die alten Namen erstreckt, stehen mannigfache Quellen zur Verfügung. Urkunden, Pläne und Karten vergangener Jahrhunderte liefern alte Namensformen. Die Steuerregister, die Gemeindekataster, die große topographische Karte der Schweiz legen Zeugnis für die Gegenwart ab. Aber was diese Quellen liefern, muß der Linguist an Ort und Stelle, in Dorf und Flur, bis hinauf zu den entlegensten Alpen nachprüfen, nicht nur weil solches Nachprüfen überhaupt wissenschaftliche Pflicht ist, sondern weil er nur so ein vollständiges und ein zuverlässiges Material erhält.

Dem einmal leben sehr viele Flurnamen nur in mündlicher Tradition und stehen in keinem Steuerregister, keinem Kataster. Dann machen amtliche Schriftstücke sowohl wie Karten den Ortsnamen vielfach Toilette und hängen ihnen ein französisches Mäntelchen um. Gemeinderäte, Katastervereometer und Ingenieure haben eben kein linguistisches Interesse, haben nur die Zeichen des gewöhnlichen Alphabets zur Verfügung und betätigen oft am unrechten Ort schriftsprachliche Neigungen. So zeigt auch die treffliche topographische Karte der Schweiz viel entstellte, verbalhornte romanische Ortsnamen und bedarf der Revision durch den Linguisten.

Der Linguist verlangt den Orts- und Flurnamen in seiner ortsechten Patoisform, und die findet er zuverlässig nur bei persönlicher Anwesenheit im Gelände. Die Lokalisierung, die er dabei gewinnt, ist oft genug ein Fingerzeig für die Ethymologie des Namens. Da gilt es denn zu wandern und z. B. tagelang durch die elf „Berge“ der Gemeinde Hérémence zu streifen oder den Semen von Savièse in die entlegenen Alpen zu folgen, die sie auf dem Gebiet des bernischen Gsteig besitzen. Diese Ortsnamenforschung ist eine wahre plein-air-Arbeit. Sie wird auch einen frischen Lustzug in die etwas stückige Atmosphäre der Eigennamen-Ethymologie bringen. Das hat Muret bereits bewiesen und es ist eine originelle Frucht seiner Forschungen, daß von ihm an der Universität Genf toponomastische Seminarübungen mit Exkursionen gehalten werden.

So haben wir einen Blick in die achtjährige Arbeit des Glossaire romand getan und gesehen, wie die drei Re-

daßtoren durch ihre 450 relevés die breite und sichere phonetische und morphologische Grundlage gelegt haben; wie sie den Sprachschatz durch questionnaires bei ihren getreuen Korrespondenten sammeln; wie die Redaktion selbst für regionale und Spezialglossare sorgt; wie für die Sprachgeschichte die handschriftlichen und gedruckten Quellen ausgebaut werden und wie das Eigennamenmaterial zusammenkommt. Wir haben gesehen, wie von dem noch im Werden begriffenen Glossaire wissenschaftliche Anregungen ausgehen: an seinem Weg blüht die Vorarbeit zu einem Dictionnaire toponymique; eine Bibliographie ist im Druck und die Probelieferung eines Atlas steht bevor. Linguistische Monographien wachsen aus der Glossaire-Arbeit heraus: Dissertationen über die Terminologie des Weinbaues und der Milchwirtschaft, Studien von der weittragenden Bedeutung jener Veröffentlichung, die uns Gauchat zur Frage über die Mundartengrenzen und über die Natur des Lautwandels geschenkt hat; Schriften wie die von Bouga über die Herkunft der Bewohner des Val-de-Travers, welche zeigt, wie der Linguist dem Historiker zu Hilfe kommen kann, wo direkte geschichtliche Zeugnisse fehlen: das Traverstal ist, wie die Mundart ausweist, von Bauern der Franche-Comté kolonisiert worden.

Und noch eine Publikation, die älteste von allen, bleibt zu nennen: das periodische Bulletin du Glossaire. Dieses Bulletin, das heute in seinem sechsten Jahrgang steht, verdankt seinen Ursprung praktischen Erwägungen. Es wollte während der Jahre stillen Sammelns ein äußeres Lebenszeichen des Unternehmens sein, bestimmt, vor-

handene Interessen wach zu halten, schlummernde zu wecken. Seine vier Jahreshefte werden gratis an die Korrespondenten versandt, und auch eine bescheidene Zahl von Abonnenten erfreut sich an ihm, daß mit seinen vier Druckbogen jährlich sehr viel Schönes und Lehrreiches bringt: Patoistexte älterer und neuer Zeit mit Übersetzung und Kommentar; Dokumente des français provincial, Folkloristisches, Ethnologisches, Abhandlungen zur Geschichte und Literatur der Mundarten, Mitteilungen aus dem gesammelten Wortmaterial, die sich bereits wie Glossaire-Artikel lesen und auch erweisen, wie die Illustration dabei Verwendung finden kann.

Indem das Bulletin den Korrespondenten zeigt, welche Frucht ihr Material trägt, und sie zu neuer Arbeit anspornt; indem es überhaupt allen interessierten Kreisen die Patoisforschung in nützliche Erinnerung bringt, ist es zugleich für die Redaktoren eine Gelegenheit, Darstellungsversuche zu machen und Erfahrungen zu sammeln, die der endgültigen Ausarbeitung des Glossaire zugute kommen werden. So wird z. B. in diesem Bulletin das Transkriptionsystem erprobt, das im Glossaire zur Verwendung kommen soll und das die Mitte hält zwischen einer rein wissenschaftlichen Schreibung, wie sie im Atlas für Fachleute gebraucht wird, und der traditionellen Graphie.

Dieses gemischte System ist gewählt worden, weil das Glossaire nicht nur für Gelehrte, sondern auch für Laien bestimmt ist, wie das schweizerdeutsche Idiotikon. Es soll, wie jenes, ein nationales Werk sein, das jedem zugänglich ist und an dem sich jeder erfreuen kann, der Sinn und Interesse für heimatliches Leben hat. Wie das Deutsche

Idiotikon soll es im Spiegel der Sprache eine ganze Kultur zeigen, eine Enzyklopädie der Heimatkunde sein.

Und das wollen auch die beiden anderen romanischen Glossarien, das Rätische und das Italienische. Da, die Redaktion des letzteren wird sich nicht begnügen, Namen und Abbildungen für ein Wörterbuch zu sammeln, sie will die Dinge selbst sammeln und Möbel, Geräte, Trachten usw. in einem Museum tessinischer Altertümer vereinigen, das mit dem Luganer Museum verbunden werden soll.

Beide Unternehmen stehen noch in den Anfängen.

Zwar ist von einem umfassenden rätischen Idiotikon schon seit zwanzig Jahren die Rede. Die verdienstvolle Societad raetoromanscha hat bei ihrer Gründung (1885) ein solches Werk in Aussicht genommen, und ihre Annalas bringen manch wertvollen Beitrag dazu. Auch C. Decurtins, der Besitzer so vieler handschriftlicher Schätze der rätischen Literatur und Herausgeber der Rätischen Chrestomatie, hat wohl den Plan eines solchen Idiotikons erwogen.

Aber die eigentliche Initiative hat R. von Plant ergriffen. Er hat vor Jahren ein ganz vortreffliches Sammelwörterbuch angelegt, das den Begriffschatz des Rätischen nicht nur ordnet, sondern auch bereits — nach mündlichen Quellen — benennt, und hat dadurch die Grundlage zu zukünftigen Fragebögen gelegt. Er hat eine Liste für phonetische Erhebungen aufgestellt, die etwa 1000 Wörter und Formen umfasst, und mit dieser Liste hat er phonetische Aufnahmen gemacht und machen lassen.

Als dann die Societad raetoromanscha 1904 die Begründung eines rätschen Idiotikons unternahm, fand sie diese wertvollen Vorarbeiten vor, die ihr freigebig zur Verfügung gestellt wurden. Sie brachte zur Finanzierung aus eigenen Mitteln, aus Subventionen des Bundes und des Kantons eine Summe von jährlich 5000 Franken zusammen und fand in einem Landeskind, dem Engadiner Dr. F. Melcher, einen Redaktor von tüchtiger romanistischer Bildung. Er hat sein Amt mit Neujahr 1905 angetreten. Seither ist ihm auch eine philologische Kommission an die Seite gestellt worden.

Das erste Jahr ging mit Organisationsarbeiten hin. Die Sammeltätigkeit wurde nach dem Muster des Glossaire eingerichtet. Das System der Korrespondenten mit Fragebogen und farbigen Antwortheftchen wurde adoptiert. Die Ausführung phonetischer Aufnahmen, regionaler Glossare, die Exzerpierung der sehr ausgedehnten gedruckten und handschriftlichen Literatur usw. blieb dem einen Redaktor überlassen, der sich eifrig an die Arbeit machte und aus mündlichen und schriftlichen Quellen schon viel wertvolles Sprachmaterial zusammengebracht hat.

Für jede der 125 rätschen Gemeinden wurde ein Korrespondent gefunden. Als aber im April 1906 die von einer Instruktion begleiteten ersten Fragebogen hinausgegangen waren, mußte die Redaktion mit Schmerz erfahren, wie langsam und unvollständig die Antworten zurückkehrten.

So rückte denn die Arbeit für das rätsche Glossar erst nur langsam und schwankend vor, obwohl sie nach bewährten Grundsätzen eingerichtet war und ihre Aus-

führung in wissenschaftlichen Händen liegt. An die Ausarbeitung eines phonetischen Atlases, der zur Kontrolle des Materials unerlässlich ist, konnte zunächst gar nicht gedacht werden.

So langsam und ungleichmäßig rückte die ganze Arbeit vor, daß darob nicht nur große Verluste an gefährdetem Sprachmaterial zu befürchten waren, sondern daß überhaupt die Vollendung des Unternehmens noch 1907 in unabsehbare Ferne gerückt schien<sup>1)</sup>.

Leicht mag der Laie den Umfang der Arbeit unterschätzen, die ein räisches Idiotikon erfordert. Das Gebiet der räischen Sprache ist langgezogen, vom Gotthard bis zum Ortler. Das Räische ist eine Sprache des Hochgebirges, das den Verkehr erschwert und für jede Explorationsarbeit, auch die philologische, besondere Mühe und Zeitaufwand verlangt. Die schriftlichen Sprachquellen sind außerordentlich reich — viel reicher als die der französischen Schweiz — und allein ihre Ausbeutung erfordert jahrelange Arbeit. Die Mundarten dieses topographisch und geschichtlich vielgestaltigen Gebiets sind nicht nur außerordentlich divergierend, sondern sie sind für die Wissenschaft von besonderer Bedeutung. Sie vereinigen Zeichen starken Verfalls und germanischer Zersetzung mit Zügen hoher Altertümlichkeit. Und hinter diesen Mundarten steht ein Volkstum von kräftiger Eigenart, dessen

---

<sup>1)</sup> Das ist nun (1911) besser geworden. Konfessionelle Gegensätze, die das nationale Werk gefährdeten, sind glücklich überwunden und die finanziellen Mittel sind auf über 8000 Fr. jährlicher Subvention durch Bund, Kanton und Societas angestiegen.

nicht nur die Schweizergeschichte, sondern auch die Weltgeschichte ruhmvoll zu gedenken hat.

Wer ein solches Volkstum und eine solche Sprache hat, der soll auch bereit sein, beiden ein würdiges Monument zu errichten und dafür die Opfer zu bringen, welche die Wissenschaft verlangen muß. Noblesse oblige!

Unter glücklichen Auspizien beginnen die Tessiner ihre Wörterbucharbeit.

An ihrer Spitze stehen C. Salvioni, zurzeit Professor an der Mailänder Akademie, der wie kein zweiter den Dialekt seiner tessinischen Heimat und die italienischen Alpendialekte kennt und uns schon so viele hervorragende Arbeiten geschenkt hat. Ihm zur Seite die beiden Lombarden P. G. Guarnerio (in Pavia) und Cl. Merlo (in Turin): ein Trio bewährter Forscher, das uns nicht nur wissenschaftliche Arbeit ersten Ranges sichert, sondern dessen erste organisatorische Schritte auch gleich sehr erfolgreich gewesen sind<sup>1)</sup>.

Die Aufgabe auch dieser Redaktion ist von großem Umfang, und ihre Erfüllung wird Jahre erfordern. Gedruckte Sprachdenkmäler sind freilich fast gar nicht vorhanden. Die öffentlichen und privaten Archive aber werden manches bieten, insbesondere auch Herrenprozeßakten, deren traurig Sprache nun, nach Jahrhunderten, linguistische Aufklärungsdienste zu leisten bestimmt ist. Den Tessinern werden also schriftliche Sprachquellen weniger zu Gebote

<sup>1)</sup> Das Unternehmen verfügt gegenwärtig (1911) über eine jährliche Subvention von 11 000 Fr., von denen der Kanton Tessin 6000 Fr. trägt, während der Rest von der Eidgenossenschaft aufgebracht wird.

stehen als den Französen oder gar den Räten, aber als Quellen der lebendigen Mundart bieten 300 Gemeinden ein überreiches und auch sehr divergierendes Material.

Es ist dieses Material nicht auf den Kanton Tessin beschränkt, sondern drei graubündnerische Talschaften, in welchen nicht rätische, sondern galloitalienische — genauer: lombardische — Dialekte gesprochen werden, gehören mit zum Forschungsbereich: Mösöz mit Calanca, Bergell und Puschlav. Insgesamt umfaßt dieses Sprachgelände vier Dialektgruppen:

1. der Sopraceneri mit Mösöz und Calanca;
2. das Bergell, das einen starken rätischen Einschlag zeigt;
3. das Puschlav, das eine ältere Stufe des Mittelwestländischen darstellt — alle drei eigentliche Alpendialekte (lombardo alpino) während
4. der Sottoceneri (zu dem sprachlich auch das Südufer des Langensees sowie Locarno gehört) den Übergang zur lombardischen Ebene bildet.

Man sieht: dieser tessinisch-bündnerische Ausschnitt aus dem Gebiet der lombardischen Alpenmundarten ist linguistisch ein rein zufälliger, d. h. durch die modernen politischen Grenzen der Schweiz gegebener. Ihr Sprachschatz wird sich nicht zusammenfassend darstellen lassen, ohne daß angrenzende und intermediäre Strecken des Königreichs Italien, bis Bergamo, Mailand und Novara hin, mit in den Bereich der Forschung gezogen werden und ihren Platz auch in dem Sprachatlas finden, der an der Seite dieses Idiotikons ebenfalls entstehen wird.

<sup>1)</sup> Die phonetischen Aufnahmen, auf denen der Atlas sich aufbauen soll, sind heute (1911) für 160 Ortschaften vollendet.

Auch hier soll für die Wörtersammlung das System der Korrespondenten in Anwendung kommen<sup>1)</sup>. Nicht nur die Regierung, sondern auch die kirchlichen und die Schulbehörden zeigen dabei großes Entgegenkommen, und in diesen Tagen hat die Redaktion auf dem Monteceneri eine Sitzung abgehalten, an der die Schulinspektoren des Kantons Tessin und eine Reihe anderer maßgebender Persönlichkeiten teilgenommen haben, um die Grundlage zu schaffen, auf der die Arbeit des Sammelns nun sofort beginnen kann.

Unser aller aufrichtigste Wünsche begleiten diese Arbeit des Vocabolario della Svizzera italiana. —

Möge es einer späteren Philologenversammlung, die etwa wieder in der Schweiz tagen wird, vorbehalten sein, über den glücklichen Fortgang — über den Abschluß dieser dreifachen romanischen Unternehmungen frohe Botschaft zu hören. Im Jahre 1887 durfte der Sprechende auf der Philologenversammlung zu Zürich über die bescheidenen Versuche berichten, die er im Romanischen Seminar der Universität Bern mit der Untersuchung der Patois benachbarter Freiburger Dörfer machte. Heute, zwanzig Jahre später, wird ihm die Freude zuteil, von einem großen Aufschwung der Dialektstudien im ganzen romanischen Gebiet der Schweiz zu erzählen. Wenn die

---

<sup>1)</sup> Es sind ungefähr 160 Korrespondenten gewonnen, an die bis zum Beginn des Jahres 1911 fünfzig questionari mit 8000 Antwortheftchen versandt worden sind. Etwas mehr als die Hälfte der ausgesandten Hefte ist mit den gewünschten Antworten versehen an die Redaktion zurückgekehrt. — Auch einige regionale Glossare sind geliefert worden.

nächsten zwei Jahrzehnte ebenso fruchtbar sind, dann werden der Versammlung von 1927 die Bändereihen dreier Idiotiken vorgelegt werden können.

Vier solcher nationaler Wörterbücher sind gegenwärtig in unserem kleinen Lande in Arbeit, ein deutsches und drei romanische für die zusammen jährlich gegen 80 000 Franken aus öffentlichen Mitteln aufgebracht werden. In friedlichem Wettbewerbe lernen sie voneinander, helfen sie einander und ergänzen sich.

Diese vier Idiotiken sind nicht nur ein Denkmal der Mehrsprachigkeit der Schweiz. Ihr Nebeneinander ist auch ein Symbol des sprachlichen Friedens, der unserem deutsch-romaniſchen Vaterlande immer erhalten bleiben möge.

---

## Das Studium der romanischen Philologie<sup>1).</sup>

Dem neu in sein Amt tretenden akademischen Lehrer auferlegt eine wohlbegründete Sitte die Pflicht, zu einer öffentlichen Versammlung der universitas litterarum über eine Frage seines Faches zu sprechen.

Wenn er unter den Aufgaben Umschau hält, deren Behandlung bei solcher Veranlassung ersprießlich sein möchte, so wird ihn gewiß unter den ersten die locken, vor so ausgewählten Zuhörern, die das Interesse am akademischen Unterricht vereinigt hat, ein gedrängtes Bild seines Lehrfaches zu entwerfen. Es wird ihm nahe liegen, in dem Vortrage, mit dem er seine Lehrtätigkeit beginnt, von der Aufgabe zu reden, welche die von ihm vertretene Wissenschaft als akademisches Unterrichtsfach zu erfüllen hat, und sich über die Mittel und Wege aussprechen, die nach seiner Aussaffnung die Lösung dieser Aufgabe am ehesten zu fördern geeignet sind.

Was ihm solchergestalt unter allen Umständen nahe liegt, wird sich ihm geradezu aufdrängen, wenn, wie dies

---

<sup>1)</sup> Mit den Ausführungen dieser akademischen Antrittsvorlesung begann der Verfasser seine Lehrtätigkeit an der Universität Zürich 1889.

auf dem Gebiete des neu sprachlichen Unterrichtes der Fall ist, eine lebhafte Kontroverse über die Gestaltung seines Lehrfaches besteht. In diesem Falle erwächst für den Dozenten, der in die Lage kommt, eine Antrittsrede zu halten, die Pflicht, bei solcher Gelegenheit seine Stellung angesichts des Widerstreites der Meinungen zu kennzeichnen und zu begründen.

Gegenwärtig ist dieser Streit am lebhaftesten auf dem Gebiete des neu sprachlichen Unterrichtes an den Mittelschulen. Hier wird in Broschüren und mit Lehrbüchern ohne Zahl ein heißer Kampf gefämpft. Wenn es auf dem Gebiete des akademischen Unterrichts im Augenblicke stiller geworden ist, nachdem man auch hier lebhaft diskutiert hat, so ist deswegen die Meinungsverschiedenheit nicht beigelegt, und sie kann zu neuen Diskussionen führen, wenn etwa der im Lager der Mittelschullehrer wogende Kampf auch die Zirkel des akademischen Lehrers stören sollte. Denn eine Umgestaltung des Unterrichts an unseren Sekundarschulen und Gymnasien müßte veränderte Anforderungen an die Ausbildung der Lehrer mit sich bringen und infolgedessen auch den Lehrplan der Hochschule affizieren, welche diese Lehrer zu bilden die Aufgabe hat.

Und diese Umgestaltung, und zwar eine gründliche Umgestaltung, wird kommen, ja man kann sagen, daß sie bereits vielerorts ihren Einzug gehalten hat. Auch bei uns regt sie sich. Die Beilage zum diesjährigen Programm unserer Kantonschule schließt mit den Worten: Quant à nous, nous croyons à une réforme générale et profonde de l'enseignement des langues vivantes, und in der

„Schweizerischen Lehrerzeitung“ hat ein sachkundiger Anonymus eine Artikelserie über die Reform des neu-sprachlichen Unterrichts zu veröffentlichen begonnen.

Zwar gehen die Vertreter und Förderer dieser mächtig vordringenden Reformbewegung in vielen Punkten ihres Programmes nicht einig; ihre Vorschläge sind mannigfaltig und im einzelnen sich widersprechend. Die Zukunft wird hier noch viel Abklärung bringen müssen. Das ist ja der Lauf der Dinge und darf niemanden abschrecken. Die Schulen werden auch fürderhin, die eine früher, die andere später, den an ihre Türen pochenden Vertretern der Reform mit Wahl und Überlegung Einlaß gewähren, und so werden deren divergierende Vorschläge dazu kommen, in der Feuerprobe praktischer Verwendung zu bestehen oder als Schlacken erkannt zu werden. Ihr Schicksal mag uns hier nicht beunruhigen: der einheitliche Grundgedanke der ganzen Reformbewegung, um den es sich hier allein handelt, wird von ihm nicht in Mitleidenschaft gezogen werden.

Dieser Grundgedanke lässt sich nach seiner positiven und nach seiner negativen Seite hin so formulieren:

Der neu-sprachliche Unterricht darf nicht länger auf der antiquierten mittelalterlichen Sprachbetrachtung beruhen, sondern soll sich auf die heutigen Anschauungen von der Natur der Sprache und des sprachlichen Geschehens gründen.

Die grundsätzliche Berechtigung dieser Forderung ist einleuchtend, und ihre Opportunität kann jedenfalls nicht

durch einen Hinweis auf die Erfreulichkeit und die Erfolge der bisherigen Methode des neußprachlichen Schulunterrichts in Zweifel gesetzt werden.

Einige Bemerkungen mögen den Gegensatz dieser bisherigen Methode und der neuen Forderungen veranschaulichen:

Wenn heute nach dem Lehrplan einer Mittelschule vor dem Schüler die Pforte des Französischunterrichts sich auftut, so wird er gleich von der Regel in Empfang genommen, und zwar zunächst von der Lautspracheregel, die vom geschriebenen Buchstaben ausgeht und ihn die Sprache wesentlich als etwas Geschriebenes auffassen lehrt. Er wird mit Schreibregeln überhäuft, die, um ihn vollends zu verwirren, als Lautgesetze, daß ist als Sprachgesetze, ausgegeben werden.

Dagegen hat sich die Forderung erhoben, daß der neußprachliche Unterricht, in klarer Scheidung von Laut und Schrift, durchaus von der gesprochenen Sprache auszugehen hat, in welche der Schüler mit Hilfe einer elementaren Unterweisung über die Art der muttersprachlichen und fremdsprachlichen Lautproduktion und einer darauf gebauten systematischen Lautgymnastik eingeführt wird. Dann soll von Anfang an das Lesebuch, und nicht die Grammatik mit ihren Regeln, Vokabeln und Übersetzungsaufgaben, in den Mittelpunkt des Unterrichts treten. Der Schüler soll den Sprachstoff nicht in Vokabeln zerhackt auswendig lernen, in Vokabeln, die er Stück für Stück in seinem Gedächtnis an ein ungefähr entsprechendes muttersprachliches Wort anhängt, sondern der fremde Sprachstoff soll ihm in idiomatischen Sätzen zusammen-

hängenden, ansprechenden Inhalten geboten werden, so daß sich bei ihm die Vorstellung von der Worthbedeutung im Zusammenhang der fremden Sprache selbst bildet, daß er in der fremden Sprache denken lernt, daß er hier seine sprachlichen Erfahrungen macht, etwas sprachlich erlebt. Aus diesen Erfahrungen und diesen Erlebnissen fließt dann mit Hilfe der Wegleitung des Lehrers als Resultat die grammatische Erkenntnis, die das in den einzelnen sprachlichen Erfahrungen des Schülers liegende und von ihm *instinctiv* gefühlte Gemeinsame in bestimmte Worte faßt und ihn nun weiter fördert.

Dieser Sprachbetrieb macht sich jene psychologische Erkenntnis zumühen, daß eine große Menge psychologischer Vorgänge sich im Menschen unbewußt vollziehen, daß vor allem die Ordnung aller unserer Vorstellungen in Assoziationsreihen, in Gruppen, unbewußt vor sich geht. Er stellt diesen unbewußt wirkenden Anlehnungsprozeß in den Vordergrund des Unterrichts, um den Schüler in der idiomatischen Denkform der fremden Sprache gleichsam zu instrudieren und dann erst die grammatischen Regel, die nichts anderes als der bewußte, formelhafte Ausdruck für diese Gruppenbildung ist, anzuschließen und zu einem bewußt wirkenden Momente der Erlernung zu machen.

Statt dieses induktiven Weges der sprachlichen Erkenntnis befolgt die gegenwärtige Methode den deduktiven. Die Erkenntnis wird dem Schüler in Form einer Regel, die gemäß dem Sprichwort immer von Ausnahmen begleitet ist, *a priori* geboten, und nun muß er sie betätigen in der Übersetzung einer Reihe zusammenhangsloser Ein-

zelsätze, in welchen die von der Regel beschlagenen Schwierigkeiten eigentlich herauspräpariert, künstlich gehäuft und kombiniert sind und wie Fallen und Füszangeln für den Schüler bereit stehen. Niemals wird auf diese Weise ein lebendiges Sprachgefühl in ihm erzeugt, sondern indem er sich bemüht, deutsche Sätze, deren Inhalt ihn wegen ihrer Zusammenhangslosigkeit nicht im mindesten zu fesseln vermag, gemäß der vorgedruckten Regel und den vorgedruckten Vokabeln zu übersetzen, lernt er die fremden Sprachen nur innerhalb der eigenen Muttersprache. Er lernt über die fremde Sprache denken, ohne daneben in derselben denken zu lernen. Sie wird zum Inhalt seines Denkens, ohne als Form seines Denkens in ihm zu leben. Das sprachliche Wissen bleibt bloßes Wortwissen, und Unlust des Schülers ist seine Begleiterin.

Aber die neuere Auffassung weist der grammatischen Regel und dem damit verbundenen Übersetzen aus der Muttersprache in das fremde Idiom nicht nur eine ganz andere Stellung im Unterrichte an, sondern sie will die Regel auch vereinfachen. Die seltenen Wörter und Formen, die, wie wir uns aus unserer Schulzeit erinnern, von der üblichen Schulgrammatik als Ausnahmen zu den aufgestellten Regeln gefügt zu werden pflegen, um, nachdem sie im nächsten Übersetzungsstück ihre Erscheinung gemacht haben, gründlich vergessen zu werden, da sie nicht wiederkehren, — diese seltenen Wörter und Formen sind überflüssiger Ballast. Die Erörterung solch isolierter Erscheinungen mag statthaben, wenn einmal die Lektüre die Genehmigung dazu gibt. Sie ohne Rüttigung aufzusuchen, um Übersetzungsfallen für den Schüler damit

herzurichten, ist verwerflich. Fast scheint es, als ob dabei die Meinung herrsche, der Weg der Spracherlernung müsse möglichst dornenwoll gemacht werden, und die Überwindungen der hier und dort zusammengeafften grammatischen Schwierigkeiten sei die eigentliche Aufgabe des Unterrichts, die Hauptquelle formaler Bildung.

Nein! Man mache den Weg des Sprachunterrichts vielmehr dem Schüler so leicht wie möglich; es bleiben wahrlich noch genug jener Schwierigkeiten übrig, deren Überwindung die Schulung des Denkens in sich schließt, welche man formale Bildung nennt. Man gehe bei diesem Unterricht den Gang, den die Natur der Sprache und die Psychologie uns in gleicher Weise lehren, indem man den Schüler am gesprochenen Worte in idiomatischen Sätzen zusammenhängenden Inhalts sprachliche Erfahrungen sammeln läßt, statt ihn durch den Regelfram einer auf dem geschriebenen Worte aufgebauten deduktiven Grammatik vom natürlichen Wege des Lernens abzudrängen und ihn eigentlich in die Fesseln muttersprachlicher Laut- und Formgewohnheiten zu schlagen. Der neusprachliche Unterricht ist in keiner Schule, auch im Gymnasium nicht, dazu da, um den Vorwand zur Traktierung grammatischer Schwierigkeiten zu liefern, sondern um Geist, Geschmack und Wissen durch Einführung in die Denkform und den Denkhalt eines fremden Kulturvolkes zu bilden und den Schüler so im schönsten Sinn des Wortes für das Leben tüchtiger zu machen. In diesem Dienste steht auch die grammatische Belehrung. Indessen begreift es sich von selbst, daß diese an einer Anstalt, deren Schüler Latein und Griechisch lernen,

mit Hilfe des eben dadurch gegebenen weiteren sprachlichen Horizontes mit mehr Nachdruck und mehr historischer Vertiefung betrieben werden kann und soll, als an einer Handels- oder Sekundarschule. Aber im Prinzip bleibt der Gang der Spracherlernung in allen diesen Schulen der selbe, weil der natürliche Weg, auf dem alle Erkenntnis, auch die sprachliche, sich vollzieht, beim Schüler nicht mit der Schule wechselt.

Unzweifelhaft verlangt die Führung des Unterrichts nach diesen neuern Auffassungen (die übrigens, beiläufig bemerkt, nicht erst von heute sind) vom Lehrer mehr als bisher. Indem der Lehrer das Geleise der grammatischen Lektion, dessen gewissenhaftes Auftreten wahrlich kein besonderes fachmännisches Wissen und Können verlangte, verläßt, und in den freien Plan der gesprochenen Sprache und des Lesebuches tritt, stellt eben diese Freiheit höhere Ansforderungen an sein Wissen und Können und an seinen pädagogischen Takt.

Die mittelalterliche Methode führt auf unerfreulichen Um- und Irrwegen durch das unwirtliche Gebiet des Buchstabenwejens und der Sprachmeisterei und verliert, weltabgewandt, das Ziel aus den Augen, dessen Errreichung der Lohn eines solchen Aufwandes von Zeit und Mühe sein sollte. Die grundsätzlichen Forderungen der Reform aber behalten dieses Ziel unverwandt im Auge, dem viel mißbrauchten, hier aber wohlverstandenen Sprüche folgend, daß wir für das Leben und nicht für die Schule lernen. Der Weg, den sie empfehlen, führt auch über schwierige Stellen, aber durch Gegenden, welche Führer und Wanderer für ihre Mühsal entzündigen. —

Da es nach alledem das Grundgebrechen des traditionellen neußprachlichen Schulunterrichts ist, daß er auf falschen Anschauungen vom Wesen der Sprache beruht und wieder falsche Ansichten pflanzt und nährt, und die Forderung unabsehlich geworden ist, daß von der ersten Stunde des Schulunterrichts an richtigere Anschauungen und eine lebensvollere Auffassung der sprachlichen Erscheinungen zugrunde gelegt werden, so fällt dem akademischen Unterricht die Aufgabe zu, den zukünftigen Lehrer in diesen richtigeren Anschauungen zu unterweisen und ihm diese lebensvollere Auffassung zu geben.

Der zukünftige Lehrer soll für die veränderte Aufgabe, die seiner wartet, dadurch tüchtig gemacht werden, daß sein akademisches Studium mit allem Nachdruck auch den Prinzipienfragen der Sprachwissenschaft zugewendet wird, damit er den mächtigen Vorurteilen der Sprachmeisterei entwachse und in seinem Berufe einst imstande sei, den Maßstab sprachwissenschaftlicher Kritik auch an die unwischeinbaren Details des Schulunterrichts zu legen. Diese sprachwissenschaftliche Erkenntnis soll sozusagen die Krönung des ganzen Gebäudes seines Studiums sein, soll die Anhöhe sein, zu welcher sein Bildungsweg führt und von welcher aus er eine freie Aussicht genießt über das Gebiet der Sprachen, deren Details er studiert und sich eingeprägt hat. Denn wie es das letzte Ziel wissenschaftlicher Forschung, auch der Einzelforschung ist, zu der Erkenntnis der großen Gesetze beizutragen, unter deren Herrschaft alles Geschehen sich vollzieht, so soll es auch das letzte Ziel wissenschaftlich akademischen Unter-

richts sein, daß Detailwissen des Schülers zu prinzipiellen Ausschauungen zu verdichten und zu erheben.

Und dieses Ziel ist während des ganzen Unterrichts nicht aus dem Auge zu verlieren. Bei all den sprachgeschichtlichen Erörterungen, welche die Interpretations- und grammatischen Übungen mit sich bringen, ist die prinzipielle Bedeutung der einzelnen Erscheinung zu erwägen und der Gewinn, den die Prinzipienlehre aus ihnen ziehen kann, vorsichtig zu bergen, indem man von leichteren zu schwierigeren Erwägungen aufsteigt. Der Studierende soll angeleitet werden, die sprachlichen Erscheinungen, die ihm vor Augen treten, die Erklärungsversuche, die ihm begegnen, die Grammatikervorschriften auf diese grundsätzlichen Fragen hin ohne weiteres anzusehen und zu beurteilen und sie nach diesen allgemeineren Gesichtspunkten zu ordnen.

Zum Beispiel: Die simple Erkenntnis, daß das französische Wort labourer vom lateinischen laborare herkommt, wird für den Schüler dadurch wissenschaftlich fruchtbar gemacht, daß der Bedeutungswandel, der sich mit dem Worte vollzogen hat, prinzipiell erörtert wird: Lateinisch laborare heißt laborieren, sich abmühen, mühsam bearbeiten; labourer heißt ausschließlich ackern, das Feld bestellen. Die Bedeutung hat sich also verengert. Der Römer kann, vermöge des weiten Sinnes seines Wortes, sagen: vestes laborare, Kleider mühsam vervollständigen, der Franzose kann nicht mehr sagen: labourer des habits. Der Franzose hat eine spezielle, okkasionelle Bedeutung des Wortes laborare zur usuellen, allgemeinen erhoben. Wenn zwanzig Personen verschiedener Lebens-

stellung den Satz aussprechen: „Ich habe heute angestrengt gearbeitet“, so wird mit dem ihnen allen gemeinsamen, usuellen Begriffe arbeiten doch nicht jede einzelne denselben Spezialbegriff der Arbeitstätigkeit verbinden. Der Handwerker wird mit diesem Satz speziell etwas anderes meinen, als der Schreiber, die Hausfrau etwas anderes, als der Gelehrte. Jeder führt neben der allgemeinen, usuellen Bedeutung des Wortes eine okkasionelle eine Gelegenheitsbedeutung mit, die sich richtet nach seiner individuellen Berufsstellung, seinem habituellen Vorstellungskreis. Das Bestehen solcher okkasioneller Bedeutungen der Wörter ist eine stete Quelle von Bedeutungsmodifizierungen, die, wie alles sprachliche Geschehen, vom Individuum ausgehen, und indem sie über die individuellen Schranken hinauswachsen, von der Sprachgeschichte als förmlicher Bedeutungswandel verzeichnet werden. Dadurch, daß die einfache etymologische Betrachtung des Wortes labourer in dieses Licht gerückt wird, belehrt sie den Schüler über die Natur des Bedeutungswandels und, was er hier über die Wichtigkeit der okkasionellen Bedeutung für die Verengerung des Wortinhaltes vorläufig gelernt hat, wird nach Maßgabe anderer, im Laufe des Unterrichts sich darbietender Beispiele erweitert und vertieft, und es kommen dabei naturgemäß auch die andern Formen des Bedeutungswandels zu präzipieller Besprechung.

In ähnlicher Weise werden charakteristische Erscheinungen des Lautwandels und der Analogiebildung betrachtet, das isolierte Faktum in den Zusammenhang genereller Bedeutung erhoben und als Typus registriert; die ver-

schiedenen Argumente, die bei der lautgeschichtlichen Erörterung der Wörter zur Verwendung kommen: Assimilation, Tonlosigkeit, Überhäufigkeit, Unaussprechbarkeit einer Lautgruppe usf., werden diskutiert; es geben die Entscheidungen der Grammatiker über Sprachrichtigkeit und Sprachunrichtigkeit zu grundsätzlichen Betrachtungen Veranlassung. So entsteht während des Unterrichts eine Beispieldammlung zu den Lehren der Sprachforschung, und der Studierende wird in den Stand gesetzt, gleichsam die einzelnen Kapitel des von dem Germanisten Paul verfaßten Buchs *Prinzipien der Sprachgeschichte mit romanischen Exemplen* zu illustrieren, was ihm denn auch direkt als Aufgabe gestellt werden mag.

Es soll eben die gelegentliche und fragmentarische Besprechung jener grundsätzlichen Fragen, die sich an den zufälligen Interpretationsstoff anschließt, ihren Abschluß erhalten in zusammenhängender synthetischer Darstellung von Seiten des Dozenten und von Seiten vorgerückterer Schüler.

Dabei mag den Fragen, die gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses stehen, eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden. Ich meine z. B. jene Frage, die so viel Zwietracht gejät hat: die Frage nach dem Wesen der sogenannten Lautgesetze und ihrer angeblichen Ausnahmlosigkeit; so die Frage der Sprachmischnung, speziell der Berechtigung zur Annahme ethnologischer Gründe in den sprachlichen Umgestaltungen; dann jene so fruchtbare Lehre, daß das Wort nicht isoliert, sondern nur innerhalb größerer, zusammenhängender Sprechakte lebt und sich entwickelt und deshalb in Tat und Wahrheit

durchaus nicht jene feste Lautgestalt zeigt, welche die traditionelle Orthographie voraussetzen läßt, sondern, eine wahre Proteusnatur, seine Gestalt unter dem Einfluß des Tones, der lautlichen Umgebung und der Häufigkeit seines Gebrauches beständig modifiziert, und so einen eigentlichen Herd mannigfaltiger und folgenschwerer Wandelung und Differenzierung darstellt.

Über solche Fragen nachzudenken und sich auszusprechen und sie durch Beispiele seines speziellen Arbeitgebietes, der romanischen Sprachen, zu belegen, soll der Studierende ernstlich angehalten werden, nicht damit er auf irgend einen bestimmten sprachgeschichtlichen Glauben schwören lerne und auf den Ruf einer bestimmten Schule höre, sondern damit er befähigt werde, sich seinen eigenen Glauben auf Grund eigener Arbeit und nach eigenem Urteil zu erwerben. Mir scheint, um ein Beispiel zu brauchen, daß keiner unserer Schüler die Hochschule verlassen sollte, ohne imstande zu sein, zu der Schrift Hugo Schuchardts *Über die Lautgesetze mit Gründen* Stellung zu nehmen oder ein sicheres Urteil über die Auffassungen zu haben, welche Darmesteter seinem Buche *La vie des mots* zugrunde gelegt hat und die daselbst schon in den ersten Zeilen der Einleitung folgendermaßen zu Worte kommen:

„S'il est une vérité banale aujourd'hui, c'est que les langues sont des organismes vivants dont la vie, pour être d'ordre purement intellectuel, n'en est pas moins réelle et peut se comparer à celle des organismes du règne végétal ou du règne animal.

Der zukünftige Lehrer soll unterrichtet sein über die

schweren Bedenken, welche gegen die Verwendung dieser angeblichen vérité banale bestehen, die in der Sprache einen selbständigen Organismus mit realer Existenz gleich den physischen Organismen sieht und auf diese Weise ihre Raisonnements auf unglückliche Metaphern aufbaut. Diese biologische Mythologie mit ihrer der Bezeichnung der Vorgänge des organischen Lebens entnommenen Terminologie hat viel Verwirrung in der Sprachbetrachtung angerichtet und manchen Tatbestand verdunkelt, dessen Erkenntnis auch dem elementaren Schulunterricht zugute gekommen wäre, so daß der bedrängte Sprachforscher sich das Stoßgebet des bedrängten Paul-Louis Courier zu eigen zu machen Urtache hat: Erlöse uns vom Bösen und vom bildlichen Ausdruck! Freilich muß ja auch der Sprachforscher hinwiederum wissen, daß die menschliche Rede des bildlichen Ausdrucks nicht entraten kann, ja, daß sie sich wesentlich aus gleichsam versteinerten Metaphern zusammensetzt. Er wird also den der Biologie entlehnten bildlichen Ausdruck nicht an und für sich verwiesen, aber er wird der Gefahr bewußt bleiben, die in seiner Verwendung liegt. Er wird sich davor hüten, statt der Sache das Bild zur Grundlage seiner Raisonnements zu machen, und sich bemühen, seine Schüler durch die unentbehrlichen, aber trügerischen Abstraktionen hindurch zur Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse zu führen. Man wird nicht nachdrücklich genug ihnen sagen und von ihnen wiederholen lassen, daß die Sprache nicht ein vom Menschen losgelöstes besonderes Wesen ist, das, über uns schwebend, eine eigene Existenz hätte, sondern daß die Sprache nur im Menschen und zwar

nur im Individuum wirtlich existiert, und daß alle sprachlichen Vorgänge sich nur im Individuum, in der Individualsprache vollziehen. In der Seele des Individuums liegen die auf die Sprache bezüglichen Vorstellungen in Assoziationsreihen geordnet und dieses äußerst komplizierte, in beständiger Bewegung befindliche psychische Gebilde ist der Träger aller Äußerungen der Sprachtätigkeit, ist die Sprache. Es ist insbesondere der Träger des Sprachwandels. Nicht das gesprochene, an unser Ohr schlagende Wort verändert sich; dasselbe wird, kaum ausgesprochen, vom Winde verweht und hat keine Geschichte, sondern die dem gesprochenen Worte zugrunde liegenden psychischen Erinnerungsbilder verändern sich. Sie sind das eigentliche Objekt der sprachgeschichtlichen Forschung. Diese Bilder sind dreifach:

1. Die Vorstellung eines bestimmten, begrifflichen Inhalts: das Begriffsbild;
2. Die Vorstellung einer mit diesem Bedeutungs-  
inhalt assoziierten Lautreihe, eines Klanges: das Klang-  
bild;
3. Die Vorstellung von bestimmten diesem Klangbild  
entsprechenden Bewegungen der Sprechorgane, die wir  
beim Sprechen ausführen: das Bewegungsbild.

Auf der allmählichen Verschiebung des Klang- und Bewegungsbildes beruht, was wir Lautwandel, auf der Verschiebung des Begriffsbildes das, was wir Bedeutungswandel eines Wortes nennen. Bedeutungswandel und Lautwandel sind also wesentlich psychische Vorgänge.

Ich kann es mir schon gefallen lassen, daß man solche Betrachtungen akademische nennt, aber eben akademische

in dem Sinne, daß sie wirklich in den wissenschaftlichen, akademischen Unterricht gehören und zum festen Besitz des Studierenden gemacht werden sollen, auf daß sie seine linguistischen Hantierungen auch im späteren Lehrberuf leiten und befürchten.

So wird ihn z. B. die eben erwähnte Betrachtung der Natur des Wortes veranlassen, der Nachahmung der fremdsprachlichen Laute, der Aussprache, eine größere Wichtigkeit beizulegen. Da „ein Wort unrichtig aussprechen“ heißt: mit dem Begriffsbild desselben ein falsches Kläng- und Bewegungsbild verbinden, und da Kläng- und Bewegungsbild einen integrierenden Bestandteil des Wortes ausmachen, so verlebt also ein Aussprachefehler ein vitales Interesse der Sprache. Er ist ein eigentlicher Sprachfehler, und das muß uns schreibenden und lesenden Kulturmenschen auf das Nachdrücklichste zum Bewußtsein gebracht werden, da unsere ganze Schulbildung dazu angetan ist, diesen Tatbestand zu verdunkeln und den Respekt vor dem Buchstaben über den Respekt vor dem Laut zu setzen. Die Furcht vor dem orthographischen Fehler beherrscht unsern Zugendunterricht, auch den muttersprachlichen. Orthographielehre ist, wie zu Anfang gesagt, auch der fremdsprachliche Anfangsunterricht geblieben, indem er über der Einübung des willkürlichen Schreibbildes die Erwerbung eines so integrierenden Sprachbestandteiles wie des Lautes vernachlässigt, und so das Wesentliche gegenüber dem Zufälligen zurücksetzt.

Der Laut ist die physische Erscheinung der Sprache, ihr Fleisch und Blut. Die Schrift ist das Kleid. Wer

unorthographisch schreibt, gleicht einem Menschen, der mit zerlöchertem Rock herumläuft; er gilt als ein armer Teufel und ist wenig angesehen. Wer die Sprache fehlerfrei orthographiert, gleicht einem Menschen, dessen feiner Rock elegant sitzt; alles erscheint an ihm tadellos. Aber wichtiger als ein feiner Anzug ist ein gesunder Leib, und wer von den Beiden den gesünderen Leib hat, das sagt der Rock nicht. Sorge der französischen Unterricht also vor allem für diesen gesunden Leib, und da unter uns nun einmal Kleider Leute machen, so soll daneben auch der elegante orthographische Rock fein zugeschnitten und genäht werden. Die Aufgabe ist gewiß unerlässlich; daß sie gerade für das mit einer kapriziösen historischen Schreibung gesegnete Französisch recht schwierig und zeitraubend ist, ist freilich beklagenswert. Max Müller hat die englische Orthographie ein großes nationales Unglück genannt. Das nämliche läßt sich von der französischen sagen. Es ist ein Unglück, und in unserer Zeit, da die Überbürdungsfrage so brennend geworden ist, wird es mehr denn je als ein Unglück empfunden werden, daß die kostbare Zeit der lernenden Jugend damit hingebraucht werden muß, ein so ödes und bildungsloses Wissen sich zu erwerben, wie z. B. daß man jette mit zwei t, achete aber mit accent grave und einem t zu schreiben hat. Eine orthographische Vereinfachung unserer Schriftsprachen wäre ein unendlicher Gewinn für unsere Schulen und unsere Bildung, und gerade hier können wir von den Spaniern lernen, deren Schrift ein Muster einfacher und praktischer Rechtschreibung ist.

So führt die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache dazu, den Laut auch im Unterricht in sein Recht einzusetzen

und die Lehre von den Sprachlauten, die Phonetik, zu einem integrierenden Teil des neusprachlichen Universitätsstudiums zu machen.

Jeder zukünftige Lehrer soll mit den Lehren der Lautphysiologie soweit vertraut werden, um die Laute der fremden Sprache analysieren und mit jenen seiner Muttersprache vergleichen zu können. Er soll in theoretischer und in angewandter Phonetik unterrichtet werden; er soll die allgemeinen Gesetze der Lautproduktion kennen, um die idiomatische Lautbildung der fremden Sprache beobachten und bewußt imitieren zu lernen. Das ist es eben: die unbewußte Imitation reicht nicht mehr aus, weder beim Schulknaben noch beim Studenten. Das Kind lernt unbewußt die Laute der es umgebenden Sprache in vollendeter Nachahmung. Aber nachdem einmal das Ohr in der Beherrschung der muttersprachlichen Laute gefestigt und das Kind herangewachsen ist, verliert es die Fähigkeit, die verwandten, aber eben doch neuen Laute der fremden Sprache naiv und vorurteilsfrei zu hören. Der Schüler hört sie durch das Medium der eigenen Sprache hindurch, identifiziert die fremden Laute instinkтив mit den jeweilen zunächst liegenden Lauten seiner Muttersprache, und da das Hören die Grundlage des Sprechens ist, so spricht er den falsch gehörten Laut falsch, d. h. durch Substitution des nächstliegenden muttersprachlichen Lautes aus. Z. B. wird er, wenn er Süddeutscher oder Schweizer ist, dem französischen Laut, der durch das Zeichen *d* ausgedrückt wird, einfach den durch das entsprechende deutsche Zeichen vertretenen süddeutschen Laut *d* substituieren und die herkömmliche fran-

zösische Grammatik wird ihn geradezu dazu anleiten. Er wird doux mit deutschem d sprechen und dadurch für das Ohr des Romanen unfehlbar das Klangbild toux hervorrufen. Es ist ja die gewöhnliche Klage des Franzosen, daß der französisch sprechende Deutsche die Konsonanten unerträglich hart spreche, und wenn Molière in seinen Komödien schweizerische Türhüter auftreten läßt, so deutet er die Eigentümlichkeit ihrer Sprechweise in der Schrift durch Temues an und schreibt für sie z. B. ti able und pon chour.

Französisches d, b sind eben nicht nur das, was wir im Deutschen „weiches“ d, b nennen, d. h. Mediae; d, b sind mit Stimmton gesprochene, stimmlose Medien, denen ein Blählaute vorangeht, während die schweizerischen Medien stimmlos sind, Geräuschlaute ohne Stimmbildung. Für den Franzosen ist der Unterschied zwischen d und t wesentlich der, daß d mit Stimmton, t aber ohne Stimmton gesprochen wird. Da dem süddeutschen d dieser Stimmton fehlt, so klingt es in seiner Stimmlosigkeit dem französischen Ohr wie t und wenn es im übrigen noch so „weich“ gesprochen wird.

Da also die instinktive Substitution des Deutschen d an Stelle des französischen d, bei der das in den muttersprachlichen Klängen gefangene Ohr des französisch sprechenden Süddeutschen sich begnügt — da diese Substitution dem französischen Lauten in einem wesentlichen Punkte nicht gerecht wird, so muß der Schüler zur bewußten Lautnachahmung angeleitet werden, d. h. er muß phonetischen Unterricht empfangen. Er muß dazu angeleitet werden, sich über die Bewegungen der

Sprachorgane, welche die Hervorbringung eines Lautes bedingen, genaue Rechenschaft abzulegen und diese Bewegungen so lange bewußt zu reproduzieren, bis sie durch Übung die Kraft erlangen, auch unbewußt wirklich zu sein; bis sie ihm, wie wir sagen, durchaus geläufig geworden sind.

Die phonetische Belehrung hat also den Zweck, die Mängel der bloß instinktiven Lautnachahmung durch systematischen Anschauungsunterricht — der Ausdruck mag hier gestattet sein, obwohl es sich hauptsächlich um Ohr und Taftinn handelt — zu heben.

Ein treffliches Mittel solch phonetischer Belehrung bildet für den Studierenden die Untersuchung und Darstellung einer lebenden Mundart, der ungeschriebenen VolksSprache, bei deren Aufnahme er sich ganz auf sein Ohr zu verlassen hat. Ein kurzes, aber systematisch geführtes Dialektstudium rechtfertigt den Anspruch auf Zeit und Arbeit des Studenten, den es erhebt, schon dadurch, daß es die beste Schule in angewandter Phonetik ist; und eine tüchtige phonetische Vorbildung ist für den Studierenden auch die beste Wegleitung, um einen späteren Aufenthalt im Ausland für seine praktische Ausbildung wahrhaft nutzbringend zu gestalten.

Er wird in den Stand gesetzt, auf der soliden Basis lautlicher Schulung, auf die er gestellt worden ist, auch allen jenen Imponderabilien der fremden Redepsprache sich zu nähern, deren richtige, durchschlagende Anschauung und Erkenntnis eben nur der Aufenthalt im fremden Lande zu geben vermag. Und diese Imponderabilien sind deswegen nicht belanglos, weil ein

ungeübtes Ohr ihrer nicht bewußt wird. Was wir Aussprache nennen, ist ein außerordentlich komplexes, zartes und feines Ding, dessen ungeschickte und rohe Handhabung für den Indigenen sehr peinlich ist. Es gibt ganz gewöhnliche Aussprachefehler, die er als etwas Schlimmeres, als einen tieferen Eingriff in das Wesen seiner Muttersprache empfindet, als manchen Fehler der Formen- oder Satzbildung.

Die Beschäftigung mit Phonetik, und namentlich einiges Dialektstudium, verhelfen dem Schüler aber auch zu einer klareren Einsicht in die Natur sprachlicher Vorgänge und bilden eine unentbehrliche Stütze seiner sprachgeschichtlichen Überlegungen. Sie führen ihn ins Leben der Sprache hinein und zeigen ihm, daß da jederzeit viele Dinge sich ereignen, von denen die bloß am geschriebenen Wort großgezogene Sprachweisheit sich nichts träumen läßt. Man darf mit Recht von ihnen sagen, daß sie dem Sprachstudium frische Kraft und neues Leben zugeführt haben und auch fernerhin zu führen werden. Hier gilt mit einer Variierung das Wort des Apostels: Der Buchstab e tötet, aber der Laut macht lebendig. Wir bedürfen zur Feststellung und Aufklärung der sprachlichen Tatsachen, die uns nur in schriftlicher Fixierung vorliegen, beständig des Lichtes, das die lebendige, lautende Gegenwart gewährt. —

Ich bin bei den bislang vorgetragenen Überlegungen über den akademischen Unterricht in den romanischen Sprachen von der Überzeugung ausgegangen, daß es die Hauptaufgabe dieses Unterrichts ist, dem Staate tüchtige Lehrer zu bilden, speziell solche Lehrer, die imstande

sind, ihren zukünftigen neusprachlichen Unterricht auf richtige Anschauungen vom Wesen der Sprache zu gründen.

Zu einem diesem Zwecke dienenden akademischen Studium der Prinzipienfragen und der Phonetik gehört deshalb nun auch Unterweisung über die Verwendung dieses Wissens im Schulunterricht, d. h. über die auf diese Kenntnisse zu bauende Methodik des neusprachlichen Unterrichts in der Schule. In methodologischen Vorträgen und Übungen soll dieses Fazit gezogen und der Studierende mit den verschiedenen Wegen bekannt gemacht werden, welche die gegenwärtig sich bekämpfenden oder sich ergänzenden Unterrichtsmethoden einschlagen, damit er ein selbständiges und sicheres Urteil über sie gewinne und in seinem Beruf klare und wohlbegründete Anschauungen über das, was zu tun und zu meiden ist, mitbringe.

Dieser Unterricht setzt natürlich voraus, daß der akademische Lehrer selbst seine Erfahrungen in der Schulpraxis gesammelt hat und die Bedürfnisse des Schulunterrichts aus eigener Anschauung kennt, und so sind einige Jahre Lehrtätigkeit an einer Mittelschule für den Vertreter der neuen Philologie an einer Universität eine zweckentsprechendere Vorbereitung als das auf sich selbst gestellte Privatdozententum.

Was im Anfange dieses Vortrages über die Wünschbarkeit einer gründlichen, allgemein sprachwissenschaftlichen Bildung der zukünftigen Lehrer gesagt worden ist, involviert natürlich, wie bereits bemerkt, ein durchaus auf geschichtlicher Betrachtung ruhendes Sprachstudium.

Die romanischen Sprachen sind bekanntlich modernes Latein. Französisch, Italienisch sind also bloße Namen für die späteren Stufen lateinischer Sprachentwicklung. Man spricht heute in Rom Lateinisch, wie vor 2000 Jahren, und in Paris wird heute eben die Sprache geredet, welche die römischen Legionäre und Kolonisten zu Cäsars Zeiten nach Gallien importiert haben: die Umgangssprache des römischen Volkes, das Vulgärlatein. Neben dieser lateinischen VolksSprache war als Trägerin der römischen Literatur und höheren Bildung, eine Schriftsprache, das Hochlatein, erwachsen, das nichts anderes ist, als eine bestimmte Phase des Vulgärlateins, die durch schriftliche Fixierung bei künstlicher Stabilität des Baues erhalten und in bewußter Arbeit, vorzüglich auch nach fremden Mustern, künstlich ausgebaut worden ist. Diese Literatursprache ist heute tot; die VolksSprache aber, aus der auch sie einst hervorgegangen, lebt heute noch in den romanischen Ländern fort. Die Frage, wo das Vulgärlatein aufhört und das Französische oder Italienische beginnt, ist also linguistisch gegenstandslos. Sie ist kulturhistorischer Natur, und ihre Beantwortung fällt mit der Antwort auf die Frage zusammen: Zu welcher Zeit kann in den verschiedenen romanisierten Ländern das römische Nationalgefühl als erstorben gelten? Seit wann hat die Trägerin der römischen Kultur, das Hochlatein, aufgehört, eine lebende Sprache zu sein? Da mag die Antwort in Bausch und Bogen lauten: ums Jahr 600.

Eine solche Zeitbestimmung kann aber schon deshalb nicht die Grenze für die sprachgeschichtlichen Studien des Romanisten bilden, weil uns der sprachliche Zustand der

romanischen Länder, die lateinische VolksSprache, in jener Zeit nur sehr mangelhaft bekannt ist. Und nicht nur für jene Zeit, sondern überhaupt kennen wir das Bulgärlatein wenig, weil eigentlich vulgärlateinische Sprachdenkmäler uns fehlen. Was uns von der römischen VolksSprache überliefert ist, ist immer entweder ausdrücklich auf die Norm der hochlateinischen Schriftsprache bezogen oder kleidet sich äußerlich geradezu in das Gewand dieser Schriftsprache, so daß, wie tatsächlich die Verhältnisse liegen, wir das Bulgärlatein aus dem Hochlatein erst zu erschließen haben. Damit ist also dieses Hochlatein als Ausgangspunkt für die sprachgeschichtliche Aufgabe des Romanisten gegeben, die mithin darin besteht, die Brücke von diesem Schriftlatein zu den modernen romanischen Sprachen zu schlagen.

Von diesem weiten Gebiete der romanischen Sprachgeschichte fällt für unsern akademischen Unterricht in erster Linie das des Französischen, in zweiter Linie das des Italienischen in Betracht. Man kann sagen, daß dieser Unterricht wesentlich die Aufgabe hat, Lehrer des Französischen und des Italienischen zu bilden, d. h. den Studierenden, um beispielshalber beim Französischen zu bleiben, unter Zugrundelegung seiner Kenntnisse des Hochlateins durch das Gebiet des Bulgärlateins und des ältern Französisch bis zum Neufranzösischen zu führen.

Auf dem Gange durch diese Jahrhunderte sprachlichen Lebens pflegt ein besonders langer Halt in der altfranzösischen Periode gemacht zu werden, in jener Epoche, als deren Kulminationspunkt das Jahr 1200 gelten kann. Und wohl verdient diese Zeit, um der Eigenart und des

Reichtums ihrer sprachlichen Denkmäler willen, eine besondere Beachtung durch den Unterricht, der sich hier nicht allein mit dem Französischen im engern Sinne, dem Nordfranzösischen, sondern auch mit dem Südfranzösischen, der langue d'oc, zu beschäftigen hat und so das ganze Gebiet des Galloromanischen umfassen soll.

Allein die Tradition der romanischen Philologie hat die Beschäftigung mit dieser Sprachstufe einen so breiten Raum einnehmen lassen, daß das akademische Studium des Französischen wesentlich zum Studium des Altfranzösischen und Altprovenzalischen ward. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser Sprachbetrieb des akademischen Unterrichts Widerspruch hervorrief. Insofern dieser Widerspruch von Leuten erhoben wurde, die eine offene Geringsschätzung für alles geschichtliche Sprachstudium an den Tag legten und der Hochschule die Rolle einer bloßen Empaucherin praktischer Sprachsertigkeit zuweisen wollten, gebrach es ihm an Ernst. Aber es erhob sich auch eine einsichtigere und besser unterrichtete Opposition, und diese machte mit Recht geltend, daß bei der übertriebenen Betonung des altfranzösischen Wissens nicht nur die lebende Sprache zu kurz kommt, um deren wissenschaftliche Erwerbung es sich doch schließlich handelt, sondern daß auch der wirklichen sprachgeschichtlichen Lehre dabei ihr Recht nicht wird. Denn nicht darauf kommt es an, daß Altfranzösisch überhaupt getrieben wird, sondern darauf, daß die altfranzösischen Kenntnisse des Studierenden sich nach dem Latein und nach dem Neufranzösischen hin verbindend erstrecken, so daß mit Hilfe derselben ein lebendiges sprachgeschichtliches Wissen in

ihm entsteht. Das auf sich selbst beschränkte altfranzösische Wissen, die bloß beschreibende Grammatik des Altfranzösischen hat wenig Bildungswert. Ihr Boden bedarf, um fruchtbar zu werden und den Anbau zu lohnen, des Lichtes des Entwicklungsgedankens. Das ganze altfranzösische Studium soll in den Dienst entwicklungs geschichtlicher Belehrung gestellt werden.

Aus dieser Forderung ergibt sich zunächst die weitere, daß auch dem vom Altfranzösischen zum Hochlatein führenden Vulgärlatein besondere Aufmerksamkeit zugewendet und ihm die nämliche unter der Kontrolle der Prinzipienlehre stehende, entwicklungs geschichtliche Betrachtung zuteil werde, wie den übrigen Sprachphasen, während auf dem Gebiete desselben noch vielfach recht unhistorische Vorstellungen herrschen. Das Vulgärlatein mit seinen verschwommenen Umrissen spielt in der Phantasie des angehenden Romanisten leicht die Rolle des Deus ex machina, der zitiert wird, um durch sein Machtwort eine lästige sprachgeschichtliche Verwicklung auf eine mehr bequeme als psychologisch begründete Weise zu lösen. Hier sollen vulgärlateinische Übungen klarend eingreifen und bestimmte Normen und Anschauungen schaffen.

Das Postulat streng entwicklungs geschichtlicher Führung des Unterrichts in dem in diesem Vortrage entwickelten Sinne involviert für die Beschäftigung mit dem Altfranzösischen selbst eine Reduktion. Vielleicht ist die Zeit noch nicht vorüber, da derjenige, der einer solchen Beschränkung der spezifisch altfranzösischen Studien das Wort redet, der Missachtung wissenschaftlicher Interessen beschuldigt wird. Und doch denke ich, daß eine solche Be-

schränkung mit der Wissenschaftlichkeit des Unterrichts durchaus vereinbar, ja ihr förderlich ist. Da nun einmal weder für die auf sich selbst gestellte wissenschaftliche Forschung, noch für den wissenschaftlichen Unterricht unserer Hochschulen die Forderung abzuweisen ist, daß der modernen, lebenden Sprache mehr Berechtigung zuteil werde, und da auch der Entwicklungsbegriff sein Recht verlangt, so hat das Studium des Altfranzösischen im Dienste dieser Forderungen seine richtige, begrenzte Stellung als Unterrichtsfach. Sie wird nicht mehr so dominierend, aber dafür um so unanfechtbarer sein. So glaube ich, um ein Beispiel anzuführen, daß im romanistischen Universitätsunterricht die Beschäftigung mit den ältesten französischen Sprachdenkmälern, die im Kanon der altfranzösischen Texte figurieren, sehr zurücktreten sollte. Es liegt in der Natur der Sache, daß hier der philologischen Forschung die allerschwierigsten Aufgaben gestellt sind, und daß die Meinungen der Erklärer hier weit auseinandergehen. So groß nun auch das wissenschaftliche Interesse dieser Detailkontroversen ist, so bilden dieselben doch einen Unterrichtsgegenstand von sehr beschränktem Lehrwert. Eine ersprießliche Diskussion derselben setzt außer vielem anderem eine so umfangreiche Kenntnis der altfranzösischen Dialekte voraus, wie sie der Studierende sich kaum erwirbt. Seine Zeit wird mit viel größerem Gewinn für die Behandlung eines Sprachstoffes in Anspruch genommen, dessen Erklärung sich auf weniger schwankendem Boden bewegt und nicht fast ausschließlich in der Besprechung von Fragen der Lautlehre aufgeht, sondern sein Interesse auch vorzüglich auf die Geschichte

der Syntax lenkt und der möglichst direkt zur Erklärung der heutigen französischen Sprache beiträgt. Und wie für die Übungen, so ist auch für die theoretischen Vorlesungen über Sprachgeschichte der Stoff so zu wählen, daß neben dem rein wissenschaftlichen Interesse der Lehrwert zu seinem Rechte kommt und daß der Kern des ganzen Unterrichts von den sprachlichen Erscheinungen gebildet wird, die in einem direkten Abzweigungsverhältnis zur neu-französischen Schriftsprache stehen. —

Doch wird der romanische Unterricht nicht in der geschichtlichen Behandlung der Sprachen Frankreichs und Italiens aufgehen, er wird vielmehr, um den Namen zu verdienen, den er führt, diese im Zentrum seiner Aufgabe stehenden Idiome mit beständigem Ausblick auf die romanischen Schwester-sprachen behandeln. Hier erschließt sich ein neues Feld fruchtbarster Belehrung, freilich ein Feld, das so weit ist, daß zu Zwecken des Unterrichts wieder eine Auswahl getroffen werden muß. Es werden aus dem romanischen Sprachgebiet, das sich von den Donau-mündungen bis Lissabon und von Sizilien bis zur Normandie erstreckt, die Ausschnitte gewählt werden, in welchen wissenschaftliches Interesse mit möglichst hohem Lehrwert sich paart. Da vereinigt sich die literatur-geschichtliche Bedeutung mit der sprachgeschichtlichen, um vor allem das Iberoromanische in der Form des Spanischen in den Vordergrund zu stellen. Ausschließlich sprachgeschichtliche Gesichtspunkte empfehlen eine besondere Berücksichtigung des Sardischen, das die altertümlichste Lautgestaltung unter den romanischen Idiomen besitzt, und wer dem fachmännischen Studium

des Italienischen obliegt, darf der Kenntnis des Rätoromanischen nicht entbehren, dessen Pflege ja ohnedies einer schweizerischen Universität besonders nahe liegen muß.

Selbstverständlich handelt es sich im Unterricht nicht um eine Gleichberechtigung dieser Idiome mit dem Französischen und dem Italienischen, sondern darum, daß der Studierende der romanischen Philologie in den Stand gesetzt wird, die Erscheinungen dieser beiden Hauptsprachen an jenen ihrer Schwesternidiome beständig vergleichend zu messen. Das eingehende entwicklungsgeschichtliche Studium einer romanischen Einzelsprache bedarf durchaus dieser Stütze vergleichender Betrachtung in interromaneschem Zusammenhang, und die Gewöhnung, dieser obzuliegen, muß im Unterricht nachdrücklich gepflegt werden. Wie viele Erscheinungen, die bei einzelsprachlicher Betrachtung nicht mit Befriedigung erklärt und verstanden werden können, da sie als Reste untergegangener Sprachstufen isoliert sind und in der Einzelsprache die Brücke hinter ihnen abgebrochen ist, treten dadurch in ein völlig deutliches geschichtliches Licht, daß sie in einer Schwesternsprache sich wieder finden, die sie besser erhalten oder reicher entfaltet hat! Und diese vergleichende Betrachtung bringt dem Schüler nicht nur eine Vermehrung seines sicheren sprachgeschichtlichen Wissens, sondern vor allem auch eine heilsame methodische Schulung. In ihr liegt ein Korrektiv für den Hang zu voreiligen sprachgeschichtlichen Konstruktionen, welche die unzureichenderen Mittel der einzelsprachlichen Forschung leicht aufkommen lassen. —

Was endlich die praktische Beherrschung des modernen Französischen und Italienischen in Wort und Schrift anbelangt, so stellt der Hochschulunterricht in den Dienst ihrer Erwerbung einmal die phonetische Unterweisung und dann Übungen und Vorlesungen, die in der fremden Sprache gehalten werden. Doch liegt es in der Natur der Sache, daß der auf wenige Stunden beschränkte Unterricht dem Schüler nicht jene Summe sprachlicher Erfahrungen, jene Häufung sprachlicher Eindrücke, jene Intensität sprachlichen Zwanges bietet, die allein zu bedeutenderer Sprachfertigkeit führen. Immer wird hier die Hauptaufgabe dem Aufenthalt im fremden Lande zufallen, wo so viel Unterweisung gleichsam in der Luft liegt, weil der ganze Habitus des täglichen Lebens ein nationales, sozusagen idiomatisches Gepräge trägt und Ohr und Zunge des Lernenden eine äußerst heilsame Rötigung auferlegt. Diese Rötigung ist etwas sehr wesentliches und bei der Wahl des Aufenthaltsortes im fremden Lande ist die Frage, ob derselbe Gewähr für diesen äußern Zwang bietet, wohl zu erwägen. Wie mancher ist von einem Aufenthalte in der französischen Schweiz in seiner Sprachfertigkeit wenig gefördert nach Hause gekommen, weil es ihm dort infolge des stark vertretenen deutschen Sprachelementes an diesem wohltätigen Zwange gebrach! —

So habe ich das Gebiet des romanischen Sprachstudiums eiligen Schrittes durchmessen, ohne daß ich dabei den Anspruch erheben könnte, Ihnen eine gleichmäßige Übersicht über das Ganze gegeben oder auch nur Sie auf alles aufmerksam gemacht zu haben, was auf einem solchen Orientierungsgang Ihre Blicke zu fesseln würdig

wäre. Die Auswahl der besprochenen Punkte und der Nachdruck, mit dem ich bei dem Einzelnen verweilte, waren für mich gegeben durch die Absicht, einer Ökonomie des neußprachlichen Studiums das Wort zu reden, bei welcher der lebenden Sprache inmitten der Beschäftigung mit den untergegangenen Sprachstufen ihr Recht wird; wo die bloß beschreibende Grammatik ganz in den Dienst entwicklungsgeschichtlicher Erkenntnis tritt, und wo die Anforderungen des zukünftigen praktischen Lehrberufes unserer Studierenden mehr Berücksichtigung finden, ohne daß die wohlverstandene Wissenschaftlichkeit des Unterrichts eine Einbuße erleidet.

Die Zeit, die mir zur Verfügung steht, ist über dieser Besprechung der reinen linguistischen Seite des romanistischen Unterrichts zuende gegangen, und doch umfaßt das Studium, dessen Skizzierung ich mir zur Aufgabe gemacht, auch die Geschichte der romanischen Literaturen. Indem ich mir Ihre Nachsicht erbitte für diese einseitige Behandlung meines Themas, darf ich zu meiner Entschuldigung wohl ansführen, einmal, daß der linguistische Teil des neußprachlichen Studiums unstreitig im Vordergrund der Kontroverse steht, schon weil bei ihm der Mittelschulunterricht in viel direkterer Weise interessiert ist als beim Studium der Literaturgeschichte, und dann, daß von den hier über die Einrichtung der linguistischen Unterweisung vorgetragenen Anschauungen manches eine grundsätzliche Anwendung auf die Einrichtung der literarhistorischen Arbeit ohne weiteres finden muß.

Auch im Studium der Literaturgeschichte soll der neueren Zeit mehr Raum gewährt werden. Auch hier ist

die Periode des Mittelalters allzu sehr ins Zentrum des Unterrichts gerückt und zum Gegenstand einer sich selbst genügenden, beschreibenden Darstellung geworden. Gewiß haben die Unrecht, welche sich gegen die Beschäftigung mit der Literatur des Mittelalters deswegen aussprechen, weil Form und Inhalt dieses Schrifttums ferner Zeiten das ästhetische Bedürfnis des modernen Menschen nicht befriedige. Nicht künstlerischen Genuss sucht unser Studium in erster Linie in der mittelalterlichen Literatur — obwohl ihr die Fähigkeit, solchen zu gewähren, wahrlich nicht abgeht — sondern mentale entwicklungs geschichtliche Belehrung. Auch hier kehrt dieser Gesichtspunkt wieder, und auch hier ist er ausschlaggebend für den Umfang und die Art und Weise des Studiums der fernern Vergangenheit, daß hier im Schüler eine lebendige Kenntnis von der Kontinuität der literarischen Ideen erzeugen soll. Er soll zu historischem Verständnis derselben angeleitet werden; er soll sie weniger loben oder tadeln, als begreifen lernen. Es soll ihm bewußt werden, daß die literarischen Hervorbringungen eines Volkes Erscheinungen sind, welche Gesetzen unterworfen sind; daß der Literarhistoriker die Aufgabe hat, den Grund, die Lebensbedingungen, die Folgen dieser Erscheinungen aufzudecken, zu zeigen, wie sie sich aus dem Früheren entwickelt haben und wie sie ihre Wirkung auf das Folgende fortpflanzen. Jedes literarische Produkt ist ein Dokument, das Zeugnis ablegt von der geistigen Entwicklung des betreffenden Volkes. In der Aufeinanderfolge dieser Dokumente spiegelt sich, wie nirgendwo anders, sein Kulturgang. Literaturgeschichte studieren heißt, die

Geistesgeschichte des Menschen in ihren lehrreichsten, mannigfaltigsten, feinsten, unmittelbarsten Zeugnissen studieren, heißt, aus der reichsten und klarsten Quelle schöpfen, welche der geschichtlichen Psychologie zur Verfügung steht. Und dieses Studium soll, wie das Sprachstudium, ein vergleichendes sein, denn die Literaturen der Kulturvölker haben sich unter gegenseitiger Wechselwirkung gebildet.

Neben den Vorlesungen, in denen diese Form der Unterweisung geboten wird, sollen literaturgeschichtliche Übungen gehalten werden, die den Studierenden in die Werkstätte wissenschaftlicher Arbeit und bis in die Magazine des Rohmaterials führen, um ihn durch die Kenntnis des Gangs dieser Arbeit zu eigenem Urteil zu befähigen und mit der Anregung zu selbständiger Tätigkeit zu entlassen.

Das ist wohl die Hauptsache.

Was Ernest Renan in dem schönsten seiner Bücher, den Souvenirs d'enfance et de jeunesse, sagt: „L'essentiel de l'éducation, ce n'est pas la doctrine enseignée, c'est l'éveil, die Anregung, das gilt auch von jenem Stütze Erziehung, welches wir den akademischen Unterricht nennen.



# Zum Gedächtnis



## Adolf Tobler.

(Ein Lebensbild <sup>1)</sup>).

Eine tragische Fügung hat es gewollt, daß ich, der ich einst in ihre Mitte durch unseren Meister und Freund Adolf Tobler eingeführt worden bin, hier, wo Sie so oft seinem Wort gelauscht haben, nun zum erstenmal das Wort ergreife, um dem toten Meister und Freund zu huldigen.

Wir hatten noch auf ein langes Zusammensein gerechnet.

Er mochte nicht von heut auf morgen von seiner Lehr-tätigkeit lassen, die hier fast ein halbes Jahrhundert seines Lebens erfüllt hat, und mir erschien es als ein reiches Geschenk meines akademischen Schicksals, daß er neben mir bleiben und mir die Übernahme der Aufgabe erleichtern würde, die mir durch sein Vertrauen viel mehr als durch mein Verdienst zugefallen ist. Denn wer würde die Aufgabe, eines Adolf Tobler Nachfolger zu sein, ohne Zagen übernehmen?

---

<sup>1)</sup> Dieses Lebensbild wurde aus Anlaß der Gedächtnisfeier entworfen, welche die Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen am 12. April 1910 für Adolf Tobler abgehalten hat, der am 18. März gestorben war.

Unsere letzten Unterredungen galten diesem schönen Plane gemeinsamer Lehrtätigkeit, und in diesen Gesprächen fand seine vornehme Gesinnung und sein Wohlwollen zu unvergeßlichem Ausdruck. Er dachte nicht an sich; er dachte an die Sache und an den anderen. Guten Mutes, vertrauensvoll schied ich vor einigen Wochen von ihm:

*Qui a proudome parole, si se repose, heißt es in seinen „Sprichwörtern des gemeinen Mannes“.*

Wir durften weiter auf seine Vorlesungen über historische Syntax, über Hermeneutik, über Dante rechnen, und der Kreis seiner Seminaristen sollte ihn nicht entbehren.

Das ist nun anders gekommen. Mit der Wucht der Zerstörung ist das Schicksal hereingebrochen, hat alle Zukunftspläne zunichte gemacht und in den Kreis der Fachgenossen laute Klage und Trauer gebracht.

Ihm ist freilich ein Wunsch in Erfüllung gegangen; er ist mitten aus der Arbeit hinweggenommen worden. Er ist, wie er es sich wünschte, sozusagen am Schreibtisch, gleich Petrarca, gestorben.

Nun soll ich von ihm zu Ihnen sprechen, zu Ihnen, die Sie fast alle seine Schüler und hier lange Jahre hindurch seines Geistes Genossen gewesen sind, ich, der ich immer fern von ihm gelebt habe und der ich in meiner Studienzeit den Weg nach Berlin leider nicht gefunden. Man möchte sagen, ich sollte hier eher von Ihnen hören als zu Ihnen reden. Wenn ich gleichwohl den ehrenvollen Auftrag, der mir durch unseren Vorsitzenden geworden ist, übernommen habe, so geschah es, weil dieser selbst erst das Wort zu ergreifen versprach und weil ich als Lands-

mann und Freund des Verewigten Ihnen allerlei hoffen  
sagen zu können, was Sie in dieser Stunde freundlich  
aufzunehmen bereit sind.

Meine Beziehungen zu Adolf Tobler gehen ins Jahr 1878 zurück. Er war in jenem Sommer in der Schweiz, und von Zürich aus suchte er mich in meinem Elternhause zu Winterthur auf. Sie können sich denken, welch freudige Erregung dieser Besuch mir brachte und wie glücklich ich war, von Professor Tobler eine Empfehlungskarte an Gaston Paris zu erhalten, bei dem ich meine Studien fortführen wollte. Unzertrennlich ist für mich die Erinnerung an diese beiden geistigen Führer, und in der langen Reihe von Briefen und Karten, die ich von beiden aufbewahre, sind mir die teuersten zwei Stücke, die ihre beiden Namen vereinigen: ein Brief aus Le Pouliguen (1889), den Gaston Paris und sein Guest Adolf Tobler gemeinsam geschrieben haben, in die vier Seiten sich teilend, und eine Visitenkarte mit ihrer beiden Namen, das sichtbare Zeugniß ihres unvergesslichen gemeinsamen Besuches in Bern (1883). In freundschaftlichem Verkehr mit Adolfs Schweizer Brüdern durfte ich aus der Ferne an seinem Leben Anteil nehmen. Indessen haben wir uns auch in unserer Heimat öfters getroffen, in Freude und auch in Leid. Am Sterbebett seines Bruders, meines Kollegen Ludwig Tobler, führte mich mein Amt als Dekan in gemeinsamer Trauer mit ihm zusammen. Hier in Berlin habe ich im Laufe der Jahre viel teure Stunden, oft als Guest seines Hauses, mit ihm verbracht. So glaube ich manches über ihn und durch ihn zu wissen, wovon ich hier, in seiner wissenschaftlichen Familie, reden darf. Ich

möchte hauptsächlich die schweizerische Vorgeschichte des Berliner Romanisten Ihnen erzählen.

Das alte Zürcher Geschlecht der Tobler hat der Vaterstadt manchen tüchtigen Mann geschenkt. Die nächsten Vorfahren unseres Freundes waren Geistliche, Land- und Stadtpfarrer, Chorherren und Professoren der Theologie. Ein kräftiges Geschlecht mit kinderreichen Familien, die gelegentlich an Gestalten aus Meister Gottfrieds Novellen erinnern. Die Tobler des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts waren „liberal“; sie gehörten zu den „Patrioten“, wie der parteipolitische Ausdruck lautete. Sie waren Anhänger des Umschwunges, den die Französische Revolution dem Lande gebracht und der das patrizische Regiment stürzte. Politischer Freisinn war Toblersches Familienerbe, auch bei denen, die sich nicht mit Politik beschäftigten. Bei manchem Familienglied zeigt sich ein künstlerischer Einschlag: der malt, der andere dichtet, dem dritten hat die Musik es angetan. In der nächsten Verwandtschaft erscheint auch ein Philologe: Adolf Toblers Großonkel ~~Kasper~~ Hirzel hat eine französische Grammatik geschrieben, die lange Autorität genoß.

Man will beobachtet haben, daß des Großvaters Art oft auf den Enkel übergeht. Nun, Adolf Toblers Großvater, der Pfarrer Tobler von Stäfa, wird in einer Familienchronik mit Worten geschildert, in denen wir den Enkel wiedererkennen:

„Er nahm teil“, heißt es von dem alten Pfarrherrn, „an jeder unschuldigen Freude, hatte offenen Sinn für jede Schönheit der Natur, für die Genüsse der Kunst, namentlich der Musik und des Gesanges, war empfänglich

für Freundschaft, Liebe und traute Geselligkeit. Bescheiden, drängte er sich nie vor, aber ein gewisses Selbstgefühl, das ihm seine nicht geringen Geistesgaben und sein reines sittliches Bewußtsein gar wohl erlaubten, bewahrten ihn vor unmännlicher Furcht und aller unwürdigen Kriegerei. Wo es am Platze war, scheute er sich nicht, schlechten Subjekten, auch wenn sie hochgestellt waren, die bittere Wahrheit ins Gesicht zu jagen."

So der Pfarrer von Stäfa und so sein Enkel, der Berliner Professor.

Adolfs Vater, der Pfarrer Salomon Tobler, war eine weiche träumerische Künstlernatur, den Familientradition in die Laufbahn des Theologen gedrängt hatte. In ihm trafen die verschiedenen künstlerischen Einschläge der Vorfahren zusammen. Aber seine künstlerische Aulage fand keine systematische Ausbildung. Nach der Eingebung des Tages zeichnete er, sang er zum Saitenspiel, und die Inspiration einer glücklichen Stunde weckte auch den Poeten in ihm.

Das Stadtkind heiratete 1820 ein gebildetes, tüchtiges Mädchen vom Lande, und bei der Hochzeit machte den maître de plaisir Béter Salomon Hirzel, der spätere Leipziger Buchhändler, dessen Tochter ein halbes Jahrhundert nachher Adolf Toblers Gattin werden sollte.

Adolf war das zweitjüngste Kind von sechs Geschwistern. Er hatte eine ältere Schwester und vier Brüder, die er sämtlich überleben sollte.

Drei ländliche Stationen bezeichnen den pfarramtlichen Lebensweg Salomon Toblers: erst das einsame, unwirt-

liche Sternenberg, dann das liebliche Hirzel auf der Höhe des Albis und endlich das idyllische Embrach.

Im Pfarrhaus zu Hirzel, wo der entzückte Blick vom blauen Zürcher See hinausschweift zu den Alpen, kam Adolf Tobler zur Welt, 1835, als der Vater eben sein Epos vom Heldenkampf der Nidwaldner gegen die Franzosen vollendet hatte. Adolf ist der Sohn des Dichters der „Enkel Winkelrieds“, über die Cornicelius vor zwei Jahren in unserem „Archiv“ gehandelt hat. In diesem Pfarrhause war auch Meta Heufer geboren, eine bekannte schweizerische Dichterin, und deren Tochter, Johanna Spahr, stammt ebenfalls aus Hirzel. Es ist ein Poetenest, dieses Bergdörfchen hoch über dem Sihltal.

Diesem Pfarrhaus gelten die Strophen des Huldigungsgedichtes „An mein Vaterland“, das Salomon Tobler den „Enkeln Winkelrieds“ vorausgesandt hat:

Heil mir! Hier hebt auch mir sich eine Hütte,  
Ich tauschte sie um keinen Goldpalast;  
Hier leb' ich in des freien Landes Mitte,  
Von Sorgen frei in süßer Friedensraust.  
Ein treues Weib und holde Kinder weben  
Der Freuden viel in mein verborgnes Leben.  
Der eignen Bäume Frucht pflückt unsre Hand,  
Uns reift das goldne Korn auf eignem Land.

Ob auch aus Balken künstlos nur gefüget,  
Schützt doch vor Glut und Frost das niedre Dach.  
Mit schwantem Grün und süßen Früchten schmieget  
Die Rebe sich ums freundliche Gemach.  
Auf hehre Alpen sieht's und stille Tale,

Errötet von des Morgens erstem Strahle,  
Und sinn't die Sonne hintern Bergestrang,  
Brennt flammengleich der kleinen Fenster Glanz.

Hinter diesen kleinen Fenstern sang der Pfarrherr seine Kinder in den Schlaf, mit der Gitarre an ihren Bettchen sitzend; auf diesen Höhen fuhr der Pfarrherr, wie er selbst berichtet, seine Jungen in einem kleinen Wägelchen stundenlang durch Feld- und Wiesenwege.

Doch nur die ersten fünf Lebensjahre verbrachte Adolf hier oben. Der politische Sturm des Jahres 1839 brauste auch durch das Pfarrhausidyll von Hirzel.

Die Berufung D. F. Strauß' als Theologieprofessor an die junge Universität Zürich war im September 1839 das Signal zur Auflehnung des konservativen Volkes gegen die liberale Regierung geworden. Auf den Ruf, daß die Religion in Gefahr sei, war das erregte Landvolk, ein kirchlicher Landsturm, nach der Hauptstadt gezogen und hatte die Regierung gestürzt. Auch Bewohner von Hirzel hatten an dem Zuge teilgenommen.

Am Sonntag darauf tat Pfarrer Tobler einen schweren Gang nach seiner Kirche. Er fühlte die Verpflichtung, ein offenes Wort über diese revolutionären Vorgänge zu sagen, und wußte, daß er damit in Gegensatz zu seiner konservativen und glaubensfeindigen Gemeinde treten würde. Seine Worte erregten denn auch leidenschaftlichen Widerspruch. Er konnte den sonntäglichen Gottesdienst nicht zu Ende führen, und seines Bleibens war in der friedlosen Gemeinde nicht mehr. Im blühenden Mai des folgenden Jahres bezog er die Pfarrei Embrach.

Hier wuchs Adolf heran. Diesem Pfarrhause galten seine Jugendgedächtnisse. Daher stammen die Bilder, die Sie alle in seinem Berliner Studierzimmer gesehen haben. Hier hat er die Volkschule besucht, an die er sich gern und dankbar erinnerte.

Von hier kam er mit dreizehn Jahren (Ostern 1848) zu seiner Ausbildung ans Gymnasium nach Zürich, das er im April 1854 mit glänzendem Zeugnis absolvierte. Nur in einem Fache fehlte ihm die höchste Note: im Französischen. So schien er nicht zum Romanisten bestimmt.

Leider hat er über sein Leben keine Aufzeichnungen hinterlassen. Einzig über diese Zürcher Bildungszeit findet sich einiges aus seiner Feder in einem italienisch geschriebenen Aufsatz mit dem Titel *Zurigo*<sup>1)</sup>, den er einige Jahre später in einem Florentiner Familienblatte veröffentlichte, und den er, um die eigene Spur zu verwischen, als aus den Papieren eines verstorbenen Schweizers stammend ausgab.

Da sehen wir den Gymnasiasten, der seine freie Zeit der Musik widmet, dessen bescheidenes Zimmer ein Klavier schmückt, der seine Mitschüler mit Vorträgen und Unterricht für seine Kunst begeistert und sie sogar in den Zwischenpausen um sich schart, um ihnen aus einer Musikzeitschrift vorzulesen. Die Jahrestage berühmter Komponisten feierte er im stillen Kämmerlein, indem er bei einer Tasse

---

<sup>1)</sup> „Zurigo. Questo scritto fu trovato fra le carte lasciate da uno Svizzero morto in Italia.“ Estr. dalle „Letture di Famiglia“ Decade II. Tomo IV. Firenze, Tip. Galileiana di M. Cellini e C. o. D. 39 Z.

Kaffee die Biographie des Meisters las und den Tag über aus dessen Werken spielte. Bei den berühmtesten Konservatorien zieht er Erfundigungen ein über die Aufnahmebedingungen.

Er wollte Musiker werden.

Als er am Scheidewege stand, nach der Maturitätsprüfung, da brachte der Rat seines älteren Bruders Ludwig und eines lieben Lehrers den Neunzehnjährigen davon ab. Er wandte sich dem Studium der Philologie zu, und die romanischen Sprachen zogen ihn besonders an. Drei Gründe nennt er dafür. Einmal fesselte ihn diese divergierende Entwicklung des Latein. Dann erschien ihm das Studium des Romanentums für einen Schweizer, dessen Vaterland deutsch-romanisch ist, als eine patriotische Aufgabe, dienlich a più intima fusione delle miste nazionalità. Und endlich wollte er der verhängnisvollen Lehrmethode derer entgegentreten, die bloß zu parlieren verstehen und nichts erklärern können: opporsi al pernicioso metodo di coloro che, non spiegando nulla, non sapendo le ragioni di nulla, preparati all'insegnamento per il solo soggiorno all'estero v'intronano gli orecchi finchè non cicalate come loro ...

Liegt nicht schon hier das Wesen seines Lehrens und Forschens ausgesprochen? Liegt nicht die Einheit seiner Lehre in diesen Worten spiegare ... sapere le ragioni? Wie hat er die Aufgabe, die er hier in jugendlichem Eifer formuliert, in reicher Lebensarbeit erfüllt! Und richtete sich seine Kritik nicht zeit seines Lebens contro il metodo di coloro che non spiegano nulla, che non sanno le ragioni di nulla?

Vier Semester ist er in Zürich immatrikuliert, ein lebensfrohes Mitglied der Studentenverbindung Zofingia. In höchst amüsanter Weise hat er in jenem Florentiner Familienblatt die Biersitten dieses trinkfesten Völkchens geschildert, unter feierlicher Anrufung des Gambrinus, von Füchsen (volpi) und Burschen (garzoni), von Brandern (brueciati) und alten Häusern (case vecchie), von Biertaufen und Salamandern geredet mit der Sachkenntnis der eigenen Erfahrung. Er erzählt den erstaunten Florentinern, wie der Zürcher Student spät aus der Kneipe ans Ufer des Sees zieht, dort ein mitternächtiges Bad nimmt und dann zur Höhe des Uetliberges emporsteigt, um die Sonne aufgehen zu sehen. Die 100 Zürcher Studenten, meint er, trinken nicht weniger als die 800 Tübinger und machen mehr Lärm als die 1600 Berliner.

Zürich hatte damals noch keine romanistische Professur. Der Philosoph Bobrik, von dessen etwas abenteuerlicher Persönlichkeit Tobler noch später sprach, kündigte gelegentlich Lektüre neuerer spanischer Dichtungen an. Das ist das erste romanistische Kolleg und das einzige, das Tobler in der Zürcher Studienzeit hörte. Sein Studium galt besonders der klassischen und der germanischen Philologie. Er hörte bei Stöckly, Schweizer-Sidler, F. Th. Bischofer u. a.

Sein fünftes und sechstes Semester verbrachte er in Bonn (1856—57). Er hörte Gotisch, Dantes Inferno und Calderón bei Friedrich Diez, vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen, Altfranzösisch und Provenzalisch bei Delius, Neufranzösisch bei Monnard. Der Vater im Pfarrhause zu Embrach

freute sich der Studien seines Sohnes Adolf, nahm sein Italienisch wieder auf und erschloß sich mit den Büchern seines Sohnes auch die spanische Literatur.

In Bonn macht Tobler zwei Bekanntschaften, die in der Folge für sein Leben große Bedeutung gewannen: er lernte Moritz Haupt und Gaston Paris kennen, Moritz Haupt, den Berliner Philologen, dem er im Hause Böckings vorgestellt wurde und dessen Kollege er einst werden sollte, und den siebzehnjährigen französischen Studenten Gaston Paris, mit dem der Einundzwanzigjährige hier eine Freundschaft fürs Leben schloß. Ein Wintersemester (1856/57) waren die beiden in Bonn zusammen, Tobler hörte Calderón, Paris Tasso bei Diez, mit dem sie beide auch persönlich Verkehr pflegten. Es ist eine merkwürdige Fügung, daß die Lebensfreundschaft der beiden großen Meister unseres Faches zu Bonn geschlossen wurde, gleichsam unter den Auspizien dessen, der unsere Wissenschaft aus der Taufe gehoben hat: Friedrich Diez! Hier klingen drei große Namen zusammen. Und im Verkehr der beiden Studenten hat gewiß der ältere und in seiner Studienrichtung gefestigte Tobler, der schon im sechsten Semester stand und tüchtige Kenntnisse besaß, einen bestimmenden Einfluß auf den jüngeren Paris geübt, der seinen Weg noch suchte.

Zur Bonner Studienzeit hat Tobler sich einmal im „Archiv“ kurz geäußert. Da erzählt er, wie er jede Woche auf eine Stunde allein zu Diez in die Wohnung kam und nach eigener Wahl dieses oder jenes Stück aus Mahns Werken der Troubadours übersetzen durfte. In diesem persönlichen Umgange empfing er von seinem

Lehrer den unauslöschlichen Eindruck „einer unendlichen Güte, einer vollen Reinheit und höchsten Adels der Gesinnung“, und er fügt hinzu: „daß man mich in solchem Zusammenhang einmal un élève de Diez nenne, darf ich nicht zu hoffen wagen, sonst würde ich es innig wünschen“.

Im Sommer 1857, also am Schluß seines siebenten Semesters, promovierte Tobler in Zürich mit seiner Arbeit über die romanische Konjugation, welcher „Bemerkungen zum provenzalischen Alexanderlied“ angehängt sind, die schon eine ungewöhnliche Belesenheit verrieten und ganz in der Art gehalten sind, wie er sie später zu einer langen Reihe von Texten liefern sollte.

Auf die Lehrjahre folgen die Wanderjahre, denn erst vier Jahre nach seinem Examen trat er in den Staatsdienst. Diese Wanderjahre verbrachte er studierend und unterweisend im In- und Auslande, in Italien und Frankreich. Im Spätjahr 1858 finden wir ihn in Rom; dann nimmt er eine Stelle für Französisch und Italienisch im berühmten Institut Höfwy bei Bern an. Der Direktor sieht ihn nach anderthalb Jahren mit „wahrem Bedauern“ scheiden und nennt ihn den Freund seiner Kollegen und Schüler. Adolf Tobler vertauscht Höfwy mit Florenz. Da unterrichtet er während acht Monaten den Sohn des Deputierten Cavaliere Bartolomeo Cini, der ihm ebenfalls ein glänzendes Zeugnis mitgibt, denn „sarebbe difficile incontrare persona più degna di ogni elogio e di ogni stima“, und in dessen Familie nach dem Zeugnis Pio Rajnas noch heute des jungen Schweizer Lehrers Andenken lebendig ist. Ein Florentiner Gymnasialdirektor bescheinigt im Frühjahr 1861 dem schei-

denden Signor dottore Ad. Tobler di Zurigo, daß er so umfassende und genaue Kenntnisse in italienischer Sprache und Literatur besitze „da potere insegnare l'una e l'altra con perfezione“. Daß er das Italienische beherrschte, das beweist eben jener Aufsatz Zurigo, der in seiner feinen und humorvollen Art schon ganz den Habitus des späteren Adolf Tobler zeigt. Das ist der Schalk, den wir kennen, der hier die Feder führt, der von akademischer Freiheit, von Fackelzug und Käzenmusik erzählt und über solche Jugendbeichte lächelt, um sie von neuem zu beginnen. Mir ist, als fühlte man, wie der Schreiber von der Lektüre Manzonis herkommt, dessen behagliches Plaudern, dessen lehrhafte Digressionen und scherhafte Zwischenbemerkungen ihm sympathisch sein mußten.

Von Florenz ging's im Mai 1861 zu einem mehrmonatigen Aufenthalt nach Paris. Die Frage nach einer Lebensstellung wird dringlicher. Verschiedene Aussichten werden erwogen. Da bietet sich im Herbst des Jahres Solothurn mit einer Lehrstelle für französische Sprache an seiner Kantonsschule.

Fünf Jahre hat Tobler diese Stelle innegehabt. Er lehrte da, wie ihm zum siebzigsten Geburtstage ein alter Schüler bezeugt, „ein solides, wetterfestes Französisch“. Der junge Mann mit der hohen Gestalt und dem durchdringenden klaren Blick erwarb sich rasch die Zuneigung der Schüler, die Hochachtung der meist schon älteren Kollegen und aller gesellschaftlichen Kreise. Aus dem angeregten Leben dieser Solothurner Zeit hat Lazarus in seinen Lebenserinnerungen geplaudert. Lazarus fuhr von Bern herüber zur Solothurner „Töpfergesellschaft“,

und wohl erkennt man in seinen Schilderungen den, der den Namen „der Troubadour“ trug und als „Sänger, Junggeselle und moderner Philologe“ bezeichnet wird. Tobler sang, übersetzte und kommentierte nicht nur fremde Lieder; er dichtete auch selbst. Er liebte es, das Erlebte in dichterische Form zu kleiden, den Abschied vom Vaterhause oder den politischen Kampf, und das zarte Wort wie das derbe und ironische standen ihm zur Verfügung. Hier hat Tobler Beziehungen geknüpft, die fürs Leben vorhielten. Noch nach Jahrzehnten war den Solothurnern der tüchtige junge Magister in Erinnerung, der Direktor ihrer „Liedertafel“, der liebenswürdige und lebensfrohe Gesellschafter, der charaktervolle Bürger, der im Verkehr mit den politischen Machthabern, wie eine Solothurner Zeitung sagte, „so etwas wie einen Stecken im Rücken hatte“.

Im Herbst des Jahres 1866 folgte Tobler einem Ruf an die Kantonschule zu Bern als Lehrer des Französischen und Italienischen. In Bern traf er seinen älteren Bruder Ludwig als Extraordinarius für germanische Philologie an der Universität, und ihn selbst mußte die Möglichkeit der Habilitation locken.

Mittlerweile war er in den Kreisen der Fachgenossen durch eine Reihe von Arbeiten bekannt geworden, die von ungewöhnlichen Kenntnissen, von Scharfsinn und Gründlichkeit zeugten und ihn als Kenner der verschiedensten Gebiete der romanischen Linguistik und Literaturgeschichte legitimierten. Provenzalische und altfranzösische Texte hatte er seit 1858 in Eberts Jahrbuch, in Herrigs Archiv, beim „Stuttgarter literarischen Verein“, als Beilage zum

Solothurner Schulprogramm herausgegeben. Ein erfolgreiches „Italienisches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen“ (1866, zweite Auflage 1868) ließ den erfahrenen Schulmann erkennen. Geschmackvolle Vorträge und Aufsätze, mit denen er sich an ein weiteres Publikum wandte, zeigten die Kunst seiner populär-wissenschaftlichen Darstellung. Mit der gleichen Sachkenntnis berichtete er über Ugo Foscolos Aufenthalt in Zürich (1862) wie über das volkstümliche Epos der Franzosen (1866). Im nämlichen Jahre führte er in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ dem deutschen Publikum Gaston Paris' *Histoire poétique de Charlemagne* vor, welches Buch ihm der Freund *en souvenir de longue amitié* gesandt hatte. Und noch 1866 schrieb er über den Roman *Flamenea* einen Artikel in den „Grenzboten“ und veröffentlichte zugleich in den „Göttinger gelehrteten Anzeigen“ jene kapitale Besprechung der Meherschen Ausgabe, die den Meister verrät. Genug! Ich wüßte nicht, wer damals in deutschen Landen in ähnlicher Weise den neuesten Forschungen auf romanistischem Gebiete, kritisch und mitarbeitend, folgte wie der junge Schweizer Gymnasiallehrer.

Unter diesen Umständen hieß die philosophische Fakultät der Universität Bern zu Anfang 1867 sein Habilitationsgesuch für romanische Sprachen und Literaturen willkommen, und er kündigte für das Sommersemester ein einstündigtes Kolleg „Einleitung in das Studium der provenzalischen Sprache und Literatur“ an. Doch fand sich kein Zuhörer, wie er mir später einmal schrieb.

Ein seltsames Zusammentreffen! In den nämlichen Tagen, da die Berner Fakultät seine Habilitation geneh-

migte, entschied sich auch in Berlin sein Schicksal. Der damalige Dekan der Berliner Fakultät, Moritz Haupt, wendet sich im Januar 1867 an den alten Diez nach Bonn mit der Nachricht, daß Berlin für seinen neubegründeten romanistischen Lehrstuhl einen tüchtigen Philologen suche. Wie Haupt's und Diez' Vorschläge sich in der Person des jungen Tobler begegneten, haben Sie eben durch unsern Vorsitzenden gehört.

Vier Monate darauf, am 23. Mai, seinem zweihunddreißigsten Geburtstage, erging an Adolf Tobler der Berliner Ruf für ein Extraordinariat mit 1000 Tälern Gehalt, und am 27. Mai kommt er bei den Berner Unterrichtsbehörden um seine Entlassung ein. In dem Entlassungsgesuch bezeichnet er die akademische Wirksamkeit als etwas, das seit langer Zeit Gegenstand seines sehnlichen Wunsches gewesen sei. Bern, das ihn nur so kurze Zeit besessen, ließ ihn mit herzlichen Wünschen und mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns scheiden. Das Schreiben der Schulkommission lehrt der Überzeugung Worte, daß Tobler „mit der ihm eigentümlichen Auffassung und Lösung“ des gymnasialen Pensums „die gediegensten Ergebnisse“ erwarten ließ.

So verlor Bern seinen ersten Romanisten — und zugleich seinen Musikreferenten. Adolf Tobler lieferte dem Berner „Intelligenzblatt“ pseudonyme Konzertberichte, deren Geheimnis die Redaktion versprochenermaßen treulich wahrte. Daß der unbekannte Referent auch im Lehrzimmer nicht immer Zustimmung fand, ist natürlich. Hier seinen ahnungslosen Kritikern gegenüberzustehen, bereitete ihm Spaß.

Mit dem Wintersemester 1867 trat er in die hiesige Universität ein, als Kollege von Mommsen und Ranke, Müllenhoff und Steinthal, Boeckh und Haupt, Bopp und Droysen.

Er begann mit dem Chevalier au Lyon, der ihn durch die vierzig Jahre seiner hiesigen Tätigkeit begleitet hat, und mit Provenzalisch. Hinter dem Altfranzösischen und Provenzalischen trat das Italienische, das ihn bisher vorzugsweise beschäftigt hatte, in Berlin zurück; doch hielt er regelmäßig über Dante — wie auch über Cervantes — Kolleg. Schon damals las er in der Frühe des Tages. Bereits im Sommer 1868 kündigte er jene Übungen der „romaniischen Gesellschaft“ an, aus welchen sein Seminar hervorgegangen ist.

1868 begründete er seinen Hausstand. Sie sind Zeugen des Glücks gewesen, daß ihm da erblüht ist. Im Sommer 1869 lehnt er einen Ruf nach Marburg ab, und im Januar 1870 wurde er ordentlicher Professor. Von diesem Ordinariat nahm er gleichsam Besitz mit jener meisterlichen Ausgabe des *Dit du vrai aniel* (1871), in welcher er zuerst an einem altfranzösischen Gedicht es unternommen, die ursprüngliche mundartliche Gestalt wiederherzustellen.

Nun gehörte er Berlin, ohne daß er aufgehört hätte, Schweizer zu sein und das Gedankenerbe und die Sprache seiner Heimat treu zu bewahren. Er durchlief die Ehrenämter seiner Universität, war Dekan 1876 und Rektor 1890.

Mit Wattenbach und Diels zusammen wurde er am Leibnitztage des Jahres 1882 in die Akademie aufgenommen und vom Sekretär Mommen bewillkommen. Tobler spricht in seiner Rede von seinen bisherigen Arbeiten und

von seinen Plänen. Wenn je eine Sammlung seiner kleineren Schriften veranstaltet wird, so wird diese kurze Rede dazu gehören. Er bestimmt hier selbst seine Stellung in der damaligen Forschung, spricht von seinen kritischen Ausgaben, seinen Arbeiten zur historischen Syntax und zur historischen Lehre vom Versbau, besonders aber von jener Sammlung gelegentlicher Notizen von lexikalischen Merkwürdigkeiten, die er zu einem Wörterbuch des Altfranzösischen auszuarbeiten sich entschlossen habe, und umschreibt die Aufgabe, die ein solches Wörterbuch zu erfüllen hat.

Und Mommsen antwortet: „In Dir, mein teurer Freund Tobler, begrüßen wir den ersten selbständigen Vertreter dieser jetzt mündig gewordenen Wissenschaft, in Dir nicht bloß einen ihrer Meister, sondern zugleich den entsagenden und mutigen Unternehmer eines jener fundamentalen Werke, die geschaffen zu haben dem Gelehrten das reine Gefühl nützlichen Strebens gewährt, an denen helfend und fördernd mitgewirkt zu haben der Ruhm der Akademien wie der Regierungen bleibt.“

Auch Mommsen spricht hier von Toblers Wörterbuch, dessen Drucklegung Tobler eben damals, nachdem er schon Druckproben hatte herstellen lassen, ent sagt hatte. Dem Godefrohs Dictionnaire de l'ancienne langue française hatte 1880 zu erscheinen begonnen. Das Urteil über dieses fleißige, aber diffuse und unzuverlässige Werk steht längst fest: ihm gehen in Anlage und Ausführung gerade die philologischen Qualitäten ab, die das Wörterbuch Toblers ausgezeichnet haben würden, und wenn Godefrohs Dictionnaire uns allen genutzt hat, so hat es andererseits

der ganzen Forschungsarbeit der letzten dreißig Jahre den Schaden zugefügt, daß sie seinem wegen Toblers Wörterbuch entbehren mußte. Was uns dieses gebracht hätte, das lassen all die Beiträge erkennen, die Tobler zur Wortforschung in ethymologischen und syntaktischen Arbeiten, in Rezensionen und Anmerkungen zerstreut hat: blühende Zweige, die von einem Baume gebrochen sind, dessen ganze Krone, dessen Stamm dem Auge sich entzog. Welch fruchtbeschwere Äste dieser Baum tragen mag, erkennen wir auch daraus, daß nach Toblers Überzeugung, „der größte Teil dessen, was gemeinlich der Syntax zugewiesen wird, fürs Französische durchaus dem Wörterbuche und nur ihm anheimfällt“.

In dem Augenblicke, da wir den plötzlichen Verlust des unermüdlichen Forschers beklagen, stimmt es doppelt wehmütig, zu sehen, wie es ihm versagt geblieben ist, sein Hauptwerk in den Dienst aller Forschenden und Lernenden zu stellen. Zur Seite seines verwaisten Schreibtisches ruhen heute noch ungedruckt die Tausende von Zetteln, die seine schöne klare Schrift bedeckt, und mahnen die Lebenden an ein nobile officium.

Seit 1875 haben sich die auswärtigen gelehrten Körperschaften mit Huldigungen bei Adolf Tobler eingestellt: zuerst die rumänische Akademie zu Bukarest, die ihm die Ehrenmitgliedschaft schenkte; dann das Institut de France, das ihn zum Korrespondenten ernannte und ihm im vorigen Jahre die Mitgliedschaft verlieh; die Gothenburger, Wiener, Münchener Akademie, die Accademia de' Lincei, das Istituto Lombardo usw. usw.

Zu den Gedenktagen seines fort schreitenden Lebens, zu seinem Professorenjubiläum (1895), seinem siebzigsten Geburtstage (1905), seinem fünfzigsten Promotionstage (1907) strömten aus allen Ländern die Gratulationen und Huldigungen derer zusammen, die einst zu seinen Füßen gesessen oder sich an seinen Werken gebildet haben — es sind ganze Generationen von Romani sten. Diese Gedenktage hat unsere Gesellschaft wie Familienfeste gefeiert. —

Man hat wohl gesagt, daß Adolf Tobler streng und kühn gewesen sei. Darüber möchte ich noch ein Wort sagen, der ich so viel Liebe von ihm erfahren habe.

Er war vor allem streng, unerbittlich streng gegen sich selbst. Er lebte ganz seiner Pflicht. Es war alles kernig und tüchtig an ihm. Er hatte jene Zurückhaltung, jene Herbheit, die so oft das Angebinde tiefer Wahrhaftigkeit ist. Und er war wahrhaftig: das macht auch den Gelehrten und Forscher in ihm so groß. Auch ich habe wohl, wie jeder, seine Herbheit erfahren. Sie war die Schwester seiner Liebe und Freundschaft.

Wer seine zurückhaltende Art aus der Ferne sah, den täuschte der Eindruck. Enthaltung von Worten, schrieb einst sein Bruder Ludwig vom Vater Salomon, beweist nicht ohne weiteres Mangel an Gefühl. Sie kann auf Scheu vor unzarter Berührung, auf innerer Keuschheit beruhen. Daß Adolf Tobler tief empfand, daß er seine Schüler lieb hatte und innigen Anteil an ihrem Ergehen nahm, das zeigen, denke ich, seine Schweizer Jahre, und das ist in der Berliner Zeit nicht anders geworden. Wer ihm näher kam, wer Briefe von ihm hat, der weiß davon

zu erzählen. Und viele von Ihnen wissen es. Aus solchen Briefen will ich nur eine Stelle zitieren, Worte, mit denen er 1905 den Dank ablehnte, den ihm ein alter Solothurner Schüler durch meine Vermittlung abstatten ließ: „Ich glaube nicht, daß er mir für das Französisch, daß er bei mir gelernt haben mag, zu besonderem Dank verpflichtet ist. Es wird wohl eher der Eindruck sein, daß ich meine Schüler liebgehabt und mich bemüht habe, auf ihre werdenden Persönlichkeiten heilsam zu wirken, der ihm mein Andenken wert macht. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß das am ehesten hastet. Ich besuche immer noch, so oft ich nach Zürich komme, meinen alten Sekundarlehrer Heufer, der in Embrach immer so freundlich gegen mich und daneben so streng gegen sich gewesen ist.“

Er selbst war, auf der hohen Warte, auf die das Schicksal ihn gestellt, wie dieser Lehrer Heufer, dem er so anhing. Wenn er, wie Sie gehört haben, es innig gewünscht hat, gleich Gaston Paris ein élève de Diez auch im menschlichen Sinne genannt zu werden, in seiner Güte, seiner Reinheit und dem Adel seiner Gesinnung, dann freuen wir Nachgeborenen uns innig, ihm diesen Wunsch und zugleich eine Pflicht zu erfüllen und die Güte, die Reinheit und den Adel der Gesinnung dieses großen Gelehrten und Lehrers zu preisen.

---







BINDING SECT. JUN 28 1968

PN  
804  
M6  
Bd. 2

Morf, Heinrich  
Aus Dichtung und Sprache

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

---

